3 1761 08158857 6

DT
310
K33

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/neunjahreinmarok00karo

Karow:

Neun Jahre in marokkanischen Diensten

Festzug in Tanger (links Eingang zur deutschen Gesandtschaft).

Neun Jahre in marokkanischen Diensten

Von

Kapitän Leonhard Karow

ehemaligem Kommandanten des scherifischen Regierungs-dampfers „Turki"

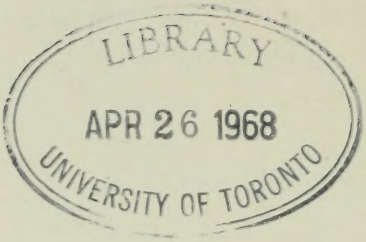
Mit 60 Abbildungen und 1 Karte

Berlin 1909

Wilhelm Weicher, G. m. b. H.

Haberlandstr. 4

DT
310
K33



Druck von
E. Haberland, Leipzig-R.

Zur Einführung.

Im Leben des Seemanns spielt der Zufall oft eine entscheidende Rolle. Eine solche Schicksalsfügung brachte mich im September 1899 gerade zu einem Zeitpunkt nach Tanger, als dort von dem deutschen Kapitän Mietzner für den marokkanischen Regierungsdampfer „Es Sid Et Turki" ein neuer Offizier gesucht wurde. Ich war damals zweiter Offizier der Woermannlinie, die in jener Zeit noch am Marokkohandel beteiligt war. Herr Mietzner versuchte einen von uns Woermann-Offizieren gleich dort zu behalten und schickte, als dies nicht gelang, seinen zweiten Maschinisten mit uns nach Hamburg, mit dem Auftrage, ihm einen neuen Offizier von dort zu besorgen. Der Maschinist malte mir dann auf der Reise das Leben in Marokko und auf dem Turki in so verlockenden Farben aus, daß ich in Hamburg um meine Entlassung bat und Mitte November schon wieder in Tanger war, um mein Glück im Dienste der marokkanischen Regierung zu versuchen.

Wieder ein Zufall fügte es dann, daß ein für Marokko in Italien gebauter Kreuzer damals grade in Tanger angekommen war und dem Kommando des Herrn Mietzner unterstellt wurde; und durch diesen Umstand hatte ich das Glück, schon nach einem Monat auf dem Turki als Kapitän angestellt zu werden!

Die marokkanische Regierung besaß damals im Ganzen drei Schiffe: Den schon genannten „Es Sid Et Turki", den grade übernommenen Kreuzer „El Bashir" und die „Hassani". Die Kapitäne und Offiziere dieser Schiffe waren Europäer und zwar alle Deutsche, bis auf den schwedischen Kapitän der Hassani. Der Bashir und die Hassani wurden innerhalb der nächsten zwei Jahre verkauft, der erstere, weil die marokkanische Regierung nichts damit anzufangen wußte, die letztere wegen Altersschwäche.

So blieb denn der „Turki" allein übrig! Das Schiff ist im Jahre 1892 von der Werft Weser in Bremen für Rechnung der

Firma Krupp in Essen erbaut worden und war ursprünglich dazu bestimmt, einige vom Sultan Mulai Hassan bestellte schwere Küstengeschütze nach Marokko zu bringen. Der Dampfer hatte, da er die Barren von Larasch und Rabat passieren sollte, nur acht Fuß Tiefgang bei einer Ladefähigkeit von fünfhundert Tons.

Doch nur die für Rabat bestimmten zwei Geschütze sind zur Ablieferung gekommen, weil der Gedanke der Küstenverteidigung mit dem Tode Mulai Hassans wieder einschlief.

Das Schiff selbst blieb als Eigentum der marokkanischen Regierung zurück, weil, wie es heißt, seine Kosten in dem Preise für die Kanonen mit einbegriffen waren. Es wurde sofort mit zwanzig marokkanischen Mannschaften belegt, die jedoch den vier deutschen Offizieren an Deck und in der Maschine unterstellt blieben. Diese Mannschaften, verstärkt durch sieben Artilleristen zur Bedienung der an Bord stehenden zwei alten Kruppschen Vorderlader, fand ich vor, als ich den Dienst an Bord antrat.

Solange der Großvezier Bu Achmed für den noch unmündigen Mulai Abdul Asis in Marokko regierte, herrschte Ruhe und Ordnung im Lande. Als aber der Sultan großjährig wurde und 1899 den Thron bestieg, brach, hervorgerufen durch seine völlige Unfähigkeit, der Bu Hamara-Aufstand aus, der wohl sein gut Teil zum Ruin des Landes beigetragen hat.

Während der Anfänge dieses Aufstandes begann ich meine täglichen Erlebnisse aufzuzeichnen, und jetzt, zu einer Zeit, wo Marokko den Verzweiflungskampf um seine Unabhängigkeit führt, trete ich damit an die Öffentlichkeit. Obgleich ich gegen manche Fehler der Marokkaner nicht blind war, habe ich doch so viele gute Eigenschaften bei ihnen gefunden, daß ich Land und Leute während der neunjährigen Gastfreundschaft, die ich hier genoß, liebgewonnen habe.

So hoffe ich denn, mit diesem Buche auch in der Heimat Sympathie und Interesse für das so schwer geprüfte Land zu erwecken.

Tanger, im März 1909.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Erste Eindrücke. — Dienstantritt. — Endgültige Beseitigung des Piratenwesens. — Die Mannschaft des „Turki".

Als ich am 20. November 1899 in Tanger ankam, war das Schiff, für dessen Dienste ich bestimmt war, gerade auf einer Reise im Mittelmeer abwesend. So hatte ich Zeit und Muße, mir erst einmal Land und Leute näher anzusehen. Der erste Eindruck war kein sehr glänzender: enge, verwahrloste und durch den Regen der letzten Tage aufgeweichte Straßen, die kaum zu passieren waren; schmutzige und unfreundliche Häuser. Ein zahlreiches und schmieriges Bettlergesindel war von widerwärtiger Aufdringlichkeit und zum Teil durch scheußliche Krankheiten und Gebrechen entstellt. Nimmt man hinzu, daß ich grade aus der Heimat kam, mit der Aussicht, jahrelang in diesem Lande zu leben, so wird man begreifen, daß mich diese Zustände nicht sehr erbauten.

Doch allmählich gewöhnte sich das Auge daran und sah neben dem Häßlichen auch das Schöne: Menschen in allen Schattierungen, vom tiefsten Schwarz bis zum blendendsten Weiß, in ihren oft zerlumpten, doch immer phantastischen Kleidungen; das Marktleben in seiner bunten Pracht; die schöne Umgebung der Stadt, wo kahle Felsen mit immergrünen Gärten, Hainen und Feldern abwechselten und immer neue, entzückende Aussichtspunkte boten; vor allem aber liebe Landsleute, die ich hier ansässig fand, und die dem fremden Ankömmling gastfrei entgegenkamen, — all dies trug dazu bei, mich schnell mit meinem Schicksal auszusöhnen.

Was mir zuerst besonders auffiel, war das Fehlen jeglicher Polizei. Jeder machte tatsächlich, was er wollte. Mitten in der Stadt wurde nach Vögeln und Ratten geschossen, und die Europäer vollführten oftmals des Nachts in feuchtfröhlicher Stimmung einen

Höllenspektakel, ohne je mit dem Arm des Gesetzes in Gestalt von Nachtwächtern oder Polizisten in Konflikt zu geraten. Dennoch war die persönliche Sicherheit eine vollkommene! Von irgendwelchen Morden und Diebstählen, wie sie täglich in den Großstädten Europas vorkommen, hörte man nichts, und wenn man in den europäischen Zeitungen die Chroniken der sensationellen Kapitalverbrechen durchlas, so freute man sich erst recht der trotz Fehlens jeglicher Polizei in Tanger herrschenden vollkommenen Sicherheit für Person und Eigentum. Und schon damals versicherten mich meine neuen Freunde, daß gerade diese Sicherheit und Ungebundenheit dem Leben in Marokko seinen besonderen Reiz verleihe, eine Erfahrung, die ich dann im Laufe der Jahre bestätigt fand.

Als nach einigen Tagen der Es Sid Et Turki unter der Flagge „so rot wie das Blut" in den Hafen einlief, fühlte ich mich schon recht heimisch. Ich trat sofort meinen Dienst an. Die Eingeborenen-Mannschaft, die jetzt meinem Kommando unterstellt wurde, machte durchschnittlich einen recht guten Eindruck. Matrosen und Heizer waren zum Teil schon jahrelang an Bord und im Schiffsdienst wohl erfahren. Sie verrichteten die erforderlichen Arbeiten schnell und ohne Murren und waren überhaupt bei guter und gerechter Behandlung um den Finger zu wickeln. Durch die in Marokko herrschende Protektionswirtschaft waren jedoch leider auch einige unfähige Elemente mit untergelaufen, denen wir trotz ihrer Dummheit und Frechheit nicht beikommen konnten, da sie von oben immer gehalten wurden. Die Leitung mußte sich mit ihnen abzufinden versuchen. Solche „Männer der Protektion" waren wahrscheinlich auch die sieben zur Bedienung der beiden Kruppschen Vorderlader an Bord geschickten Artilleristen, doch führten sie ein so stilles und beschauliches Dasein, daß man von ihrer Anwesenheit kaum etwas merkte! Ebenso still und beschaulich lebten zwei arabische Eleven, Leute, die zehn Jahre lang bei der italienischen Marine Navigation „studiert" hatten, ohne es zu irgend welchen Kenntnissen in diesem Berufe zu bringen. Sie bezogen ein bescheidenes Gehalt von der Regierung und leisteten dafür gar nichts. Fast alle bisher beschriebenen Mannschaften

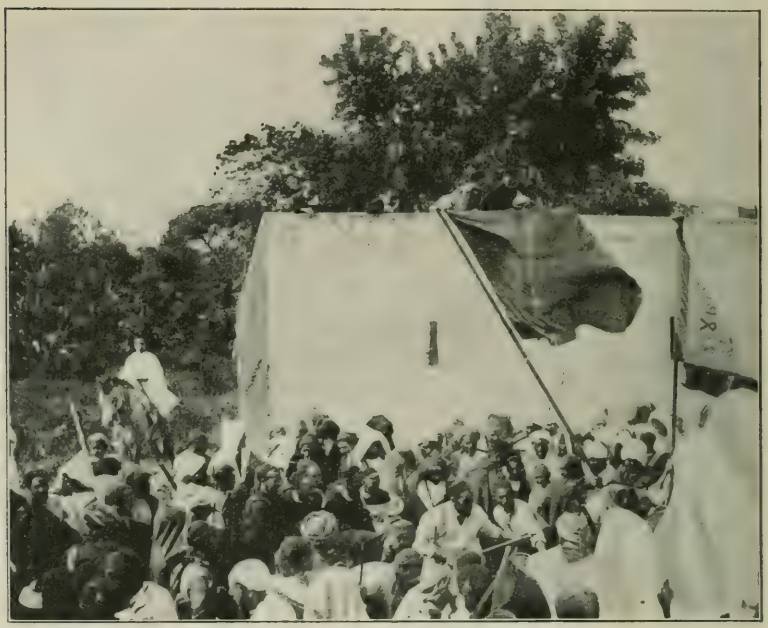
sprachen arabisch und radebrechten nebenbei noch etwas spanisch oder englisch. Doch war trotzdem zur Verständigung ein englisch sprechender eingeborener Dolmetscher an Bord.

Gleich die erste Reise, die ich noch unter dem Kommando meines Vorgängers antrat, war sehr interessant. Der Sultan hatte zwei Jahre vorher den Seeräubereien der Riffstämme ein gewaltsames Ende bereitet. Kaid Buschtsa bel Baghdadi war mordend, brennend und sengend durch die Riffprovinz gezogen, hatte die Dörfer verwüstet, die waffenfähigen Männer getötet oder gefangen genommen und die Frauen und Kinder der Sklaverei überliefert. Der Turki mußte von See aus die Operationen am Lande unterstützen. Er hatte die gekaperten Piratenboote nach Rabat zu schaffen, die Truppe auf dem Seewege mit Proviant und Munition zu versorgen und zuweilen auch mit den beiden Vorderladern aktiv in das Vernichtungswerk einzugreifen. Schließlich, als nichts mehr zu vernichten war, mußte er die gefangenen Seeräuber, dreihundert an der Zahl, in schweren Eisen nach Masagan ins Gefängnis überführen. Auch eingesalzene Köpfe wollte man dem Schiff mitgeben, aber gegen eine derartige Ladung protestierte der Kapitän energisch und mit Erfolg. Das Vorgehen der Regierung war gewiß hart und grausam; doch mit anderen, sanfteren Mitteln wäre die Seeräuberei kaum so gänzlich auszurotten gewesen, da das Gewerbe schon Jahrhunderte lang betrieben und gleichsam als Privilegium betrachtet wurde.

Unter den in das Gefängnis von Masagan geworfenen Piraten räumte der Tod in kurzer Zeit gewaltig auf, da ihre Behandlung eine furchtbare war; auch die hundertsechzig überlebenden waren schließlich reine Jammergestalten. Die Regierung hatte dann nichts mehr dagegen, daß die Unglücklichen in ihre Heimat zurückbefördert wurden. Der Turki sollte sie von Masagan nach dem Riff zu bringen und wir fuhren deshalb Anfang Dezember 1899 nach Masagan ab.

Dort angekommen, eröffnete man uns, daß wir außer den Piraten noch gegen hundertfünfzig Kisten Pulver mit nach Tanger zu nehmen hätten. Dieses Pulver, das in recht defekten Kisten verpackt war,

hatte schon mehrere Tage, nur dürftig durch dünnes Segeltuch gegen Regen und Feuersgefahr geschützt, in Leichtern fertig zur Einschiffung gelegen, und zum Schrecken der Europäer hatten die Hafenarbeiter gemütlich darauf gesessen und ihre Pfeifen und Zigaretten geraucht. Doch die Angst war unbegründet; denn, wie



Festzug in Tanger.

wir später auf der Fahrt nach Tanger feststellten, explodierte dieses Pulver nur mit Widerwillen. Es war im Lande hergestellt und lediglich zum Salutschießen in den Hafenbatterien bestimmt. Wenn man einige Körner davon ins Feuer warf, so gaben sie erst nach längerer Zeit einen eigenartigen, zischenden, unwilligen Ton von sich. Dadurch wurden auch die Bedenken zerstreut, die wir anfangs gegen das Übernehmen der aus dem Leim gegangenen Kisten gehegt hatten.

Nachdem wir diese Ladung an Bord genommen hatten, wurden auch die Piraten eingeschifft. Die armen Kerle sahen erbarmungswürdig aus; einige waren so schwach, daß sie nicht mehr gehen konnten, sondern von ihren Kameraden getragen werden mußten. Ihre Kleidung bestand aus einer einzigen, ursprünglich weißen, doch vom Alter gegilbten Djellaba. Aber die Lust am Seeräuberhandwerk schienen sie doch nicht ganz verloren zu haben; denn als ein spanisches Segelfahrzeug vorüberfuhr, hörte der zweite Maschinist, der arabisch verstand, den einen zum andern sagen: „Sieh mal an, das wäre was für uns!"

Als wir mit den Kerlen nach Tanger kamen, erschienen viele ihrer Verwandten an Bord, und es war rührend, die Begrüßungsszenen mit anzusehen; die armen Gefangenen lachten und weinten vor Freude, einige weinten wohl auch vor Schmerz, denn sie hatten des Traurigen genug erfahren.

Von Tanger fuhren wir sie nach ihrer Heimat weiter, wo wir sie am Strande in der Bucht von Peñon, dem kleinen spanischen Presidio gegenüber, an Land setzten.

Wer die Riffküste aus eigener Anschauung kennt, wird begreifen, daß hier ein ausgezeichnetes Terrain für das Piratenunwesen war. Schroffe, kahle, zerklüftete und ungastliche Felsen steigen bis zu mehreren hundert Metern Höhe steil aus dem Meere auf. Einige ganz kleine Buchten und Aushöhlungen unterbrechen die Felsenwand. Sie boten den Seeräubern einen vorzüglichen Versteck, aus dem sie bei windstillem Wetter über die dann manövrierunfähigen, meist schwach bemannten kleinen Segler herfielen.

Wer die Besatzungen und den Betrieb auf den kleinen spanischen Inselchen*) gesehen hat, der wird auch begreifen, daß von dort aus dem Piratenunwesen nicht zu steuern war. Diese Eilande, kleine Felsen von kaum fünfzig Meter Höhe und nicht viel mehr Durchmesser, dienten den Spaniern von jeher ausschließlich zum Unterbringen ihrer schwersten Verbrecher und boten nur Raum für eine ganz schwache Garnison, die den Riffleuten gegenüber nichts ausrichten

*) Peñon und Alhucemas.

konnte. Obgleich die Inseln nur durch einen ganz schmalen, kaum fünfzig Meter breiten Wasserstreifen vom Festlande getrennt sind, hatten die Spanier doch Jahrzehnte lang fast gar keinen Verkehr mit den gegenüber wohnenden Eingeborenen, aber nicht, weil sie es nicht wünschten, sondern weil die Piraten es nicht gestatteten.

So mußte erst der Sultan, auf Drängen der Mächte, selber das Ausrotten des Seeräuberunwesens besorgen, und er tat es so erfolgreich, daß man seither kaum noch etwas davon im Riff gehört hat. In den wenigen Fällen, in denen jetzt noch spanische Fahrzeuge geplündert werden, liegt die Schuld meist auf spanischer Seite. Es handelt sich dann fast immer um Konterbandisten, welche die Riffleute übers Ohr zu hauen suchen, wofür sich diese durch Ausplündern der Fahrzeuge schadlos halten.

Schon nach dieser kurzen Reise hatte ich mich davon überzeugt, daß ich mit meinen Arabern sehr gut auskommen würde. Sie leisteten zwar als Seeleute nicht ganz das, was man von europäischen und besonders von deutschen Matrosen zu verlangen pflegt, ersetzten aber den Mangel an Fähigkeiten durch guten Willen. Das Verhältnis zwischen Befehlenden und Gehorchenden war ein mehr patriarchalisches, in der Art, wie es früher auf unsern Segelschiffen bestand. Da die Leute, wenn sie an Bord kamen, nicht die geringste Erziehung besaßen, so mußten sie erst langsam an Disziplin und Gehorsam gewöhnt werden; waren dann aber, wenn man sie angelernt hatte, immer dankbar dafür. Mein Vorgänger, Herr Mietzner, und der langjährige erste Maschinist, Herr Koch, hatten ihre Leute gerecht und mild behandelt und dabei die Erfahrung gemacht, daß nur auf diese Weise etwas mit ihnen zu machen war. Sie hatten sich einen festen Stamm zuverlässiger Mannschaften herangebildet, der ihnen auf den Wink gehorchte und sich auf Befehl des Kapitäns auch sofort von mir willig leiten ließ.

Viel hatten die Leute gerade nicht zu tun, denn für seine Größe war das Schiff reichlich stark bemannt. Jeden Morgen wurde zuerst das Deck gewaschen und dann jedem seine Arbeit zugewiesen. Diese bestand, wie auf den meisten Dampfern, in der

Regel in Farbe waschen, Rost reinigen und Malen. Selten kam eine richtige Seemannsarbeit vor, die, wenn sie gut gemacht werden sollte, von den europäischen Offizieren selber ausgeführt werden mußte. Während des Aufenthaltes in Tanger war stets die eine Hälfte der Mannschaft auf Landurlaub; auf See gingen sie ihre Seewachen und wurden, außer mit Deckwaschen, kaum beschäftigt. Nur beim Einnehmen und Löschen der Ladungen hatten sie zu helfen. Die Deckmannschaft mußte auf See natürlich steuern, kannte jedoch die einzelnen Kompaßstriche nicht, da sie zumeist nicht einmal die arabischen, viel weniger die europäischen Schriftzeichen lesen konnte. Deshalb mußte der führende Offizier den zu steuernden Kurs mit dem Finger zeigen, und auch der abgelöste Rudersmann gab ihn auf diese Weise weiter. Dies konnte sehr leicht zu Mißverständnissen führen, weshalb der wachthabende Europäer immer scharf aufzupassen hatte.

Selbstverständlich sind die Marokkaner ebensowenig Engel wie wir Europäer: sie verursachten ihren Vorgesetzten manchen Ärger, besonders durch ihre Neigung, sich von jeder Arbeit zu drücken. Es hielt schwer, sie an Reinlichkeit zu gewöhnen, denn während sie einen gewissen Ehrgeiz darein setzten, daß an Deck alles schön sauber war, herrschte in ihren Logierräumen, wenn niemand achtgab, stets großer Schmutz, da alle den Unrat einfach auf den Fußboden zu werfen pflegten und keiner sich berufen fühlte, die Lokale einmal gründlich auszumisten. Dies war einer der Beweise ihres etwas kindlich-eigensinnigen Wesens; jeder hielt sich für zu vornehm, für die Gemütlichkeit des andern zu sorgen. Vielleicht merkten sie es selber kaum, wenn ihre Wohnungen von Schmutz starrten, denn sie waren es von Haus aus nicht anders gewohnt, und es kostete uns Europäer manchen Kampf, sie in dieser Hinsicht etwas zur Sauberkeit zu erziehen.

Fast jeder der Leute trug eine andere Uniform. Nur der rote Fes war ihnen allen gemein. Gerne nahmen sie von uns Europäern abgelegte Röcke, Westen, Jacken, Stiefel, Strümpfe und besonders Hosen, und zogen alles sofort an, trugen aber im übrigen ihre Landestracht. Gewöhnlich starrten ihre Kleider vor Schmutz,

nur wenn sie an Land gingen, waren sie meist tadellos angezogen: guter Fes, zuweilen mit umgewundenem Turban, schöne gelbe Pantoffeln, einfarbiger Anzug nach Landessitte (weite Kniehose und kurze, reich besetzte Jacke) und darüber die Djellaba, ein dunkler Mantel mit kurzen Ärmeln und Kapuze.

Am Körper waren sie stets sauber, wenigstens hatte nie jemand Ungeziefer.

Die Küchen waren getrennt. Während für uns Europäer (Kapitän, Offiziere und zwei Maschinisten) in der ursprünglichen Schiffsküche ein deutscher Koch die Mahlzeiten bereitete, kochte den Eingeborenen einer ihrer Glaubensgenossen das Essen. Der schwarze Koch, Hadsch Faraschi mit Namen, war in seiner Kindheit als Sklave nach Marokko gekommen und später freigelassen worden. Nebenbei gesagt, war er der einzige Neger an Bord. Er hauste in einer an Deck aufgestellten engen Küche, in der es meist fürchterlich aussah und noch fürchterlicher nach Knoblauch und nach ranzigem Öl roch. Nur schwer konnte der alte Herr die auf ihn einstürmende Arbeit bewältigen und die Wünsche seiner Kostgänger befriedigen. Fast täglich gab es Reibereien des Essens wegen; entweder waren die Leute mit der Kost unzufrieden, oder sie konnten sich über die Gerichte nicht einigen, oder dem einen wurde zu viel und üppig, dem anderen zu mager gekocht. Gerade die Kostfrage führte fortgesetzt zu Streitigkeiten, denn die Leute — wie auch wir Europäer — beköstigten sich selber und hatten leider sehr verschiedenen Geschmack. Doch der Alte ließ sich durch solche Kämpfe nicht verblüffen; er war immer vergnügt, machte wohl auch dem Streit durch einen guten Witz, über den alle lachen mußten, schnell ein Ende und — kochte dann doch, wie es ihm paßte. Zuweilen, wenn ich auf der Brücke stand, brachte er mir eine Kanne Tee, auf die ich erst dann endgültig verzichtete, als der Tee etliche Male ganz ausgeprägt nach Knoblauch schmeckte und roch. Er nahm meine Ablehnung nicht übel. In seinem Äußern übertraf er alle andern an Schmutz, ich glaube fast, er wäre kleben geblieben, wenn man ihn gegen eine Wand gedrückt hätte. Seine Küche war, trotz der Klagen einiger Geizhälse, sehr

billig. Die Leute lebten nicht schlecht, sie aßen besonders viel Fleisch, Brot und Gemüse, brieten alle Speisen in Öl, und zahlten monatlich kaum zwanzig Pesetas, nach deutschem Gelde ungefähr vierzehn Mark.

In ihren Religionsübungen waren sie im allgemeinen nicht sehr streng. Immerhin gab es einige unter ihnen, die genau nach dem Koran alle Gebetszeiten innehielten. Mit Matten, die ihnen als Gebetsteppiche dienten, erschienen diese Frommen pünktlich zur festgesetzten Stunde an Deck, breiteten den Teppich auf der großen Luke oder vorn auf der Back aus und verrichteten, mit dem Gesicht nach Mekka, unter vielen Verbeugungen, Kniefällen, Küssen des Decks und Händeringen das vorgeschriebene Gebet. Bei unsichtigem Wetter mußte ich ihnen zuweilen den Kurs nach Mekka durch den Kompaß angeben. Am Abend stellte sich wohl auch ein ganz Frommer vorn hin und rief, wie der Muhezzin von den Moscheen, mit lauten, langgezogenen, klagenden Tönen die Gläubigen auf dem Schiffe zum Moghreb, dem Sonnenuntergangsgebet. Ein allgemeines Gebetsfieber stellte sich immer kurz vor Beginn des heiligen Fastenmonats, des „Ramadan", ein, dem wir uns jetzt gerade näherten. Dann wurden auch die größten Freidenker plötzlich fromm, und beim Abendgebet standen dann fast alle Leute in Reihen an Deck umher und beteten gemeinsam. Das machte den Eindruck, als ob sie taktmäßig und nach Kommando Freiübungen ausführten. Wir Europäer nahmen auf die Betenden stets Rücksicht und störten sie nie, obgleich uns manche Arbeitszeit dadurch verloren ging. Man muß sich eben in die Sitten und Gebräuche eines Landes, in welchem man gewissermaßen nur als Gast weilt, fügen, wenn es auch zuweilen schwer ist.

Zweites Kapitel.

Avancement. — Hadsch Mohamed Torres. — Marokkanisches Trockendock in Larache. — Der Fastenmonat Ramadan. — Kasba Saida. — Die Zöllner.

Nach Tanger zurückgekehrt, übernahm Kapitän Mietzner das Kommando über den neuen marokkanischen Kreuzer Baschir, und mir wurde jetzt die Führung des Turki übertragen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich meinen nunmehrigen direkten Vorgesetzten kennen, den alten Hadsch Mohamed Torres.*) Dieser war der „Naib" (Stellvertreter) des Sultans den fremden Gesandtschaften gegenüber in Tanger. Denn wegen der nicht gerade sehr glänzenden Sicherheit im Innern residieren die Vertreter der fremden Mächte nicht am Hofe des Sultans in Fes oder Marrakesch, sondern an der Küste in Tanger und verhandeln dort durch Torres mit dem Sultan. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß der Verkehr von Regierung zu Regierung meistens recht langweilig und schwierig ist.

Das Amtsgebäude des alten Torres liegt in der Hauptstraße, von außen unscheinbar, im Innern jedoch stattlich nach maurischer Weise ausgebaut. Es ist draußen immer von einer Reihe von Türhütern umlagert, die für Trinkgelder sehr empfänglich sind. Der alte Herr selber war ein zwar kleiner, aber schöner und ehrwürdiger Greis mit weißem Bart und klugen, freundlichen Augen. Er war immer sehr leutselig gegen uns Seeleute, was wohl hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben ist, daß er keine Ahnung von der Schiffahrt hatte und sich in allen damit zusammenhängenden Fragen ganz auf uns verlassen mußte. Daß er ein großartiger Diplomat war, bewies er, als er mir einen Kontrakt zur Unterschrift vorlegte. Ich ließ mir das Papier übersetzen und fand, daß ich danach ungefähr gar keine Rechte und Ansprüche, wohl aber viele Pflichten hatte. Doch Mietzner sagte mir, er habe früher nie

*) Torres starb in dieser Stellung im Sommer 1908.

einen Vertrag mit der Regierung gehabt und auch meiner sei nur eine Formsache und bezwecke jedenfalls nur, der marokkanischen Regierung, an welche die Mächte bei jedem Anlaß mit allerlei Forderungen heranträten, den Rücken zu decken. So unterschrieb ich denn — und habe es nie zu bereuen gehabt!

Die marokkanische Regierung war freilich sehr hartleibig, wenn es sich darum handelte, zur Reparatur oder Ausrüstung der Schiffe Geld auszugeben. Sie war ja bekanntlich überhaupt in jeder Beziehung eine sehr säumige Schuldnerin. Nur mit viel Ausdauer und List war etwas zu erreichen. So kam es, daß der

Der „Turki" im marokkanischen Trockendock.

Dampfer damals schon über zwei Jahre nicht mehr im Trockendock gelegen hatte, und der Schiffsboden infolgedessen furchtbar angewachsen war. Anstatt, wie unter gewöhnlichen Verhältnissen, mit acht Knoten Geschwindigkeit in der Stunde zu laufen, rutschte der Turki nur noch mit kaum fünf Knoten über die See. Alle Vorstellungen, man möchte ihn doch einmal wieder ins Trockendock schicken, waren erfolglos. Vernunftgründe fruchteten nicht. Anstatt durch die einmalige Ausgabe des Dockens eine größere Geschwindigkeit und dadurch eine bedeutende Kohlenersparnis zu erreichen, ließ man das Schiff im Schneckentempo weiterfahren.

Um solcher Kalamität ein Ende zu machen, hatte mein Vorgänger beschlossen, in Larasch im Fluß auf einer natürlichen Bank das Docken vorzunehmen und wenigstens soviel vom Boden abzukratzen, wie es die dortigen Verhältnisse erlaubten. Diesen Plan brachte ich im Januar 1900 zur Ausführung; seitdem dockten wir jährlich ein bis zweimal auf diese billige Weise und erzielten dadurch wenigstens für einige Monate fast die volle Geschwindigkeit.

Während meines Aufenthaltes in Larasch lernte ich zum ersten Mal die liebenswürdige Gastfreundschaft der Marokkaner kennen. Auf einem längeren Spaziergang in die Umgegend begegnete uns Offizieren des Turki ein vornehmer Araber auf seinem Maultier, der uns in freundlichster Weise einlud, seinen ganz in der Nähe gelegenen Garten zu besehen. Er führte uns durch einen herrlichen Olivenhain in einen riesigen Wald von Apfelsinen- und Zitronenbäumen, die fast unter der Last ihrer Früchte zusammenbrachen. Darunter war in üppiger Fülle europäisches Gemüse angepflanzt. Das ganze Land wurde nach arabischer Art künstlich bewässert. Wohl mehrere Stunden hielten wir uns an diesem schönen Fleckchen Erde auf, und als wir endlich, mit Früchten reich beladen, den Heimweg antraten, gab uns der freundliche Wirt auf seinem Maultier noch ein Stück weit das Geleit. Er verabschiedete sich und wich unserm Danke aus, indem er schnell davontrabte.

Sonst bot Larasch gerade nicht viel Abwechslung. Es ist ein trauriges Nest mit engen, sehr schlecht gepflasterten Straßen,

schmutzigen Häusern und vorwiegend jüdischer Bevölkerung. Die wenigen Christen waren zwar nicht unsympathisch, aber durch das eintönige Leben reichlich philisterhaft geworden. Die einzige Kneipe am Ort, die erst bei unserer Ankunft eröffnet wurde, hatte verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Hamburger Kartoffelkeller, und obgleich der Wirt ziemlich gutes deutsches Bier verzapfte, war der Aufenthalt bei ihm nicht gerade sehr angenehm. Wir waren froh, als wir das traurige Nest wieder verlassen konnten.

Markthallen in Larasch.

Noch ein andrer Umstand trug dazu bei, uns den Aufenthalt in Larasch zu verleiden: der arabische Fastenmonat Ramadan. In dieser Zeit dürfen die Marokkaner am Tage weder essen, trinken noch rauchen, sondern müssen diese Tätigkeiten nachts ausführen. Daß derartige religiöse Vorschriften nicht angenehm sind, läßt sich denken. Dennoch unterwerfen sich ihnen die Gläubigen willig, und wer es wagen sollte, sie in Auflehnung gegen Allahs Gebot zu übertreten, wird vor den Gouverneur geschleift und für seine Gottlosigkeit mit Prügeln bestraft. Die Leute sind während des Ramadan immer in gereizter Stimmung; sie zankten sich viel und wurden oft handgreiflich. Sowohl der Anfang wie auch das Ende dieses Monats wird mit je einundzwanzig Salutschüssen

begrüßt, und täglich wird den Gläubigen durch einen Kanonenschuß angezeigt, wann sie abends mit dem Essen beginnen dürfen und morgens damit aufhören sollen. Dem alljährlich wiederkehrenden Fastenmonat sehen die Europäer vielleicht mit größerem Unbehagen entgegen als die Eingeborenen selbst; denn während diese doch meinen, daß sie Allah durch das Fasten einen ganz besonderen Gefallen tun, denken jene nur mit Schrecken an die völlige Unbrauchbarkeit ihrer eingeborenen Dienerschaft während der Hungerzeit.

Wie schon erwähnt, herrschte damals in Marokko große Ordnung und Sicherheit. Überall, im Innern und an der Küste, lagen Truppen (Mehallas), die das Volk im Zaume hielten. Die Kommandeure (Kaids) walteten ihres Amtes zwar oft grausam und willkürlich; doch wer Marokko kennt, weiß auch, daß dies dort das einzige Mittel ist, um sich Respekt zu verschaffen.

Unsre Haupttätigkeit war es nun, diese Mehallas mit Proviant, Munition und Geld zu versorgen, und besonders waren es die am Mittelländischen Meer stehenden Garnisonen, derentwegen wir unterwegs waren. Denn jene Gegend ist durch das Bläd es Siba*) und durch pfadlose Gebirge vom übrigen Marokko ziemlich abgeschnitten, so daß der Verkehr fast ganz auf den Seeweg beschränkt ist.

An der Mittelmeerküste lagen anfangs drei derartige Stationen. Die erste, westlichste, lag unweit Peñon mitten im Riffgebirge, die zweite kaum zehn Minuten außerhalb der spanischen Besitzung Melilla in der Kasba Frochana, und die dritte endlich in Uschda an der algerischen Grenze.

Uschda liegt ungefähr zwei Tagemärsche von der Küste entfernt, und die für die dortige Mehalla bestimmte Ladung wurde in Kasba Saida, hart am Grenzflusse Kiß, gelandet. Die Araber bezeichnen diesen Landungsplatz meistens mit Adschrut. Die dortige Gegend ist sehr öde und wenig bevölkert. Das Gebirge, das von Tetuan bis Melilla steil aus dem Meere aufsteigt, tritt hier weiter ins Innere zurück. Nur in der Ferne sieht man

*) Der Regierung nicht unterworfenes Land.

das schroffe Beni Snassen-Gebirge in die Luft ragen. Aus der davor lagernden Ebene erhebt sich, etwa zwei Kilometer vom Strande entfernt, ein Höhenzug, der sich auf algerischer Seite wieder dem Meere nähert und dort kurz hinter der Grenze in einer Steilküste ausläuft. Die Ebene, der sogenannte Tarzaragredstrand, könnte bei rationeller Bearbeitung wohl in ein fruchtbares Gelände umgewandelt werden, denn der Boden ist gut; doch niemand gibt sich die Mühe ihn zu bearbeiten.

Die dort hausenden Stämme fürchten, daß ihnen, sobald sie einige Schätze aufgehäuft haben, nach alter Landessitte von dem Kaid des Sultans, wenn nicht alles, so doch ein großer Teil umgehend wieder abgenommen wird. Deswegen arbeiten sie nur soviel, daß sie gerade für sich und ihre Familien zu leben haben, und bei ihrer Anspruchslosigkeit ist das wenig genug. Meist treiben sie nur etwas Viehzucht und lassen die Tiere für sich selber sorgen.

Außer der Kasba Saida sieht man kaum ein gutes, festes Haus in der ganzen Gegend, denn die Bewohner wohnen meist in Zeltdörfern, die sie da aufschlagen, wo sie grade Weide für ihre Rinder finden. Ein solches Lager macht immer einen recht armseligen Eindruck. Die Zelte sind natürlich von einfachster Art: ein kaum zwei Meter hoher Stock, von dem eine schmutzige, geflickte Leinewand schräg nach dem Boden geht, wo sie mit Pflöcken festgehalten wird. Zwischen den Zelten spielen zerlumpte Kinder und arbeiten die Frauen, während die Männer jagen oder herumlungern. Nur selten trifft man ein festes Dorf an, aus niedrigen, ärmlichen Lehmhütten mit Strohdächern kümmerlich aufgebaut und oft von dichten Kaktushecken umsäumt. Die Bewohner dieser festen Dörfer treiben etwas primitiven Ackerbau und lassen, gleich den Nomaden, ihre Frauen gerne für sich arbeiten. Die Kleidung dieser Grenzbewohner ist sehr einfach. Die Männer tragen ein langes, weißes Hemd und eine weiße, weite Kniehose, darüber eine schmutzig-graue Djellaba, umwickeln den Kopf turbanartig mit braunen Schnüren aus Kamelwolle und stecken die Füße in strohgeflochtene Sandalen. Es sind sehnige

Gestalten und besonders tüchtige Läufer, wie alle Marokkaner. Die Frauen sind unverschleiert, in jungen Jahren oft sehr schön, altern jedoch früh durch die harte Arbeit. Auch sie tragen meist weiße, luftige Gewänder, welche Arme und Beine freilassen, sowie ein weißes Tuch um den Kopf. Die Kinder haben selten mehr

Eingangstor der Kasba Saida.

als ein schmutziges Hemd an. Im Durchschnitt sind die Leute hellbraun, mit schönen, offenen Gesichtern und schwarzem Haar, das früh zu ergrauen pflegt; doch sieht man auch oft ganz weiße Typen mit rötlichem Haar.

Mitten in dieser trostlosen Landschaft liegt Kasba Saida, kaum fünfhundert Meter vom Strande, als ein unmauertes Viereck mit ungefähr viertausend Quadratmeter Grundfläche. Es ist eine echt arabische Festung. Die ungefähr zehn Meter hohen und zwei Me-

ter dicken Mauern mögen wohl einem Ansturm wilder Eingeborenen Horden Trotz bieten, reichen aber für die moderne Kriegsführung nicht aus. Im Innern stehen Lehmhütten mit Strohdächern für die kleine Besatzung und in zwei gegenüberliegenden Ecken je ein halb verfallenes Haus für den Kaid und den Amin. In der Mitte ist ein großer, freier Raum, auf dem bei Truppendurchzügen Zelte aufgeschlagen und Tiere angekoppelt werden. Der Boden ist ungepflastert und wird daher bei Regenwetter zu einem unüberschreitbaren Morast, der, zusammen mit dem sumpfigen Flußgelände, zeitweise wahre Fieberepidemien hervorruft.

Von einem geschützten Hafen ist natürlich nicht die Rede. Eine Hafenbehörde oder gar Leichterfahrzeuge sind nicht vorhanden. Die Ladung wird in Schiffsbooten am offenen Seestrand gelöscht, und bei dem geringsten Seegang muß die Arbeit wegen der sofort entstehenden heftigen Brandung eingestellt werden. Wird das Wetter schlechter, so muß auch das Schiff von seinem Ankerplatz flüchten und auf hoher See oder im Schutze der nahen Inseln bessere Witterung abwarten. Hierzu kommt noch, daß die Ladung von Kasba Saida auf Kamel- oder Maultierrücken durch das wilde Beni Snassen-Gebirge nach Udschda weitergeschafft werden muß! Doch die konservativen Eingeborenen hassen alle Neuerungen und sind allen Verbesserungsvorschlägen gegenüber taub.

Die Hauptladung für die Mehalla am Mittelländischen Meer bestand aus Gerste für die Tiere und Mehl zum Brotbacken für die Soldaten. Diese Produkte hatten wir in der Regel von Masagan oder Casablanca abzuholen, Städten mit hauptsächlich eingeborener Bevölkerung, in denen, wie auch in Larasch, nur sehr wenige Europäer wohnten.

Sowohl in diesen Orten wie auch überall sonst, wo wir anliefen, waren es immer die arabischen Zollbehörden, an die wir uns in dienstlichen Angelegenheiten zu wenden hatten und von denen wir Weisungen über Art und Ziel der Reisen erhielten. Die marokkanischen Zöllner, denen man nachrühmt, daß sie geradezu Riesenspitzbuben seien, saßen, vier an der Zahl, behäbig im Zollabfertigungslokal mit gekreuzten Beinen auf einer Erhöhung an

der Wand, vor einem mit Papieren bedeckten Tisch. Von ihren Sitzen aus leiteten sie den ganzen Hafenbetrieb und die Verzollung, und man sah selten einen während der Dienststunden seinen Platz verlassen. Früher wurden die Zöllnerstellen von der Regierung immer auf ein Jahr verkauft, auch hatten die Beamten kein Gehalt. So mußten sie sehen, daß sie nicht nur das für die Pfründe hineingesteckte Geld, sondern auch noch etwas mehr für die aufgewandte Mühe herausschlugen. Außerdem nahm der Sultan an, daß sie ihm nach vollendetem Dienstjahr noch einen gehörigen Posten Bargeld ablieferten, und nur in einem solchen Falle konnten sie mit Bestimmtheit darauf rechnen, bald neue Anstellung zu bekommen. So bestand ihre Haupttätigkeit im Geldmachen, während alles übrige sie völlig kalt ließ.

Uns waren diese Herren insofern verhaßt, als sie immer danach zu trachten schienen, unser Schiff solange wie möglich im Hafen festzuhalten; sie konnten nie mit ihren Briefschaften, zu deren Mitnahme wir verpflichtet waren, rechtzeitig zu Rande kommen. Ich lernte es aber bald, Dampf dahinter zu machen, und fuhr auch zuweilen, wenn sie durchaus nicht fertig werden konnten, trotz heftigen Protestes, ohne Briefe ab.

Nur in Adschrut, welches ja heute noch nicht dem fremden Handel geöffnet ist, gab es keine Duane. Doch hauste auch hier ein Amin, wohl mehr Zahlmeister, und dieser war der allersäumigste Briefschreiber. Das Leben dort war sehr einsam, und er versuchte daher immer, sich mit uns die Zeit so lange wie möglich zu vertreiben. Hier wurden wir stets, wenn wir einmal an Land gingen, vom Amin und Kaid reichlich und gut bewirtet. Wir haben manche angenehme Stunde in der Gesellschaft dieser gastlichen Leute verlebt.

Die ersten Monate gingen mit Reisen zwischen Masagan und Adschrut schnell dahin. Die Schiffsleute blieben immer gleich freundlich und arbeitsam, und auch bei den Eingeborenen am Lande fand ich stets dasselbe entgegenkommende Wesen. Von Fanatismus keine Spur. Ich begann das Land lieb zu gewinnen.

Drittes Kapitel.

Mogador. — Agadir. — Ausflug nach der Kasba Gelulis. — Kap Juby. — Englische Pläne und ihr Scheitern. — Die kleine Garnison. — Die Wüstensöhne.

Im März 1900 wurden wir nach Mogador geschickt, um die kleine Garnison am Kap Juby von dort aus zu verproviantieren. Mogador, eine der neuesten Städte Marokkos, ist zwar meist im arabischen Baustil aufgeführt, doch sind die Straßen im Vergleich mit denen andrer marokkanischer Küstenorte sehr breit und geräumig und von vielen großen, freien Plätzen unterbrochen. Es leben hier alles in allem kaum mehr als zwanzig Europäer, aus allen Nationen zusammengewürfelt, darunter vier Deutsche. Von letzteren nahm sich der deutsche Vizekonsul, Herr von Maur, unsrer aufs liebenswürdigste an, und wir haben stets viel herzliche Gastfreundschaft in seinem echt deutschen, wenn auch arabisch gebauten Hause genossen. Nur ihm und seiner ebenso schönen wie liebenswürdigen Gemahlin ist es zuzuschreiben, wenn uns der oft recht ausgedehnte Aufenthalt in Mogador nicht lang wurde.

Nachdem wir die für Kap Juby bestimmte Ladung an Bord genommen hatten, fuhren wir nach Agadir ab, um dort noch fünfhundert Sack Gerste mitzunehmen. Die Gewässer zwischen Mogador und dem Kap Juby werden, außer von marokkanischen Regierungsschiffen, selten oder nie befahren; denn es gibt dort keinen dem fremden Handel geöffneten Hafen. Ein Telegraph ist nicht vorhanden; so kam es, daß man von unsrer Ankunft in Agadir nicht unterrichtet war, und wir infolgedessen vierundzwanzig Stunden auf die Ladung warten mußten.

Wir benutzten den freien Tag, um uns an Land etwas umzusehen.

Mogador: Lagerplatz der Karawanen.

Bei Agadir tritt bekanntlich das Atlasgebirge an den Atlantischen Ozean heran. Die Berge fallen zum Teil schroff, zum Teil mit sanften Abhängen zum Meere ab. Diese Hänge und die Täler sind äußerst fruchtbar. Agadir selber ist eine verfallene und verlassene Stadt. Nur einige arme Familien hausen in den Ruinen und schützen sich in den meist unbedachten Hausresten notdürftig durch Holz und Zeug gegen Hitze und Regen. Das einzige anständige Haus am Ort wurde von einem Chalifa des Kaids bewohnt. Der Kaid Geluli selber hauste mit einer größeren Mehalla auf dem Gipfel eines Vorberges, tausend Fuß über dem Meere.

Als wir an Land kamen, wurden wir von dem Chalifa freundlich begrüßt und zu einer Tasse Tee eingeladen. Er bot uns Tiere an, um zur Kasba hinaufzureiten und Kaid Geluli zu besuchen. Doch zogen wir es vor, zu Fuß hinaufzupilgern. Kaid Geluli, von unserm Kommen unterrichtet, hatte uns eine große Anzahl Soldaten in voller Bewaffnung als Eskorte entgegengeschickt, unter deren Bedeckung wir die Wanderung antraten. Auf steinigem, unwegsamem Pfad gelangten wir nach anderthalbstündigem, mühseligem Klettern auf die Höhe. Herrlich war die Aussicht auf das

Meer, auf die wildzerklüftete Suskküste und die fruchtbaren, in reichem Blumenschmuck prangenden Hänge und Täler.

Der Kaid, ein stattlicher Fünfziger, mit dunkler Gesichtsfarbe und an den Schläfen ergrautem Vollbart, begrüßte uns am Eingang des Kasbators sehr freundlich, führte uns persönlich in die trutzige Feste und nach seinem äußerlich schmucklosen, einstöckigen Hause. Wir stiegen eine düstere, steile Wendeltreppe hinauf. Der einzige Schmuck im „Prunkgemach" waren die auf dem Fußboden ausgebreiteten herrlichen Teppiche, denn Bilder und sonstigen Zierat an den Wänden findet man in Marokko nur sehr selten. Für uns standen drei Stühle bereit, während der Kaid, seine Beamten und die mitgelaufenen Schiffsleute sich nach Landessitte auf ihre Absätze niederhockten und die Beine übereinanderschlugen. Und nun begann man uns ein echt arabisches Diner aufzutischen. Sklaven brachten einen riesigen Holzteller mit geflochtenem Deckel herein, auf dem Schüsseln mit Butter, Honig, Öl und Brot standen. Gleich darauf erschien ein riesiger Silberteller, von fast einem Meter Durchmesser, mit Mandeln, Nüssen und Datteln. Man stellte alle diese Herrlichkeiten vor uns Europäer auf den Fußboden, lud uns ein, uns gleichfalls nach arabischer Weise niederzulassen und zuzulangen. Der Kaid ließ uns durch den Dolmetscher sagen, daß der schneeweiße Honig, den man uns vorgesetzt habe, ein Gericht sei, das man gewöhnlich nur für seine liebsten Freunde bereit halte. Er war in der Tat ausgezeichnet! Dann erschien eine mächtige Platte mit Hammelfleisch und Kohl. Messer, Gabel und Löffel gab es nach Landesbrauch nicht und so aßen wir, wie echte Araber, einfach mit den Fingern. Es folgte Tee und Obst, und zum Schluß wurden wir mit Orangenwasser bespritzt und mit wohlriechendem Holz beräuchert.

Es mag dem Europäer unappetitlich erscheinen, mit den Fingern zu essen; doch wäscht sich der vornehme Araber nicht nur vor und nach dem Essen, sondern auch zwischen jedem Gang die Fingerspitzen in Wasser, das aus einem Kessel über die Hände in eine Schale gegossen wird.

Wir saßen in dem länglichen Zimmer in drei Partien: der

Kaid mit seinen Beamten zunächst dem hochangebrachten Fenster, wir Europäer in der Mitte, und die Schiffsleute am andern Ende. Beim Essen reichte man uns zuerst; dann wanderten dieselben Schüsseln zu den Beamten, und meine Leute bekamen den Rest.

Nachdem alles gesättigt war, traten wir auf den Hof vor dem Hause hinaus, wo uns der Kaid ein Gastgeschenk, bestehend aus zwei Puten, zwei Truthähnen, acht Hühnern und zwei kleinen, allerliebsten Wildschweinchen, überreichen ließ. Wir verabschiedeten uns unter herzlichem Dank und zogen wieder mit großer militärischer Bedeckung den Berg hinunter. Eine ähnliche Gastfreundschaft, wie sie uns hier geboten wurde, habe ich überall da in Marokko gefunden, wo Europäer selten ihren Fuß hinsetzten. Das Gastgeschenk, die sogenannte Muna, erhielten wir zu jener Zeit noch überall, und es hat uns später etwas betrübt, daß es mehr und mehr aus der Mode kam.

Als wir am nächsten Tage fertig waren, dampften wir nach dem Endziel der Reise weiter: nach Kap Juby.

Kap Juby, von den Arabern Trafaljar genannt, ist der südwestlichste Punkt von Marokko. Es liegt schon an der Sahara, da, wo diese ans Meer herantritt. Der Küste ist hier ein Felsenriff vorgelagert, das vom Kap aus in südwestlicher Richtung verläuft. Dadurch ist zwischen Festland und Riff ein zwar ruhiges, aber sehr flaches Wasser entstanden.

Eine englische Gesellschaft hatte diesen Platz vor Jahren aufgesucht, um hier eine Handelsniederlassung zu gründen und allmählich den vom Sus nach Mogador gehenden Handel hierher abzulenken. Da die südlichsten Ausläufer des Sus vom Kap kaum dreißig Kilometer entfernt sind, Mogador dagegen über dreihundert Kilometer nördlich liegt, und die Wege dorthin teilweise durch schroffes Gebirge gehen, so hatte der englische Plan gewiß etwas für sich. Die Gesellschaft begann auf dem äußersten, südwestlichsten Punkt des Riffs ein starkes, festungsartiges Haus zu errichten und auch gegenüber am nahen Festlandsstrande ein schönes Gebäude aufzuführen. Die Arbeiten wurden zwar gut und dauerhaft zu Ende geführt, und die Häuser stehen noch heute, doch die

feindselige Haltung der Wüstenstämme dem neuen Unternehmen gegenüber machten jeden Handel unmöglich. Die Engländer mögen daher froh gewesen sein, als der Sultan von Marokko Hoheitsrechte über das besetzte Gebiet geltend machte und ihnen den Besitz für eine recht anständige Summe abkaufte. Sie zogen ab, und der Sultan legte eine ganz kleine Garnison dorthin, kaum vierzig Mann stark, die weiter nichts zu tun hatte, als die Südgrenze des Reiches zu markieren. Die Leute wurden alle paar Jahre einmal abgelöst, denn auf die Dauer hätte es wohl nicht einmal ein Marokkaner in jener Gegend ausgehalten. Etwas Trostloseres läßt sich kaum denken: nichts als Sand, Sand und abermals Sand weit und breit. Es ist fast unbegreiflich, wo die paar kümmerlichen Schafe der Eingeborenen und die zahlreichen Gazellen und Antilopen ihr Futter finden. Die beiden englischen Häuser bieten die einzige Abwechslung in dem eintönigen Landschaftsbild. Trotz der Öde leben Menschen in diesem elenden Wüstenstrich, die sich nicht von ihrer Heimat trennen wollen!

Für die Besatzung müssen alle Lebensmittel hingeschafft werden, sogar Wasser und Brennholz. Der Aufenthalt unsers Schiffes bedeutet immer ein kleines Fest für die Garnison, brachten wir ihr doch, außer den frischen Lebensmitteln, auch Briefe und Kunde von der fernen Heimat.

Die Soldaten hausten schlecht und recht nach arabischer Weise. Von der Sauberkeit, die unter den Engländern in den Gebäuden geherrscht haben mochte, war nichts mehr zu sehen; nur da, wo immer die See hinspülte, oder wo man nicht hinkommen konnte, hatten die Häuser ihre ursprüngliche, schöne gelbe Farbe behalten.

Aus sechs nach dem Meere zu gelegenen Fenstern des einen Hauses liefen sechs schwarze Streifen nach unten, die von dem immer zum Fenster hinausgegossenen Unrat herrührten. Auf einem nach der Landseite offenen Hof lagen Brennhölzer, leere Säcke und alles mögliche andere in wüster Unordnung durcheinander. Zwei dort aufgestellte Krähne zum Löschen der Boote waren so baufällig, daß ich immer fürchtete, sie würden unter der Last zusammenbrechen. „Das tun sie nur, wenn Gott es will,“

sagte man und arbeitete jahraus, jahrein sorglos damit weiter. Im Innern sah es nicht besser aus. Schöne, große Zimmer waren durch Bretterwände in kleine Kammern abgeteilt, in denen einzelne Männer mit gekauften schwarzen Sklavinnen oder mehrere Ledige hausten. Überall der gleiche Schmutz, die gleiche Unordnung. Die Indolenz gegen jede Sauberkeit ging so weit, daß die Leute keinen Anstand nahmen, ihre schmutzigen Füße direkt über der Zisterne zu waschen, während das aus den Fässern entleerte Trinkwasser hineinlief!

Im Hause am Lande herrschten dieselben fürchterlichen Zustände. Die einst wohl fünf Meter hohen Mauern des Hofes waren derart mit Wüstensand bevölkert, daß stellenweise nur noch die oberste Kante herausragte, und man mit einem Schritt hinübersteigen konnte.

Neben diesen Baulichkeiten hausten in Zelten mehrere Wüstensöhne, die fast ganz von der Arbeit für die Garnison lebten. Auch einige ungefähr siebzigjährige, schrecklich aussehende Freudenmädchen waren vorhanden. Viele schmutzige, verwahrloste Kinder balgten sich im Sande. Die Männer und Frauen trugen meist dunkelblaue Kleider, die so abfärbten, daß der ganze Körper blau wurde. Da sie sich nie wuschen, hätte man glauben können, daß Blau ihre Hautfarbe wäre, zumal auch die Gesichter blau waren, da sie in der Regel einen Zipfel ihres Kleides um Stirn und Mund wickelten. Nach der Farbe ihrer Kinder zu urteilen, müssen sie allerdings eigentlich braun gewesen sein. Die Kinder liefen entweder nackt oder nur mit einem Hemde bekleidet herum, das gewechselt zu werden schien, wenn es in Fetzen vom Leibe fiel.

Die Soldaten des Sultans brachten wenigstens hin und wieder ihre Persönlichkeit mit Wasser und Seife in Berührung. Hier sah ich so recht, welche Wohltat der Prophet seinen Gläubigen durch die Vorschrift des Waschens vor jedem Gebet erwiesen hat, denn wenn diese meist den ärmeren Klassen entstammenden Leute nicht durch das Bestreben, beim Beten rein vor ihren Gott hintreten zu wollen, moralisch gezwungen wären, die rituellen Waschungen vorzunehmen, so würden sie im Schmutz verkommen.

Die marokkanische Regierung, die meinen Wünschen meist zu vorkommend entgegenkam, hatte mir von Anfang meiner Tätigkeit an erlaubt, meine Frau stets mit auf die Reise zu nehmen, und hatte auch nichts dagegen, wenn ich gelegentlich Bekannte mitnahm; der alte Torres schien sogar erfreut, wenn er hörte, daß ich Besucher an Bord gehabt hätte, um ihnen Land und Leute zu zeigen. Meine Frau begleitete mich fast stets den ganzen Sommer, da es dann in Tanger am Lande unter dem ewig blauen Himmel oft drückend heiß, auf See dagegen angenehm kühl war. Nur im Winter, wenn es draußen stürmte und regnete, blieb sie lieber zu Hause.

Sie erregte am Kap Juby in hohem Maße das Interesse der Wüstenbewohner, denn es war für viele von ihnen das erste Mal, daß sie eine Christin, und noch dazu eine große blonde Deutsche, zu Gesicht bekamen. Vor allem waren es das blonde Haar und die Tuchblumen auf dem Hute, die ihnen auffielen. Wenn wir uns im Wüstensande niedergelassen hatten, umstanden sie uns bald in einem engen Kreise und befühlten das helle Haar, um sich zu überzeugen, ob es auch echt sei, und berochen die Blumen auf dem Hute, die ihnen ganz besonderen Spaß zu machen schienen. Auch unsere Goldringe fesselten ihre Aufmerksamkeit sehr. Sie waren jedoch in ihrer Neugierde nicht aufdringlich, eher schüchtern, und zogen sich immer sofort scheu zurück, wenn sie merkten, daß sie uns lästig wurden.

Als wir nach Löschen der Ladung nach Mogador zurückfuhren, hatten wir unter den Passagieren auch einige Sklaven, die am Kap Juby noch viel gehandelt werden! Meist sind es kleine Negerknaben aus dem Sudan.

Viertes Kapitel.

Beginnender Verfall in Marokko. — Schech Maolein. — Seine Leute. — Sid Hussain.

Im Sommer 1900 sollten wir von Masagan nach Adschrut Truppen bringen, die zur Ablösung der Mehalla in Udschda bestimmt waren. Man hatte uns fünfzehnhundert Mann angekündigt, die wir in einer Reise auf dem kleinen Schiff befördern sollten — ein Ding der Unmöglichkeit! Auf meinen Protest bei dem Führer ließ mir dieser freundliche Herr durch den Dolmetscher antworten, ich möchte die Leute ruhig übereinanderpacken, denn es sei doch nur armes, dummes Landvolk! Zum Glück waren die Kerle durch Desertation in kürzester Zeit von fünfzehnhundert auf sechshundert Mann zusammengeschmolzen, so daß wir die ganze Heerschar jetzt mitnehmen konnten. Es war keine angenehme Ladung, denn das Volk war nicht sehr sauber, stank fürchterlich und machte einen Heidenlärm. Daher waren wir froh, als die Krieger am Bestimmungsort glücklich alle wieder an Land gesetzt waren. Das Schiff sah nach ihrem Fortgang schrecklich aus, doch säuberte die kräftige Dampfpumpe den Augiasstall allmählich wieder.

Im Herbst wurden wir wieder nach Mogador beordert, um neuen Proviant nach Kap Juby zu bringen. Vor einem halben Jahre war der alte Großwezier Bu Achmed gestorben, der bis dahin die Zügel der Regierung straff in den Händen gehabt hatte. Jetzt regierte der junge, noch nicht zwanzigjährige Sultan selber, und da ihm alle Erfahrung fehlte, ließ die Ordnung, die bis dahin geherrscht hatte, bald nach. Ich hatte mich bisher nicht viel um die Politik bekümmert, doch fiel mir auf, daß schon damals von dem kommenden Verfall gesprochen wurde. Der junge in Marrakesch residierende Sultan sowie seine Regierung waren völlig unfähig, und sogar die eigenen Untertanen behaupteten,

die Zustände in der Hauptstadt wären das reine Theater. Auch kamen bereits die ersten beunruhigenden Gerüchte über das Vorgehen der Franzosen; es hieß, sie rückten gegen Tafilelt vor. Vier Franzosen, die mit einer Eingeborenen-Eskorte vom Senegal aus nach Marokko gezogen waren, um die Grenze der französischen Interessensphäre festzustellen, wurden festgenommen, als sie das marokkanische Gebiet betraten. Ihre Begleiter wurden getötet. Alles dies lieferte reichlichen Stoff zu Erörterungen. Vor allem wurde die Frage der Aufteilung erwogen, und man stand solchem Plan nicht unsympathisch gegenüber, zumal bei der allmählich einreißenden Unsicherheit kaum noch Geschäfte zu machen waren. Die Ansichten über die Zukunft Marokkos gingen weit auseinander. Während einige meinten, der status quo ante würde aufrecht erhalten bleiben, hielten andere eine allgemeine Umwälzung in allernächster Zeit für unvermeidlich. Nur darin stimmten alle überein, daß die Mächte eine französische Annektion nicht zugeben und den französischen Eroberungsgelüsten bei Zeiten Einhalt tun würden. Aus allem ging hervor, daß es sehr faul im Staate Marokko aussah. Die Eingeborenen blieben jedoch nach wie vor freundlich gegen die Europäer.

Da der Winter herannahte, und der offene Hafen von Mogador den Schiffen bei schlechtem Wetter leicht gefährlich werden kann, lag mir daran, so schnell wie möglich fertig zu werden, um bald die Rückkehr nach dem Norden antreten zu können. Doch als ich gleich nach meiner Ankunft dem obersten Amin eine diesbezügliche Andeutung machte, meinte er ganz ruhig, das Schiff habe jedenfalls in letzter Zeit viel gearbeitet, also seien wir wohl sehr ermüdet, daher möchten wir uns nur erst etwas ausruhen, um für die nächste Reise frische Kräfte zu sammeln. Man hatte keine Eile, die hat der Marokkaner überhaupt nie. „Die Eile ist vom Teufel, die Ruhe aber von Gott," sagt ein arabisches Sprichwort. Wenn ein Europäer bei solchen Zuständen nicht die nötige Ruhe besitzt, dann kann er verzweifeln. Zum Glück besaß ich Ruhe und Geduld.

Wir warteten also und zwar wochenlang, denn die Ladung wurde nicht fertig. Es handelte sich nämlich nicht nur um den Proviant für die kleine Garnison am Kap Juby, sondern um eine Masse Güter für einen Saharafürsten, den Schech Maolein. Dieser, ein angesehener Scherif, dessen Besitz unweit Kap Juby liegt, und der der nächste südliche Nachbar Marokkos ist, wurde seines großen Einflusses wegen von den marokkanischen Sultanen von jeher sehr umschmeichelt. Er machte jedes Jahr auf Kosten Marokkos eine Reise an den Hof in Marrakesch oder Fes und zog immer reich mit Geschenken beladen wieder nach Hause. Dieser Besuch nahm sehr viel Zeit in Anspruch, denn der Scherif reiste stets über Land, womit fast sechs Monate hingingen; da sich außerdem sein Aufenthalt am Hof immer wenigstens einen Monat ausdehnte, so hielt er sich im ganzen jährlich kaum mehr als fünf Monate in seinem eigenen Gebiet auf. Von den marokkanischen Sultanen ist es entschieden eine sehr schlaue Spekulation, daß sie sich auf diese Weise einflußreiche Fürsten an den Grenzen ihres Reiches zu Freunden machen. Man rechnet auf deren Hilfe, wenn es gilt, das Reich gegen Angriffe von außen zu schützen oder Aufstände niederzuwerfen.

Die Geschenke für den Schech Maolein bestanden in der Regel aus Naturalien, und zwar meistens aus Gerste, die in der Wüste nicht nur als Viehfutter, sondern auch zum Brotbacken dient. Außerdem bekam er noch marokkanische Delikatessen, Zeug und Teppiche. Diese Gegenstände waren in fertigen Kamelladungen verpackt, so daß sie den Tieren zum Transport einfach auf den Rücken gehängt werden konnten.

Nun mochte der Schech bei seinem letzten Aufenthalt am Hof dem Sultan angedeutet haben, daß er die Absicht habe, sich in seiner Oase einen neuen Palast zu bauen. Daher bekam er diesmal noch allerlei Baumaterialien: Bretter, Fliesen, Kalk usw. Nach Wochen war endlich alles zusammengebracht, wurde eingeschifft und wir konnten abfahren.

Gegen hundert Leute des Schechs fuhren mit uns. Sie hatten mit ihrem Herrn die Reise durch Marokko gemacht und waren

jedenfalls zur Bewachung der Geschenke an Bord geschickt worden. Alle waren, wie die am Kap Juby hausenden Wüstensöhne, in tiefblaue Stoffe gekleidet, die sie malerisch um ihren Körper geschlungen hatten, und da sie mit jenen die gleiche Scheu vor dem Wasser teilten, so hatten sie eine ebenso blau angelaufene Haut.

Unsere „Blauen" lebten an Bord fast wie die Marokkaner. Da sie auch Mohamedaner sind, haben sie dieselben rituellen Vorschriften in bezug auf das Waschen vor dem Gebet. Doch in der Sahara ist bekanntlich das Wasser knapp. Um dort die im Koran vorgeschriebenen Waschungen nicht ganz außer acht zu lassen, nehmen sie einen kleinen glatten Stein, der große Ähnlichkeit mit einem Stückchen Seife hat, und fahren sich damit über Arme, Hals und Nacken. Sie waschen sich symbolisch; Allah scheint nichts dagegen zu haben. Durch Gewohnheit waren die Schmutzfinken aber so wasserscheu geworden, daß sie sich mit dem trockenen Waschen auch da begnügten, wo sie genügend Wasser zur Verfügung hatten. Sie schienen überhaupt jeder Sauberkeit abhold, denn als sie von meinen Matrosen aufgefordert wurden, ihren Tribut dem Meergott direkt in die See zu opfern und nicht das ganze Deck vollzuspucken, nahmen sie das sehr übel und wurden rebellisch, so daß der erste Offizier bis zum Schlusse der Reise mit geladenem Revolver einherging. Die Waffe war aber kaum nötig, denn wenn man die Bläulinge ruhig in ihrem Schmutze sich suhlen ließ, waren sie ganz artig und, trotz ihres unheimlichen, durch das Verbinden von Stirn und Mund noch finsterer wirkenden Äußeren, im Grunde recht harmlos. Sie gingen in ihrer Gleichgültigkeit gegen die Sauberkeit so weit, daß sie sich nicht genierten, aus Kupferbecken, in die sie erst ihre leiblichen Bedürfnisse verrichteten, später mit Appetit zu essen!

Am Kap Juby wurde ausgeladen.

Der Kalk war in sogenannten Seronen, in zusammengenähten Körben, verpackt. Er wurde von Arbeitern auf dem Rücken an Land getragen. Wenn nun etwas Seewasser dagegenspritzte, begann er natürlich zu löschen und verbrannte den Leuten den Rücken, so daß sie ihn heulend fallen ließen. Auf diese Weise wurde

der Kalk dann ganz gelöscht. Ob ihn der Schech in diesem Zustand noch hat gebrauchen können, möchte ich bezweifeln. Die Bretter, welche anfangs vierzehn Fuß lang gewesen waren, wurden am Kap für den Kameltransport so kurz gesägt, daß das Holz vom Schech wohl hat als Brennholz verbraucht werden müssen, höchstens hätten Hundeställe daraus gebaut werden können.

In der bisher geschilderten Weise arbeiteten wir einstweilen weiter. Im Winter, während der rauhen Jahreszeit, versorgten wir Kap Juby mit Lebensmitteln und den Schech Maolein mit Liebesgaben, und in den heißen Sommermonaten sorgten wir für die Ausrüstung der Mehallas im Mittelmeer. In der Zwischenzeit lagen wir oft untätig in Tanger. Erst der später ausbrechende Bu Hamara-Aufstand machte unsern Fahrten nach dem Kap Juby ein Ende, brachte uns dafür aber eine ganz bedeutend erhöhte Tätigkeit im Aufstandsgebiete.

Bevor ich von Kap Juby Abschied nehme, möchte ich noch eines Mannes gedenken, der ein gutes Beispiel dafür bietet, wie niedrig der Marokkaner die geistige Bildung einschätzt. Sid Hussein hatte mit zwei anderen Glaubensgenossen jahrelang in Deutschland studiert und sich zum Ingenieur ausgebildet. Anstatt ihm nun einen Posten zu geben, der seinen Kenntnissen einigermaßen entsprochen hätte, wurde er nach Kap Juby als — Dolmetscher verbannt. Es ist mir nie klar geworden, was er eigentlich da sollte. Die Regierungsdampfer hatten eigene Dolmetscher, und wenn je einmal ein andrer Dampfer in jene Gegend verschlagen worden wäre, so hätte er nur in den seltenen Fällen etwas leisten können, wenn das Schiff zufällig ein deutsches gewesen wäre. Der arme Mann bezog ein Gehalt von fünfzehn Duros monatlich und war dafür in der ödesten Gegend seines Vaterlandes zum Nichtstun verdammt. In echt mohamedanischem Fatalismus fand er sich mit seinem Schicksal ab und ließ sich durch das traurige Leben seine gute Laune nicht verderben. Er bemühte sich nach besten Kräften, uns den Aufenthalt vergnüglich zu gestalten. Das war aber auch seine einzige Beschäftigung im Jahr.

Fünftes Kapitel.

Sultansspielzeug. — Mißwirtschaft und Unzufriedenheit des Volkes. — Der Verbleib des Spielzeugs. — Endliche Reparatur des Schiffs. — Wachsende Erbitterung des Volkes. — Bu Hamara. — Beginn des Bu Hamara-Aufstandes.

Als wir im Herbst 1901 von Mogador die Heimreise nach Tanger antraten, hatte ich Ordre, Masagan anzulaufen, um Ladung für Larasch mitzunehmen. Bei einem früheren Aufenthalt in Masagan hatte ich gesehen, wie ein englischer Dampfer eine Riesenkiste in einen dortigen Leichter löschte. Dieselbe Kiste blieb in demselben Leichter liegen, und ich sah sie später noch häufig. Man eröffnete mir nun in Masagan, daß ich sie, sowie eine Lokomobile mit nach Larasch zu nehmen hätte. Die große Kiste enthielt eine Dreschmaschine von 5000 Kilo Gewicht, die Lokomobile wog 4000 Kilo. Noch eine Anzahl kleinere Kisten nahmen wir an Bord. Der ganze Kram war von Maclean, einem englischen Offizier im Dienst des Sultans, bestellt worden, und enthielt elektrische Anlagen, Marmorbadewannen, Zweiräder, Pianos, photographische Apparate usw.

Diese Ladung war für mich der erste sichtbare Beweis von der Art und Weise, wie auf den jungen, unerfahrenen Sultan von seinen Ratgebern eingewirkt wurde. Anstatt ihn allmählich zu einem tüchtigen und modernen Herrscher zu erziehen, was gewiß nicht schwer gewesen wäre, da er nach Angabe aller, die mit ihm in Berührung gekommen sind, sehr aufgeweckt, klug und lernbegierig war, vertrieb man ihm die Zeit mit modernem Spielzeug, für welches man ihn durch Bilder und Modelle zu interessieren wußte. Die mit der Anschaffung solcher Dinge Beauftragten unter seinen Beamten hatten den Vorteil davon, denn sie bekamen riesige Provisionen und wurden schwer reich. Die ge-

wissenlosen Minister wußten ihren Herrscher mit seinen Liebhabereien gut beschäftigt, sorgten nur für ihr und der Ihren Wohl und kümmerten sich nicht um die Geschicke des Landes. Die Günstlingswirtschaft stand in höchster Blüte, und die unfähigsten Halunken erhielten die besten Posten, wenn sie sich bei einem der Würdenträger einzuschmeicheln wußten oder gar mit ihm verwandt waren. So erhielt zum Beispiel den Posten als Gouverneur von Mogador ein guter Freund des damals allmächtigen Menebhi, der sich vom einfachen Stallknecht zum Kriegsminister aufgeschwungen hatte. Dieser Gouverneur wußte seine Einnahmen dadurch zu erhöhen, daß er die Prostitution besteuerte. Von den schöneren Freudenmädchen bezog er fünf Duros die Woche, von den mit geringeren körperlichen Reizen begabten anderthalb Duro. Auf diese Weise verschaffte er sich eine Nebeneinnahme von fünfhundert Duros monatlich. Das Gefängnis war unter ihm meist überfüllt, und auch das Lösegeld für die stets neu Eingelochten brachte ein hübsches Sümmchen.

Das Volk war nicht blind für die Mißwirtschaft und begann zu murren. Man verargte es dem Sultan, daß er Unsummen zu seiner Unterhaltung mit dem den Gläubigen verhaßten modernen Zeug ausgab und sich um das Wohl des Landes nicht kümmerte. Am meisten aber nahm man es ihm übel, daß er sich photographieren ließ. Denn das Nachbilden des Menschen wird im Koran ausdrücklich verboten, und der Umstand, daß es der Herrscher selber mit sich machen ließ, brachte ihn in den Verruf, er sei ein Christ.

Der Sultan muß wohl in Unkenntnis über die zunehmende Verbitterung gehalten worden sein, sonst hätte er sich, da er ja doch intelligent war, vielleicht geändert.

Wir brachten das Spielzeug nach Larasch, wo wir es direkt auf den Kai setzten. Dort steht die Kiste mit der Dreschmaschine noch heute uneröffnet! Sie war für den Transport nach Fes zu schwer. Die Lokomobile wurde auf Räder gesetzt und von Maultieren und Ochsen ins Innere gezogen. Doch ist man nicht weit damit gekommen, denn es ging nur zollweise vorwärts.

Außerdem starben täglich etliche Zugochsen und zwar nicht eines natürlichen, sondern eines gewaltsamen Todes; denn die ehrlichen Treiber schlachteten sie, nährten sich von ihrem Fleisch und verkauften das, was sie selber nicht bewältigen konnten. Dann requirierten sie neues Zugvieh. Dadurch wurde der Transport allmählich so teuer, daß man das Weiterschaffen aufgab und auch diese Maschine, wenige Stunden von Larasch entfernt, liegen ließ. Die Kabylen kamen und nahmen alles fort, was sich abschrauben oder abbrechen ließ: die Messinghähne, Kupferrohre, Feuerungstüren usw. Die Kisten mit den Kleinigkeiten wurden nach Fes transportiert und liegen dort zum größten Teil uneröffnet in den Rumpelkammern umher.

Für unser Schiff genügten allmählich die Reinigungen in Larasch nicht mehr, es wurde eine größere Reparatur erforderlich. Doch alle Vorstellungen beim Machsen blieben erfolglos. Daher bat ich den deutschen Gesandten, Freiherrn von Mentzingen, doch am Hofe dahin wirken zu wollen, daß man dem Schiff endlich wieder einmal sein Recht zukommen lasse und es zu einer größeren Reparatur nach Europa schicke. Fünf Jahre waren seit dem letzten gründlichen Docken verflossen; was das heißt, wird jeder Seemann begreifen. Der Gesandte meinte zwar, die Reparatur sei lediglich Sache der marokkanischen Regierung und ginge ihn daher nichts an, doch ich setzte ihm auseinander, daß es für das Leben der am Bord befindlichen Deutschen, die alle noch Reichsangehörige seien, gefährlich werden könne, auf dem Dampfer in seiner jetzigen Verfassung weiter zu verbleiben, so daß es im Interesse dieser Reichsdeutschen liege, ihn wieder seetüchtig zu machen. Da willigte er schließlich ein und hat auch die Reparatur durchgesetzt, zu der wir im Mai nach Gibraltar fuhren, und die infolge sehr langsamen Arbeitens der dortigen Werft volle vier Monate in Anspruch nahm!

Die Marokkaner wurden immer verbitterter gegen ihren Sultan, der fortfuhr alle möglichen Raritäten anzuschaffen, und es sogar duldete, daß seine Haremsfrauen — radelten. Als er endlich anläßlich der Ermordung des englischen Missionars Cooper

im Winter 1902/03, den Europäern zuliebe, sehr schnelle Justiz übte, schlug das dem Faß den Boden aus. Den Eingeborenen hat man vorgeredet, der Sultan habe den Mörder aus dem größten Heiligtum in Fes, der Moschee von Mulai Dris, in der jeder Gläubige, selbst der schwerste Verbrecher unantastbar ist, gewaltsam herausholen lassen. Das war sogar für einen Herrscher eine furchtbare Tat. Später habe ich erfahren, daß diese Darstellung nicht der Wahrheit entsprach, doch das Volk glaubte daran. Man traute dem Sultan, dem verkappten Christen, eben alles zu.

So begann der Bu Hamara-Aufstand. Über Bu Hamaras Persönlichkeit und Herkunft habe ich einige Daten gesammelt, ohne aber dabei eine Garantie für die Richtigkeit der Zeitangaben übernehmen zu können. Denn für Zeit haben die Eingeborenen ebensowenig Verständnis wie für Entfernungen oder für Zahlen überhaupt. Weiß doch kaum jemand im Lande, wie alt er ist!

Bu Hamara hieß ursprünglich Jelali ben Abd es Selam Serrni (der aus dem Serun). Er wurde geboren im Dorfe Uled Jusef im Serungebirge und besuchte als Kind eine Schule seiner Heimat. Eben herangewachsen trat er in die Dienste des Mulai Ali Gunni, des Chefs der Sultansmusik. Dann wurde er Mchasni (Soldat) bei Mulai Omar, zur Zeit als dieser Chalifa seines Vaters, des Sultans Mulai Hassan war. Er kam dann durch Bu Mohamed, den damaligen Kaid von Tanger, ins Gefängnis, wurde aber nach einiger Zeit wieder freigelassen und trat bei Menebhi in Dienst. Nach dem Tode Bu Achmeds wurde Jelali Serrni wieder entlassen, was ihn sehr erbitterte. Der junge Sultan Mulai Abdul Asis residierte damals in Marrakesch.

Jelali Serrni präsentierte nun den Zollbeamten in Masagan einen gefälschten Brief des Sultans, der die Anweisung enthielt, dem Überbringer viertausend Duros auszuzahlen. Nach deren Empfang machte er sich nach Tlemcen in Algier aus dem Staube. Trotz dieser Schwindelei wagte er es, später wieder nach Fes zurückzukehren, von wo aus er dann über Tanger wieder nach Oran ging.

Im Winter 1902 war Serrui (Bu Hamara) wieder auf einer Wanderung über Land nach Fes, wo der Sultan grade den Mörder des Missionars hatte hinrichten lassen. Ob Serrui schon früher hochstrebende Pläne gehabt hat, weiß niemand; nur das steht fest, daß er einen furchtbaren Haß auf den Sultan und dessen unvernünftige Ratgeber gehabt hat. Dieser Haß muß ihn wohl auch zu dem abenteuerlichen Plan, als Thronwerber aufzutreten, getrieben haben. Er faßte das Volk da, wo es am leichtesten zu fassen ist, nämlich bei seinen religiösen Gefühlen. Auf einer Eselin reitend zog er durch Gayassa und predigte den Leuten von der Fremdenfreundlichkeit des Sultans, von der Herrschaft der Christen am marokkanischen Hof und von der Unfähigkeit der Beamten. Um sich mehr Ansehen zu geben, redete er dem Volk vor, er sei Mulai Mohamed, der Bruder des Sultans, der gekommen sei, um den jetzigen traurigen Zuständen ein Ende zu machen. Um seinen Namen und seine Herkunft zu verbergen, ließ er sich Bu Hamara nennen, das heißt Vater der Eselin, da er sich einer Eselin als Reittier bediente. Unter diesem Namen lebt er im Volksmund heute noch fort. Die Menge lief ihm in Scharen nach und glaubte ihm blind. So begann der schreckliche Aufstand, der, nebst den französischen Intriguen, das Land zugrunde gerichtet hat.

Sechsstes Kapitel.

Bu Hamara geht nach dem Riff. — Mulai Arafa. — Kaid Baffir. — Das „fürstliche" Geschenk. — Mulai Amrani. — Der Fall der Kasba Frochana. — Abzug der Sultansleute aus Melilla.

Trotz verzweifelter Anstrengungen war es dem Sultan um die Jahreswende 1902/03 nicht gelungen, dem Bu Hamara-Aufstande ein Ende zu bereiten. Aber auch der Prätendent hatte keine wesentlichen Fortschritte gemacht. Man scheint sich nach echt arabischer Weise herumgebalgt zu haben: Einer suchte dem andern durch Brandschatzung und Raub so viel wie möglich zu schaden, ohne einen entscheidenden Schlag zu wagen. Die Kabylen hielten es meist mit dem, der ihnen der Stärkere erschien. Es soll vorgekommen sein, daß ganze Stämme, wenn sie sahen, daß sich der Sieg der Gegenpartei zuneigte, einfach zu dieser übergingen. Bu Hamara ging schließlich von Taffa aus in die Gegend von Melilla und versuchte den Nordosten des Landes in seine Gewalt zu bekommen. In Kasba Frochana und in Udschda lagen noch sultanstreue Mehallas, für deren Unterstützung der Sultan jetzt Sorge zu tragen hatte.

Als wir im Winter von Mogador nach Tanger zurückkehrten, begannen gleich die Truppentransporte in das gefährdete Gebiet. Mulai Arafa, ein Oheim des Sultans, war mit zweihundert Soldaten und zehn Reittieren von Fes heruntergekommen und schiffte sich am 7. Februar auf dem Turki für Melilla ein. Die Überfahrt war recht stürmisch, und der Prinz, ein alter Herr von über sechzig Jahren, dessen Gesundheit sowieso nicht ganz taktfest war, hatte furchtbar unter der Seekrankheit zu leiden. Da das Wetter nicht besser wurde, ankerten wir einstweilen auf der Westseite von Kap Tres Forcas in einer kleinen Bucht, die von den Eingeborenen „Maria de Brake" (Hafen des Donners) genannt wird.

Das Kap war damals noch in den Händen des Sultans. Der Prinz äußerte daher den Wunsch, hier zu landen und die Strecke nach Kasba Frochana auf dem Landwege zurückzulegen. Daraufhin wurde er mit seinen Leuten ausgeschifft. Als das Wetter nach einigen Tagen besser wurde, fuhren wir nach Melilla weiter. Hier ging ich mit dem Dolmetscher Mohamed Bungais an Land, um dem Gouverneur der Kasba Frochana einen Besuch zu machen und gleichzeitig zu hören, wie es mit den kriegerischen Ereignissen stände. Wir fuhren in einer Droschke in halbstündiger Fahrt bis an die Grenze des spanischen Gebiets und legten den Rest des Weges in zirka zehn Minuten zurück. Die spanischen Droschken dürfen nämlich nicht über die Grenze in marokkanisches Gebiet fahren.

Die Kasba Frochana liegt südwestlich von Melilla in einem von niedrigen Bergen eingefaßten Kessel. Sie ist ähnlich gebaut wie die Kasba Saida und würde gleich dieser in einem modernen Krieg nicht lange gehalten werden können.

Kaid Baschir saß gerade beim Frühstück, als wir uns melden ließen, und er lud uns sofort ein, an seinem Mal teilzunehmen.

Melilla, Ansicht der Stadt von Süden gesehen.

Es gab in Öl gebackene Pfannkuchen in sechs verschiedenen Auflagen.

Kaid Baschir ist einer der ältesten und tüchtigsten Heerführer des Sultans. Er ist ein großer stattlicher Mann mit einer für einen Araber sehr hellen Hautfarbe, mit energischen Zügen und einem großen, schwarzen, an den Schläfen eben ergrauenden Vollbart. Er dachte über die Lage sehr optimistisch, da die Küstenstämme zwischen Melilla und der Grenze einstweilen noch zum Sultan zu halten schienen, und der Prätendent noch in weiter Ferne war. Auch hoffte er das Beste von Mulai Arafa, der auf dem Landwege glücklich angekommen war und sich bereits von den Folgen der Seefahrt gründlich erholt hatte.

Als ich mich verabschiedete, drückte mir der Kaid ein kleines Paketchen in die Hand und sagte, es sei ein Geschenk des Prinzen für die Überfahrt. Neugierig, was es enthalten könnte, öffnete ich es und fand fünfzig arabische Pesetas darin, in kleinster Landesmünze, von denen ein Fünftel Falschstücke waren. Ich gab das „fürstliche" Geschenk sofort an den Dolmetscher weiter und hatte die Genugtuung, wenigstens einem Menschen eine Freude damit gemacht zu haben.

In Tanger fanden wir bei unsrer Rückkehr einen zweiten Oheim des Sultans vor, Mulai Amrani. Dieser hatte sich seinen Harem mitgebracht. Er schiffte sich am 14. Februar mit seinen Frauen und ungefähr zweihundert Soldaten ein. Wir brachten ihn gleichfalls nach Melilla.

Die Spanier schienen keine Lust zu haben, die Soldaten mit ihren Waffen und ihrer Munition durch spanisches Gebiet passieren zu lassen. Wir mußten daher alles auf marokkanischer Seite, zwei Seemeilen südlich von Melilla, landen, was bei gutem Wetter auch glücklich von statten ging.

Wir bekamen nun Ordre, direkt nach Adschrut weiter zu fahren und aus Kasba Saida etliche hundert Flinten abzuholen. Es waren Chassepot-Gewehre, Modell 1873, mit sechzig Kisten Munition. Von diesen Gewehren waren dreihundert in einem unglaublichen Zustand, gänzlich verrostet und un-

Einschiffung Mulai Amranis (×) in Melilla.

brauchbar. Wir versuchten alles, um diese Ladung durch spanisches Gebiet transportieren zu dürfen, denn das Löschen am offenen Seestrande war bei der sehr großen Zahl der Gewehre ziemlich unbequem. Doch die Spanier machten uns wieder Schwierigkeiten, und so mußten wir uns wohl oder übel entschließen, abermals an der marokkanischen Küste zu arbeiten.

Nach dieser Reise gab es vorläufig nichts für uns zu tun. Den ganzen März über lagen wir untätig vor Tanger. Mulai Arafa war inzwischen von Kasba Frochana aus nach Udschda gegangen, und Bu Hamara bewegte sich langsam aber stetig nach der Nordostküste zu. Sein Anhang wuchs ständig. Er zwang Mulai Arafa Ende März Udschda aufzugeben und sich auf französisches Gebiet zu flüchten. Dann wandte er sich gegen Kasba Frochana. Als die Sache anfing, für diese Kasba brenzlich zu werden, zog Mulai Amrani nach Melilla ab.

Allmählich ergriffen auch die Stämme um Melilla immer mehr Partei für Bu Hamara und fingen an, Kasba Frochana

ernstlich, zu bedrohen, sodaß Kaid Baschir dringend um Hilfe bat, leider jedoch vergebens. Erst am 3. April wurde der Turki nach Melilla gesandt, jedoch nicht, um die geforderten und dringend benötigten Verstärkungen zu bringen, sondern um die beiden Schiffsgeschütze zur Verteidigung der Kasba an Land zu schaffen! Am gleichen Tage schickte Bu Hamara einen seiner Chalifas zum

Übernahme von Tieren.

Gouverneur von Melilla mit der Aufforderung, ihn, den Prätendenten, als Sultan anzuerkennen und die Beamten des Mulai Abdul Asis endgültig aus Melilla und Frochana zu vertreiben. Darauf konnte der Gouverneur sich natürlich nicht einlassen und gab daher den Beauftragten die Antwort, daß vorläufig Mulai Abdul Asis noch der von Spanien anerkannte Herrscher Marokkos sei, und daß man dessen Beamte deshalb noch respektieren müsse. Obgleich aus dieser Antwort hervorging, daß Spanien noch für Mulai Abdul Asis Partei nahm, wollten uns die Behörden in

Melilla doch nicht gestatten, unsre Geschütze dort an Land zu geben. Auch auf marokkanischem Gebiet konnten sie nicht gelandet werden, da sie dann von den zu Bu Hamara haltenden Kabylen sofort weggenommen worden wären; so blieben sie an Bord.

Die Lage in Frochana wurde immer bedenklicher, und der Weg von Melilla dorthin war bereits gefährdet. Die paar hundert Soldaten genügten kaum noch zur Verteidigung. Der Prätendent stand jetzt nur noch wenige Stunden von Frochana entfernt und gab Befehl, die Kasba zu stürmen. Mit ganz alten Kanonen, die zum Teil noch mit Steinen geladen wurden, wurde allmählich eine Bresche in die Mauer geschossen, und am 14. April sprengten die Rebellen eine Ecke der Kasba in die Luft, so daß jetzt der Garnison nichts weiter übrig blieb, als sich nach Melilla durchzuschlagen und Frochana den Feinden zu überlassen. Nur die eigenen Waffen hatten die Sultanssoldaten mitnehmen können. Alles übrige fiel den Rebellen in die Hände.

Wir wurden sofort nach dem Fall der Kasba nach Melilla geschickt, um Zelte für die jetzt obdachlosen Soldaten dorthin zu bringen. Doch war diese Sorgfalt der Regierung unnötig, da die Spanier den Leuten bereits Soldatenzelte gegeben hatten. Kaid Baschir und Mulai Amrani hatten ein gemeinsames Arbeits- und Empfangszimmer in der Stadt. Als ich sie dort besuchte, fand ich den Kaid ganz geknickt. Die Ereignisse schienen ihn doch sehr mitgenommen zu haben.

Bu Hamara stellte jetzt abermals das Verlangen, daß alles, was zum Sultan gehöre, aus Melilla ausgewiesen würde; und drohte, falls diesem Wunsch nicht entsprochen werden sollte, den Spaniern alle Lebensmittel aus Marokko abzuschneiden und den ganzen Handel von Melilla zu unterbinden. Da er jetzt Herr des Hinterlandes war, und ihn nichts hindern konnte, seine Drohung wahrzumachen, wodurch eine furchtbare Verteuerung der Lebensmittel und ein großer Schaden für den spanischen Handel in Melilla verursacht worden wäre, so sahen sich die Spanier genötigt, ihre Gäste, die Sultansleute, auszuweisen. Das marokka-

nische Zollhaus wurde geschlossen. Die Zollbeamten, der Kaid, die Soldaten, die Reittiere, die Waffen und die Bagage wurden auf dem Turki und auf einem französischen Dampfer nach Tanger geschafft. Mit der Herrschaft des Abdul Asis um Melilla war es endgültig vorbei!

Siebentes Kapitel.

Raissuli. — Arsila in Not. — Tetuan bedroht und entsetzt. — Die Stadt Tetuan. — Gespräche mit Kaid Baschir. — Die Soldaten. — Kriegsgefangene. — Protektionswesen. — Ein kleiner „Krieg".

In jener Zeit machte nicht nur Bu Hamara dem Machsen Schwierigkeiten, sondern auch Raissuli fing an, sich unangenehm bemerkbar zu machen. Es ist bezeichnend für die Schwäche der marokkanischen Regierung, daß sie nicht einmal im Nordosten des Reiches, in unmittelbarer Nähe Tangers, für Ruhe und Sicherheit zu sorgen verstand.

Der zu einer Berühmtheit gewordene Raissuli war gewissermaßen zum Räuberhandwerk geboren. Schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts führte er in der Nordwestecke Marokkos ein ungebundenes Brigantenleben, bis ihn der tatkräftige Gouverneur von Tanger, Si Abderrachman Abdek Sadoc, gefangen nahm und nach Mogador ins Gefängnis schickte. Nur dem Umstand, daß Raissuli einer heiligen Familie entstammte und seine Person den Eingeborenen infolgedessen als unantastbar galt, hatte er es zu verdanken, wenn man ihn für seine vielen Schandtaten nicht aus der Welt schaffte. Es war aber ein großer Fehler, ihm nach Abbüßen einer etwa zweijährigen Gefangenschaft die Freiheit wiederzuschenken; der alte Torres, der sich als Landsmann des Räubers — beide stammten aus Tetuan — für ihn beim Sultan verwendet hatte und schließlich Raissulis Freilassung durchsetzte, mag diesen dummen Streich später oft bereut haben.

Raissuli reiste 1901 von Mogador mit dem Turki nach Tanger zurück und war zwei Tage bei mir an Bord. Damals machte er auf mich durchaus nicht den Eindruck eines Räuberhauptmanns. Er hatte ein offenes, ehrliches Gesicht von ziemlich heller Hautfarbe

und mit schönen, etwas semitischen Zügen; die Augen waren eher sanft als blutdürstig, Haar und Bart tiefschwarz. Seine Gestalt war groß und hager. Die Schiffsleute, denen er als Scherif gewissermaßen als ein höheres Wesen erschien, erstarben vor ihm in Ehrfurcht. Hätte mir nicht der eine und der andere Wunderdinge über die Mordtaten des einstigen Banditen erzählt, ich wäre nie darauf gekommen, es mit einem solchen zu tun zu haben.

Bald nachdem Raissuli nach Tanger zurückgekehrt war, ging er wieder in die Berge, und es dauerte nicht lange, bis sein Name wieder in aller Munde war. Seine Räuberbande wuchs mehr und mehr an, und seine Erfolge machten ihn immer kühner. Schließlich hatte er fast alle Stämme in dem Dreieck Tanger-Tetuan-Larasch auf seiner Seite und machte alle Karawanenstraßen unsicher.

In den letzten Apriltagen 1903 belagerte er Arsila, ein kleines, auf halbem Wege zwischen Kap Spartel und Larasch gelegenes Küstenstädtchen, und erzeugte dort eine solche Panik, daß ein kleines Segelboot nach Tanger geschickt wurde, um dringend Hilfe zu erbitten. Besonders die Juden in Arsila waren in tausend Ängsten und wandten sich in flehenden Briefen an ihre Glaubensgenossen in Tanger, mit der Bitte, der großen Not wegen das Hilfswerk zu beschleunigen.

Doch die Behörden ließen sich nicht aus der Ruhe bringen, und nur dem heftigen Drängen der Tangerer Israeliten war es zu danken, wenn keine allzugroße Verzögerung eintrat. Die Weigerung der zum Entsatze Arsilas bestimmten Truppen, ohne den rückständigen Sold aufbrechen zu wollen, war das erste Hindernis. Die Juden beseitigten es, indem sie den Sold vorstreckten. Zum Unglück trat dann schlechtes Wetter ein, das einen Entsatz der bedrohten Stadt auf dem Seewege abermals hinderte.

Erst am 2. Mai konnten wir mit Lebensmitteln und Kriegsmaterial nach Arsila abfahren. Gleichzeitig brachen die Soldaten auf dem Landwege dorthin auf. Gegen Mittag näherten sie sich der Stadt. Wir sahen das am Rauch der brennenden Dörfer, die sie auf ihrem Wege plünderten und einäscherten. Bald darauf

sahen wir sie über die Hügel heranstürmen und in die Stadt einziehen. Arsila war entsetzt. Trotz eifrigen Umherspähens habe ich von dem Feinde nichts gesehen. Er hatte sich wahrscheinlich schon vor unsrer und der Truppen Ankunft aus dem Staube gemacht.

Auch aus Tetuan kamen in dieser Zeit beunruhigende Gerüchte. Diese Stadt wurde von Raissuli und seinen Bundesgenossen, den Andschera und Ben Ider, bedroht. Tetuan ist, wie schon kurz

Die bewaffneten Bootsleute in Tetuan.

gesagt, die Heimatstadt des Ministers Torres, und diesem Umstand ist es zu verdanken, wenn ihr in dieser schweren Zeit rasch und ausgiebig Hilfe gebracht wurde. Als wir am 10. Mai eine große Menge Gerste, Geld und Munition dorthin brachten, kamen die Leichterleute, bis an die Zähne bewaffnet, herausgefahren, wodurch wir den Eindruck erhielten, daß die Sache dort ernst sein müsse. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als Mulai Arafa, welcher von Nemours nach Tetuan gekommen war, um mit seinen Leuten die Garnison der Stadt zu verstärken, fluchtartig zu uns an Bord kam, um sich nach Tanger in Sicherheit zu bringen.

Er sah sehr leidend aus und gab an, aus Gesundheitsrücksichten abgereist zu sein. Er starb bald darauf. Bei unsrer Abfahrt nach Tanger sahen wir in der Umgegend der Stadt überall Rauch aufsteigen und hörten vereinzeltes Gewehrfeuer. Die Rebellen schienen anzugreifen. Daher brachten wir schon am nächsten Tage etwa zweihundert Mann Ersatztruppen von Tanger. Man erzählte uns von einer wilden Schlacht, in der die Rebellen abgeschlagen seien, nachdem sie die schönen Gärten in der Umgegend der Stadt gänzlich zerstört und verwüstet hätten. Dies war wieder einmal eine der in Marokko so beliebten Übertreibungen, denn ich konnte mich bald durch den Augenschein davon überzeugen, daß nur wenige Apfelsinenbäume angekohlt waren, sonst aber alles im schönsten Grün prangte.

Unsre Transporte nach Tetuan gingen weiter. Sehr viel Kriegsmaterial, Geld, Munition und Lebensmittel wurden hingeschafft, und fast auf jeder Reise nahmen wir ein- bis zweihundert Soldaten mit ihren Tieren mit. Der Oberbefehl über die Truppen wurde dem aus Kasba Frochana vertriebenen Kaid Baschir und seinem damaligen Leidensgenossen Mulai Amrani übertragen, mit deren Ankunft Mitte Mai Ruhe und Sicherheit in der Stadt und in der nächsten Umgegend als völlig wiederhergestellt angesehen wurden.

Kaid Baschir zieht mit seinen Soldaten nach Tetuan.

Tetuan liegt, obgleich es gewöhnlich zu den Hafenstädten Marokkos gerechnet wird, nicht direkt am Meer, sondern ungefähr zehn Kilometer im Innern. Der Hafenplatz Martil, über den der Seeverkehr der Stadt geleitet wird, befindet sich ungefähr dreißig Kilometer südlich von der spanischen Besitzung Ceuta. Der Verkehr der Schiffe mit dem Lande geschieht, wie in allen marokkanischen Küstenstädten, durch einige der Regierung gehörende Leichterfahrzeuge, die in die Flußmündung einfahren können.

Marokkanische Reiter auf dem Wege von Martil nach Tetuan.

Das Gelände zwischen Martil und Tetuan ist ganz flach. Die Berge weichen hier fast genau halbkreisförmig zurück und bilden eine große Ebene, die äußerst fruchtbar ist, aber bei der Gleichgültigkeit der Bewohner nur spärlich bebaut wird.

Die Stadt Tetuan, deren weiße Mauern man vom Strande aus deutlich sieht, ist einer der schönsten Orte Marokkos. Sie liegt auf einem sanft ansteigenden Hügel, an dessen Fuße sie überall fruchtbare Gärten mit weißen Landhäuschen umgeben. Von drei Seiten ist sie von hohen Bergen eingeschlossen, welche anfangs sanft ansteigen und oben in schroffen, kahlen Felsen enden.

Ich hatte oft Gelegenheit, die Stadt zu besuchen, und machte ausgiebigen Gebrauch davon. Mein steter Begleiter war der Dolmetscher Hadsch Mohamed Bumgais. Wir ritten auf alten,

Kaid Baschir.

mageren Packpferden, die nur Schritt zu kennen schienen, und gebrauchten immer gut zwei Stunden, um auf ihnen die zehn Kilometer bis Tetuan zurückzulegen.

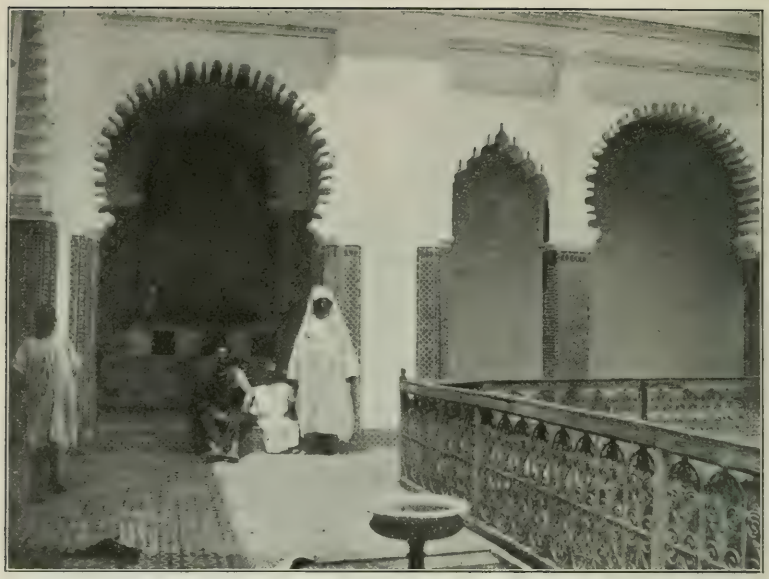
Die Stadt fesselte mich immer wieder von neuem. Je mehr man sich ihr näherte, um so lieblicher wurde das Bild. Zu beiden Seiten lagen blühende Gärten und Landhäuschen, bis man

endlich das Stadttor erreichte und einritt. Durch enge Gäßchen gelangten wir bis zum Markt, einem riesigen Platz in der Mitte der Stadt. Hier gaben wir unsere Tiere an ihre Besitzer ab, damit sie für den Rückritt gestärkt wurden, und streiften dann umher. Dabei fiel mir immer wieder auf, daß die so reiche Stadt Tetuan, in der viele hohe Beamte des Sultans zu Hause sind, dennoch in einem recht verwahrlosten Zustande war: die Straßen nicht sehr sauber, eng und holperig, viele gar nicht, andere sehr mangelhaft gepflastert, die Häuser vielfach baufällig und un-

Reisende Frau aus dem Harem Mulai Amranis.

getüncht. Sogar die vornehmsten marokkanischen Paläste, die in ihrer reichen, maurischen Einrichtung vielfach an die Alhambra in Granada erinnern, sahen von außen unscheinbar und schmutzig aus. Eine rühmliche Ausnahme macht das Judenviertel, das Mellach. Man sieht ihm an, daß seine Bewohner recht wohlhabend sind und guten Geschmack besitzen.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Juden nur in diesem Mellach wohnen dürfen. Sie haben hier, wie in den andern Küstenstädten, mit Ausnahme vielleicht von Rabat und Slaa, die Erlaubnis, sich in der ganzen Stadt, außer in der Kasba, anzukaufen und anzubauen.



Gartenterrasse eines vornehmen Hauses in Tetuan.

In der Stadt befindet sich ein besonderes Industrieviertel, für Hausindustrie natürlich. Hier hat jedes Handwerk seine eigene Straße. Es gibt Gassen, in denen nur maurische Pantoffeln hergestellt werden, andre, die nur von Lederarbeitern bewohnt werden, ferner solche mit Gerbern, mit Schmieden, mit Fabrikanten arabischer Flinten usw. Jeder dieser Handwerker haust in einem kleinen Laden mit nur einer, nach der Straße zu laufenden und immer offenen Tür, vor der man ihn bei seiner Arbeit beobachten kann. Um diese Straßen vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen, sind sie oft mit Weinlaub überrankt, wodurch der Aufenthalt in ihnen kühl und angenehm wird. Gerade dieses Viertel der Stadt mit seiner fleißigen und doch stillen Bevölkerung zog mich immer besonders an.

Zu erwähnen wäre noch die Kasba, die Zitadelle, welche, wie in allen auf hügeligem Gelände erbauten marokkanischen Städten, auf dem höchsten Punkte emporragt. Viel weißes und starkes

Mauerwerk schaut trotzig von dort oben herunter, aber es ist eine leere Drohung, denn irgend welchen militärischen Wert hat diese Kasba nicht. Dazu ist das Gemäuer nicht stark genug, ganz

Tetuan: Straße im Mellach.

abgesehen davon, daß nur einige alte, meist unbrauchbare und von den hölzernen Lafetten gefallene Kanonen in den Schießscharten umherliegen. Das Unterfangen, die Geschütze laden und abfeuern zu wollen, würde dem Artilleristen schlechter bekommen als dem Feind.

Fast bei jedem Besuche in der Stadt sah ich Kaid Baschir und Mulai Amrani, deren jeder eins der schönsten Häuser bewohnte. Kaid Baschir war immer sehr gastfrei und hatte stets ein üppiges Mahl für mich und meinen Begleiter bereit. Wir unterhielten uns zuweilen über die politische Lage, und er ließ manche Äußerung fallen, aus der ich darauf schließen konnte, daß er durchaus nicht mit dem Sultan und dessen Ratgebern zufrieden war. Bekanntlich wurde Mitte Juni 1903 der Times-Korrespondent Harris von Raissuli aufgegriffen und erst wieder ausgeliefert, nachdem alle gefangenen Anhänger des Banditen in Freiheit gesetzt waren. Man munkelte, daß Harris mit Raissuli unter einer Decke gesteckt habe. Kaid Baschir bedauerte den Zwischenfall insofern, als er fürchtete, die Rebellen würden in Zukunft immer wieder Christen überfallen, um dadurch ihre gefangenen Genossen auszulösen, und dadurch den Aufstand endlos in die Länge ziehen. Auch machte es ihm Kummer, daß die Rebellen besser bewaffnet waren, als die Sultansleute. Tatsächlich hatte man einem gefangenen Andjeramann eine ganz moderne Flinte abgenommen, ein deutsches Infanteriegewehr Modell 88, das mir der Kaid zeigte. Die Sultanssoldaten besaßen nur alte Chassepot-Gewehre aus dem Jahre 1873, die meist in einem trostlosen Zustande waren. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit auch, daß die modernen Gewehre der Rebellen von spanischen Kontrebandisten eingeschmuggelt wurden.

Die Zahl der Soldaten, die wir in kleineren und größeren Trupps von Tanger aus nach Tetuan verschifften, mag im Ganzen zwölf- bis fünfzehnhundert betragen haben. Wären sie nicht stets unter der Bezeichnung „Soldaten" an Bord gekommen, so hätte man sie kaum dafür gehalten. Als Abzeichen ihres Standes, gewissermaßen als Uniform, trugen sie gemeinsam nur den bei dem marokkanischen Militär üblichen spitzen roten Fes und kleideten sich im übrigen, wie es ihnen paßte oder wie ihre Mittel es ihnen erlaubten. Nur ganz vereinzelt kam einmal eine größere Anzahl richtig Uniformierter an Bord; sie trugen rote, schlecht sitzende Militärröcke mit gelben Tressen und goldenen Knöpfen, sowie blaue,

weite Kniehosen. Doch auch diese Leute hatten, wie alle übrigen, stets eine schmutzig-weiße Djellaba über ihrer Kleidung, so daß man von den Uniformröcken nicht viel sah. Von militärischem Drill konnte man bei diesen Soldaten nichts bemerken, und auch die Führer schienen keine Gewalt über sie zu haben, denn meine Matrosen mußten sie an Bord in Ordnung halten. Ihre Waffen wurden ihnen unterwegs stets abgenommen und in besondern

Drei alte Krieger.

Kisten oder zusammengeschnürten Bündeln verladen. An Bord richteten sie sich immer sehr schnell wohnlich ein. Man merkte sofort, daß man es mit einem Nomadenvolk zu tun hatte, das sich leicht überall zu Hause fühlt. Zwischen den an Deck aufgestapelten Kisten und Ballen, sowie bei ihren im Raume untergebrachten Pferden gruppierten sie sich in kleinen Abteilungen und breiteten einige Matten aus, auf denen sie sich niederlegten oder mit untergeschlagenen Beinen Platz nahmen. Dann begannen sie auf einem mitgebrachten Kohlenbecken Teewasser zu kochen. Tee, Oliven und Brot waren fast ihre ausschließliche Nahrung auf der Reise.

Truppentransport nach Tetuan.

Die an Deck Liegenden schützten sich vor Sonne und Regen, indem sie alte Kleider, Zeltbahnen und Tücher über sich spannten, wodurch das Verdeck einem großen Zeltlager glich.

Die Führer verlangten immer einen besseren Platz, den wir ihnen auf dem Achterdeck einräumten. Nur ganz hohen Würdenträgern gestattete ich zuweilen, es sich in meiner Kajüte bequem zu machen; alle andern mußten an Deck hausen. Auch die Führer machten es sich schnell bequem, ließen sich von einigen ihrer Leute bedienen und kümmerten sich im übrigen um nichts. Sie unterschieden sich nicht sehr von ihren Leuten, höchstens durch gesetzteres Alter und eine etwas sauberere Djellaba, sowie durch schöne krumme und kurze Dolche, die in silbernen Scheiden steckten und an langen seidenen Schnüren um den Hals hingen.

Das ganze Kriegsvolk setzte sich aus Menschen aller Altersklassen — die Jüngsten mochten kaum vierzehn, die Ältesten fünfzig

Jahre alt sein — und von jeglicher Hautfarbe zusammen. Auf körperliche Kraft schien man bei der Rekrutierung nicht gesehen zu haben, denn es gab manche Jammergestalten unter ihnen. Obgleich die Soldaten nicht die allergeringste Disziplin besaßen, waren sie doch leicht zu leiten, und nur selten kam es zu Auftritten, weil sie sich der Schiffsordnung nicht fügen wollten. Im allgemeinen waren sie sehr unsauber und hatten viel Ungeziefer. Häufig sah ich einen der Männer heimlich in einer Ecke hocken, um dem schönen Geschäft des Läuseknackens obzuliegen. Oder einer legte seinen Kopf in den Schoß eines andern und ließ ihn sich absuchen.

Zuweilen gab man uns Kriegsgefangene von Tetuan nach Tanger mit. Diese waren in der Art gefesselt, daß um jedes Fußgelenk ein Eisenring genietet wurde, wonach zwischen beiden Ringen eine etwa dreißig Zentimeter lange Eisenstange die Verbindung herstellte. Dadurch konnten die Unglücklichen nur halbkreisförmige, kurze Schritte machen. Unter diesen Gefangenen, von denen es immer hieß, es seien „Rebellen", waren einige derartig traurige Gestalten, daß ich schon damals den Verdacht schöpfte, die Führer ließen ganz friedliche Menschen aufgreifen, nur um damit prahlen und dem Sultan ihren Eifer beweisen zu können. Die armen Kerle waren in der Regel nur in eine Djellaba gehüllt, alle andere Kleidung und alles, was sie sonst bei sich trugen, hatten ihnen die Begleitsoldaten vorher abgenommen.

Die unruhigen Zeiten hatten viele Bewohner Tetuans veranlaßt, die Stadt zu verlassen. Fast auf jeder Reise war unser Dampfer mit solchen Flüchtlingen angefüllt. Die Behörden gaben ihnen immer die Erlaubnis, das Schiff zu benutzen. Auffälligerweise nahm ihre Zahl auch nicht ab, als die Verhältnisse sich besserten, im Gegenteil, die Menge der um ihr Leben Besorgten schien zu wachsen; außerdem brachten sie stets größeres Gepäck mit. Auch wurde oft Gepäck an Bord gebracht, von dem es hieß, es gehöre dem alten Torres oder dessen Familie, und dem wir dann unsre besondere Sorgfalt widmen mußten. Ich stellte nun bald fest, daß die Reisenden schon lange keine Flüchtlinge mehr waren, son-

dern einfach Handelsleute, welche die billige Fahrgelegenheit mit dem Turki benutzten, um einen schwunghaften Warenaustausch zwischen Tanger und Tetuan zu betreiben. Auch das Gepäck, das unter der Flagge des Ministers segelte, gehörte Privatleuten, die den Namen Torres nur angaben, um ihren Waren an Bord eine Vorzugsbehandlung zu sichern. Da auch Privatdampfer zwischen Tanger und Tetuan verkehrten, denen wir obendrein ihren Ver-

Ein Zeltlager an Bord.

dienst wegnahmen, lag gar kein Grund vor, solche Gratisfahrten auf dem Regierungsschiff zu bewilligen. Aber der alte Torres ist Tetuaner, und das erklärt dem Eingeweihten alles. Denn Marokko ist das Land des Protektionswesens, wo jeder einflußreiche Mann bestrebt ist, zuerst seinen Verwandten, dann seinen Freunden und Bekannten und schließlich seiner Vaterstadt den größtmöglichen Nutzen zu verschaffen, und wo deshalb jeder arme Schlucker es für selbstverständlich hält, daß er von seinen angesehenen Verwandten, Bekannten oder engeren Landsleuten jeden Vorteil herausschlagen darf.

Bevor wir die regelmäßigen Fahrten nach Tetuan einstellten,

wurden wir noch Zeugen eines kleinen, charakteristischen „kriegerischen" Ereignisses.

Bu Hamara hatte einen seiner Chalifas in die Gegend von Tetuan geschickt, um dort für ihn Stimmung zu machen. Es war am 11. Juli, als ich zuerst von der Anwesenheit dieses Chalifa hörte, der in einem Tal am Meere, kaum zwei Stunden südlich von Tetuan, sein Zelt aufgeschlagen haben sollte. In ihrer Lust am Fabulieren erzählten uns die Bootsleute Tetuans am nächsten Tage, daß der Bu Hamara-Mann die Stämme südlich von Tetuan bereits auf seiner Seite habe, und es daher um die Stadt sehr schlimm aussehe. Sogar die Verbindung zwischen Tetuan und Martil sollte gefährdet sein. Doch in Wirklichkeit rührten sich die Rebellen nicht. Darum beschloß Mulai Amrani, den Feind aufzusuchen. Am 15. Juli, gegen zehn Uhr vormittags, sahen wir südlich von unserm Ankerplatz den Rauch brennender Dörfer aufsteigen und hörten vereinzeltes Gewehrfeuer. Mittags brachte man uns den Befehl an Bord, die Küste entlang nach Süden zu dampfen, das Zeltlager des Bu Hamara-Chalifen zu suchen und es zu bombardieren.

Rkinas Zelt am Strande von Adschrut.

Das Tal südlich vom Kap Mazarin, wo das Zeltlager angeblich sein sollte, machte jedoch einen sehr friedlichen Eindruck. Im Hintergrunde lag ein großes Dorf, von grünen Feldern umgeben, und in einer Niederung in der Nähe des Strandes stand ein Oleanderhain in schönster Blüte. Kein Mensch war zu sehen, so daß wir schließlich gegen drei Uhr nachmittags nach Martil zurückfuhren.

Währenddessen brandschatzten die Soldaten weiter. Immer zahlreicher wurden die aus den Dörfern aufsteigenden Rauchsäulen. Das Flintenknattern ließ jedoch nach; man schien mit Plündern vollauf beschäftigt zu sein. Große Ziegen- und Rinderherden wurden am Strande entlang nach Martil zu getrieben und jenseits des Flusses in Sicherheit gebracht. Es war in dieser Beziehung ein „ergiebiger" Tag für die Truppen. Unsre Leute konnten es sich nicht versagen, schnell ans Land zu fahren, um sich einen Teil der Beute zu sichern. Aber auch ohne dies bekamen wir unsern Anteil, denn am Abend schickte uns der Kaid zwei Lämmer, zwölf Hühner, hundert Eier, zwölf Hut Zucker, drei Pfund Tee, zehn Pfund Lichte und einen Korb Brot an Bord.

Der „Feldzug" an sich war sehr unblutig verlaufen und schien nur zur Ergänzung der Lebensmittel und zur Aufmunterung der Truppen unternommen worden zu sein. Ich erfuhr später, daß die Einwohner der geplünderten und niedergebrannten Dörfer ganz harmlos und dem Sultan treu ergeben waren. In Wirklichkeit hatte der Chalifa von dem Handstreich, den Amrani gegen ihn plante, rechtzeitig Wind bekommen und sich aus dem Staube gemacht. Aus Wut über den mißglückten Plan hatte der Prinz dann befohlen, die Dörfer zu vernichten, indem er die Einwohner beschuldigte, sie hätten dem Chalifa Späherdienste geleistet und ihn beherbergt.

Die meisten „Kriege" in Marokko sind häufig weiter nichts, als derartige Vermutungen. Bei dem geringen und meist sehr unpünktlich bezahlten Sold würde es dem Sultan wohl schwer fallen, überhaupt Soldaten zu bekommen, wenn er diesen nicht zuweilen gestatten wollte, sich durch Plünderung schadlos zu halten.

Achtes Kapitel.

Neue Truppensendungen nach der Grenze. — Anmaßendes Volk. — Rkina. — Port Say. — Louis Say. — Das Marokkanische Lager. — Die Gefangenen. — Freudenfeste in Tetuan. — Verhinderte Reise nach Udschda.

Bald nach dem arabischen Neujahrsfest, an dem die kleinen Knaben beschnitten werden, und die fanatischen Sekten der Aissauas und Hamadschis ihre blutrünstigen Kunststücke aufzuführen pflegen, schien sich das Kriegsglück etwas dem Sultan hinzuneigen. Die Einnahme Tassas' durch Menebbi wurde in Tanger und Tetuan als ein bedeutender Erfolg angesehen und mit einundzwanzig Salutschüssen und Phantasias gefeiert. Auch mußte der Turki auf Befehl des Ministers zwei Tage hintereinander Flaggengala anlegen.

Während der Prätendent von Tassa aus bedroht wurde, versuchte die Regierung im Grenzgebiet wieder festen Fuß zu fassen. Am 8. Juli wurden etwa zwölfhundert Soldaten mit einem französischen Dampfer nach Nemours befördert, von wo aus sie zuerst nach Adschrut vordringen und dann Udschda nehmen sollten. Dies waren die ersten Anstrengungen des Sultans, seine Herrschaft im Osten des Reiches wieder aufzurichten, und es ist bezeichnend für das gute Einvernehmen, das damals zwischen Frankreich und Marokko bestand, daß die Franzosen den marokkanischen Truppen von Nemours aus den Marsch durch französisches Gebiet gestatteten.

Den ersten Teil ihres Programms hatten diese Truppen bald ausgeführt, indem sie Kasba Saida besetzten und die ringsum wohnenden Stämme unterwarfen. Jedoch wurden die zwölfhundert Mann für nicht stark genug gehalten, um allen Möglichkeiten gerecht zu werden. Daher schob die Regierung weitere Truppenmassen nach, deren Transport uns zufiel.

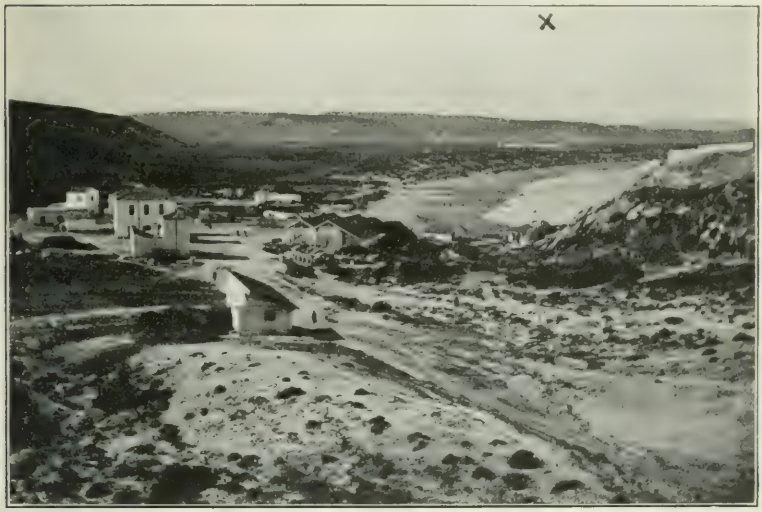
Am 20. Juli fuhren wir mit dem ersten Nachschub von Tanger ab. Es waren ungefähr zweihundertachtzig Mann mit vierzig Reit- und Lasttieren. Von allen bis dahin mit dem Turki transportierten Soldaten waren dies die schlimmsten, — ein freches, aufdringliches und zuchtloses Gesindel. Trotz der vielen Führer war keine Ordnung hineinzubringen. Wenn die Matrosen es wagten, Anweisungen im Interesse der Sauberkeit und des Schiffsdienstes zu erteilen, kam es zuweilen zu Handgreiflichkeiten. Das Volk tat ganz, als ob es an Bord zu Hause wäre und über das Schiff und seine Einrichtungen nach Belieben verfügen könnte. Wenn ich bei zu großer Unverschämtheit Protest zu erheben wagte, bekam ich regelmäßig die Antwort: „Das Schiff gehört dem Sultan, daher haben wir das gleiche Recht daran, wie du." Daß mir als Schiffsführer die Pflicht oblag, für Sicherheit und Ordnung an Bord zu sorgen, verstanden sie nicht.

Es war Sommer und die Sonne brannte erbarmungslos vom blauen Himmel herab. Daher schrien sie und ihre Führer nach Sonnensegeln, obgleich sie leicht ihre mitgebrachten Zelte hätten aufschlagen können. Ich mußte mich jedoch dazu bequemen, ihrem Wunsche nachzukommen und das Deck mit Segeln überspannen zu lassen, denn bei meiner anfänglichen Weigerung wurde ihre Haltung drohend. Als wir weiter ins Mittelmeer hinauskamen, wurde die See bewegt, und das Schiff begann leicht zu rollen. Zum Glück wurde fast die ganze Gesellschaft seekrank und lag nun still und teilnahmslos an Deck umher, so daß wir jetzt Ruhe vor ihr hatten.

Ein findiger Kopf war unter ihnen. Dieser hatte sich eine Ecke unter der Kommandobrücke frei gemacht und dort ein fliegendes Café aufgeschlagen. Er verkaufte an seine Kameraden Tee und Kaffee in Gläsern, das Glas zu fünfzig Centimos, und machte sehr gute Geschäfte.

Wir waren froh, als wir die unangenehme Gesellschaft endlich in Adschrut landen konnten. Am Strande hatte sich bei unsrer Ankunft eine große Menschenmasse angesammelt. Es war ein

buntes Bild, das sich mir beim Anlandkommen bot. Die Ladung wurde aus den Leichtern an den Strand getragen und einstweilen dort aufgestapelt. Pferde und Maultiere standen umher, und die ausgebooteten Soldaten unterhielten sich entweder lebhaft mit ihren herbeigeströmten Kameraden oder lungerten im Sande herum. Die Soldaten hatten der Hitze wegen vielfach ihre



Port Said (Blick von Osten) im Hintergrunde Kasba Saida (>).

schmutziggraue Djellaba abgelegt und prangten in den buntesten Anzügen, alle mit rotem Fes oder Turban auf dem Kopfe und aufdringlich gelben Pantoffeln an den Füßen; dazwischen sah man vereinzelte Kabylenleute in grauer Djellaba, mit einem Turban aus Kamelhaar auf dem Kopf und mit Sandalen an den Füßen; dazu der gelbe Sand und der im Hintergrunde in den Dünen wachsende Ginster, und über dem ganzen ein tiefblauer, wolkenloser Himmel! Wahrlich ein Bild zum Malen!

Auch der Oberstkommandierende, Sid Rkina, hatte sich am Strande eingefunden und mit einigen Beamten in einem besonders für ihn aufgeschlagenen Zelte Platz genommen, vor dessen Eingang

sechs Mann Wache standen, in der Art, daß je drei in kurzen Abständen auf jeder Seite postiert waren und so gewissermaßen eine Gasse bildeten. Wir begrüßten ihn kurz, empfingen einige Instruktionen über die Weiterreise und gingen dann über den Grenzfluß auf die französische Seite hinüber.

Dort hatte sich, dicht am Meer, ein Franzose, Mr. Louis Say, vor einigen Jahren angekauft. Sein Bereich wurde im Westen vom Grenzflusse Kiß, im Osten und Süden von den hier allmählich wieder dem Meere sich nähernden Bergen, und im Norden von der See begrenzt. Es war ein schönes, ebenes, zum Teil sehr fruchtbares Grundstück von etwa anderthalb Quadratkilometern Fläche.

Herr Say, den ich schon früher kennen gelernt hatte, und der mich auch jetzt, wie stets vorher, auf das liebenswürdigste aufnahm, hatte die Absicht, auf eigene Kosten an dieser Stelle eine Stadt und einen Hafen zu bauen, und dem Ganzen den Namen „Port Say" zu geben. Noch vor drei Jahren war hier nichts als eine Einöde gewesen, in der er in einer einfachen Strohhütte gehaust hatte, während jetzt bereits ein kleiner Ort mit vielen fertigen und halbfertigen Häusern und schönen breiten Straßen entstanden war. Auch mit dem Molenbau für den Hafen wurde bereits begonnen. Baumaterial lieferten die umliegenden Berge in vortrefflicher Beschaffenheit und in genügender Menge.

Die französischen Behörden hatten anfangs wenig Verständnis für die weitausschauenden Pläne Says und machten ihm viele Schwierigkeiten, die in erster Linie auf von Nemours ausgehende Intrigen zurückzuführen waren. In dem kaum dreißig Kilometer weiter östlich gelegenen Nemours betrachtete man nämlich Port Say als einen gefährlichen Konkurrenten, da Nemours nur eine offene Rhede besitzt, während Herr Say den Bau eines großen, geschützten Hafens plante. Abgesehen davon ist Port Say durch seine günstige Lage an der Grenze von Marokko aus viel leichter zu erreichen, und man fürchtete daher in Nemours, daß es, sobald Say seine großen Pläne ausgeführt hätte, den ganzen Verkehr an sich reißen und den Handel Nemours endgültig vernich-

ten würde. Doch Say ließ sich nicht einschüchtern, er baute weiter, unbekümmert um die von allen Seiten auf ihn einstürmenden Anfeindungen. Er hatte endlich den Erfolg, daß die Haltung der Regierung gegen ihn freundlicher wurde; auch die Offiziere der nahen Militärstationen, die ihn anfangs für einen wahnsinnigen Phantasten gehalten hatten und jeden Verkehr mit ihm, obgleich er französischer Reserveoffizier der Marine war, gemieden hatten, näherten sich ihm plötzlich. Als gar um diese Zeit eine Zollbehörde nach Port Say gelegt wurde, wodurch die Regierung den Ort als solchen anerkannte, glaubte Say, am Ende aller Schwierigkeiten zu sein.

Die Arbeiten wurden unter seiner Leitung von französischen Ingenieuren ausgeführt, die er aber leider nicht richtig auszuwählen verstand. Er war zu wenig Menschenkenner und erlebte daher manche Enttäuschung. Durch falsche Arbeit wurde viel Zeit und Geld verschwendet.

Unterführer des Sultans und ein französischer Spahi im Zelt beim Tee.

Im Lager bei der Kasba.

Es herrschte in Port Say immer ein sehr geselliges Leben unter den wenigen dort anwesenden besseren Franzosen. Man vertrieb sich die Zeit, so gut es ging. Da nur selten einmal Damen hinkamen, legte man sich in bezug auf die Kleidung nicht den geringsten Zwang an. So empfing mich Mr. Say z. B. meistens in weißer, oben geschlossener Jacke, braunsammtenen, kurzen, weiten Kniehosen, und Segeltuchschuhen, ohne Strümpfe, und manche der Herren waren noch mangelhafter gekleidet. Ein richtiges Grenzerleben! Auch abends zum Diner erschien man nicht anders, höchstens, daß Say sich einen Kragen umband. In Strümpfen sah ich ihn nie.

Ich wurde aufs liebenswürdigste bewirtet und mußte mir die Fortschritte der Arbeiten ansehen, die Say mir mit Stolz zeigte.

Dann sah ich mir das große Truppenlager an.

Im Süden der Kasba hatte man, ungefähr einen halben Quadratkilometer im Geviert, einen Graben von kaum einem halben Meter Tiefe und einen Wall von gleicher Höhe aufgeworfen, und im Innern dieser „Schanze" erhoben sich die Soldatenzelte als kleine weiße spitze Kegel, dann und wann von einem größeren Führerzelt überragt. Zwischen den Zelten waren die Reit- und Last-

tiere angepflöckt. Die Soldaten, braune, verwegene Gestalten, hatten rote oder Kaki Uniformen an und lagen, saßen oder standen in schwatzenden Gruppen umher.

Auch unsre freche Reisegesellschaft hatte es sich schon bequem im Lager gemacht. Deren Führer, Kaid Abdes Selam Medjun,

Die Frieden schließenden Stämme kommen angeritten.

schien den Oberbefehl im Lager zu haben, denn er bewohnte das größte und prächtigste Zelt, vor dem drei Maximgeschütze aufgestellt waren. Er sowohl, wie seine Leute, schienen die kleinen Reibereien auf der Reise bereits vergessen zu haben, denn er lud uns freundlich zu einem Glase Tee und Kuchen ein. Doch kaum hatten wir uns im Schatten des Zeltes niedergelassen, als unser Gastgeber eine Meldung empfing, ins Freie trat, ein für ihn bereitstehendes herrliches, prächtig gesatteltes und gezäumtes Pferd bestieg und landeinwärts davonsprengte.

Statt seiner übernahmen jetzt zwei Unterführer das Amt der Gastgeber. Durch den Dolmetscher plauderte ich mit ihnen über die Lage und erfuhr nun, daß die ganze Truppe schon in den nächsten Tagen nach Udschda aufbrechen würde; man stehe nur noch in Unterhandlung mit einigen Stämmen, die geneigt seien, sich dem Sultan wieder zu unterwerfen. Kaid Meedjun sei eben abgerufen worden, um den zu Friedensverhandlungen nach der Kasba kommenden Ältesten der Ellem Haia und Angad entgegenzureiten.

Allmählich kam nun Leben und Bewegung ins Lager. Die Soldaten traten unter Gewehr und machten sich kampfbereit. Denn in der Ferne sah man schon die Erwarteten heranreiten. Man mochte ihnen wohl nicht recht trauen und bereitete sich daher für alle Fälle vor. Es war eine stattliche Schar, vielleicht fünfhundert Mann, alle beritten und bewaffnet, mit weißen Turbanen und weißen, wehenden Gewändern, die sich uns näherte. Im Galopp

Die Kabylen kommen in die Kasba.

Am Bord: Gefangene mit Halsketten aneinandergeschlossen.

zogen sie am Lager vorbei und verschwanden im Innern der Kasba. Dort schlossen sie Frieden mit dem Vertreter des Sultans, dem Oberstkommandierenden Rkina, wodurch die Sache der Regierung in dieser Gegend wieder einen guten Schritt vorwärts kam.

Abends brachte man uns sechsundfünfzig Gefangene an Bord. Sechs von diesen sollten sehr schlimme Menschen sein, und von einem wurde sogar behauptet, daß sowohl von französischer, als von marokkanischer Seite eine hohe Belohnung auf seinen Kopf gesetzt sei. Alle sechs waren stark gefesselt und trugen über den Händen Ziegenfelle, womit man ihre Landsleute glauben machen wollte, es wären den Gefangenen nach früherer, jetzt aber beseitigter Sitte die Hände aufgeschnitten, die Schnitte mit Pfeffer und Salz bestreut und dann das ganze mit Ziegenfell fest vernäht worden. Diese grausame Strafe verursachte natürlich gräßliche Schmerzen, und man pflegte die Felle so lange an den Händen zu lassen, bis diese zu unförmigen Klumpen zusammengewachsen und für das ganze fernere Leben verkrüppelt und unbrauchbar geworden waren. Unsre Gefangenen jedoch hatten heile Hände und mußten die Handschuhe nur tragen, um ihre Landsleute zu schrecken. Die fünfzig übrigen, von denen fünfundzwanzig mit Halsketten aneinander-

geschlossen und die anderen fünfundzwanzig sogar nur mit dünnen Hanfstricken aneinandergebunden waren, machten durchaus nicht den Eindruck von Verbrechern. Ihr einziges Vergehen soll darin bestanden haben, daß sie dem Prätendenten Botendienste geleistet hatten. Alle sahen ziemlich heruntergekommen aus. Wir hatten keine Schwierigkeiten mit ihnen, denn sie konnten sich nicht viel

Am Bord: Gefangener mit Hand- und Fußfesseln.

bewegen. Den fünfundzwanzig Gebundenen nahmen wir sogar die Stricke ab und ließen sie im Raum frei herumlaufen. Zum Meutern waren sie zu harmlos und zu schwach. Sie wurden nach Larasch gebracht und dem dortigen Gefängnis übergeben, und der Abschied vom Schiff mag ihnen schwer geworden sein. Denn bei uns hatten sie reichlich frische Luft und bekamen aus Offiziers- messe und Mannschaftsküche stets zu essen, während ihnen von nun ab eine entsetzliche Hungerzeit im dunklen Kerker bevorstand.

In den ersten Augusttagen gingen wir mit größeren Mengen Ausrüstungsmaterial nach der Grenze ab. Vorher mußten wir Tetuan anlaufen, wo plötzlich die Nachricht vom Tode Bu Hamaras aufgetaucht war. Aus Freude darüber ließ der Gouverneur von seinen Leuten eine Phantasia reiten. Die sogenannte „Phantasia" besteht darin, daß eine ganze Reihe Reiter im vollsten Galopp über den Festplatz sprengt, plötzlich im rasenden Laufe innehält und alle Flinten gemeinsam abfeuert. Alle möglichen Schußwaffen benutzt man dazu, von den ältesten Steinschloßflinten bis zu den modernsten Gewehren. Leider versagen erstere oft, da das Pulver im rasenden Lauf leicht von der Pfanne fällt. Wenn eine Partie geritten ist, kommt eine neue an die Reihe, und so fort, bis die erste wieder reitet. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich immer von neuem, immer gleich schön und phantastisch. Die Reiter

Tetuan: Ein kleiner Platz, im Hintergrund mit Weinlaub überdacht.

Tetuan: Lanzenspiel.

machen im Galopp mit ihren fliegenden Gewändern und wilden Bewegungen einen recht kriegerischen Eindruck.

Als Festplatz hatte man den großen Marktplatz in der Mitte der Stadt gewählt. Schräg von einer Ecke zur anderen war die Bahn für die Pulverspiele frei, während der übrige Teil des Platzes, sowie die umliegenden Hausdächer und Balkone von zuschauenden Arabern und Araberinnen wimmelte. Das Fest war schön, aber ganz unzeitgemäß, denn der totgesagte Bu Hamara lebte vergnügt weiter.

Auf dieser Reise begleitete mich Herr Hornung, Berichterstatter der Kölnischen Zeitung. Er hatte die Absicht, von Port Say aus nach Udschda zu reisen und bat Gebbas, den jetzigen Kriegsminister, der damals zum marokkanischen Mitglied einer französisch-marokkanischen Grenzregulierungs-Kommission ernannt worden war, ihm zu gestatten, mit der Mehalla, welche in diesen Tagen endlich nach Udschda aufbrach, reiten zu dürfen. Gebbas war äußerst liebenswürdig, wollte aber die Verantwortung für ein solches Abenteuer nicht übernehmen und gab bedauernd einen abschlägigen Bescheid. Herr Hornung wollte nicht auf die Reise verzichten und beschloß daher, auf französischem Gebiet bis Marnia zu gehen und von dort

aus Udschda zu besuchen. Doch die französischen Behörden ließen ihn nicht über die Grenze! Von Marnia aus konnte er das nahe Udschda liegen sehen, ohne hinüber zu dürfen! Während seines ganzen Aufenthaltes in jener Gegend ließen ihn die Behörden nicht aus den Augen, bis er sich in Nemours nach Tanger eingeschifft hatte. Dies war für mich der erste sichtbare Beweis von der französischen Absicht, in jener Gegend im Trüben zu fischen und sich von niemandem in die Karten sehen zu lassen.

Neuntes Kapitel.

Alkassar. — Trübe Stimmung unter den Deutschen in den Küstenstädten. — Die vertriebenen Frochanaleute. — Der diebische Amin. — Mißglückte Flucht eines Gefangenen. — Kaid Hadsch Allal's Erzählungen. — Sinken des Geldwertes. — Dr. Genthe.

Durch meinen Beruf als Seemann war ich an die Küste gebunden und lernte nur schwer vom Innern des Landes etwas kennen.

Daher war es mir sehr angenehm, als mich im August, während der Turki im natürlichen Trockendock der marokkanischen Marine gereinigt wurde, ein alter Bekannter in Larasch einlud, einen Ritt nach Alkassar zu machen und dort für einen Tag bei seinem Bruder, dem englischen Vicekonsul, abzusteigen.

Der großen Hitze wegen beschlossen wir, in der Nacht zu reiten. Da aber die Tore der Stadt abends um acht Uhr geschlossen und nicht vor Tagwerden geöffnet wurden, quartierten wir uns für die zum Ritt bestimmte Nacht auf meinem Schiffe ein und brachten unsre Tiere in einem Stall außerhalb der Werke unter. Kurz nach zwei Uhr morgens fuhren wir im Schiffsboot an Land, landeten am Kai und umgingen von hier aus die Stadtmauer. Bei dieser Gelegenheit konnte ich feststellen, wie leicht, bequem und gefahrlos man in Larasch alles Mögliche einschmuggeln könnte, denn Wächter sahen wir überhaupt nicht, während die Wachthunde zwar anschlugen, uns aber nicht im Geringsten belästigten.

Beim Stall angekommen, trommelten wir unsern Eingeborenen, Kaissi, heraus. Dieser, ein kurzer, stämmiger Bursche mit äußerst sehnigen Waden, war einer der „Rekkas" (Läufer) der deutschen Post für den Botendienst zwischen Alkassar und Larasch und verschaffte sich einen kleinen Nebenverdienst, indem er uns

an seinen freien Tagen auf gelegentlichen Jagdausflügen begleitete.

Mit verschlafenen Augen kam er zum Vorschein, sattelte die Tiere — für Herrn C. ein Pferd, für mich ein Maultier — und dann trabten wir los, in den frischen Morgen hinein, der Araber zu Fuß hinterher, mit unsern Flinten bepackt. Der Mond stand im ersten Viertel und beleuchtete den Weg. Anfangs ging es zwischen den Kaktushecken der Gärten dahin, doch allmählich kamen wir in freieres Gelände.

Nach einer Stunde ungefähr erreichten wir die „Maradir", das Weideland des Sultans, eine große Ebene von ungefähr vierzig englischen Quadratmeilen Ausdehnung. Dort weiden Tausende von Pferden und Rindern, die ganz frei herumlaufen, ohne je in einen Stall zu kommen.

In Trupps und vereinzelt kamen uns an diesem Morgen wohl tausend der grasenden Pferde und Rinder zu Gesicht.

Nach dreistündigem Ritt hatten wir die Maradir um sieben Uhr morgens endlich hinter uns und gelangten in ein ödes, ausgedorrtes, unfruchtbares Gelände. Am Flußufer zu unsrer Linken standen nur wenige Bäume. Von einer ordentlichen Straße war keine Rede, die gibt es in Marokko nicht. Die Wege sind weiter nichts, als regellos von Pferden, Maultieren, Eseln, Kamelen und Menschen ausgetretene Pfade. In den Karawanen gehen die Tiere immer hintereinander, wodurch allmählich schmale Wege ausgetreten werden. Wagenverkehr gibt es ja in Marokko noch nicht!

Die Sonne stieg jetzt allmählich höher, und es begann sehr heiß zu werden! Gegen acht Uhr rasteten wir in einem schönen Olivenhain am Ufer des Flusses, dessen Wasser hier ganz frisch war und gutes Trinkwasser lieferte. Doch trotz der schattigen Bäume fanden wir nicht viel Abkühlung und ritten daher bald weiter. In der Ferne sahen wir eine Stadt liegen, von grünen Gärten und Baumgruppen umgeben, und erreichten kurz vor zehn Uhr früh einige außerhalb liegende, schmutzige, mit Stroh gedeckte Lehmhütten. An einem riesigen Misthaufen vorbei, in dem der

Unrat von Jahrhunderten aufgetürmt zu sein schien, ritten wir endlich in die eigentliche Stadt ein.

Alkassar ist so ziemlich die einzige Stadt Marokkos, bei der man nichts von Festungsanlagen sieht. Die Stadt machte keinen einladenden Eindruck; die Straßen waren so eng und schmutzig, wie ich sie bisher noch nie in Marokko gesehen hatte. Die Häuser sind baufällig und ohne jeden Putz, so daß die verwitterten Mauersteine bloß zu Tage liegen. Wenn man nicht die vielen Menschen sähe, könnte man glauben, sich in den Ruinen eines längst verlassenen Ortes zu befinden. Alles ist düster, grau und unfreundlich. Die Hauptstraße ist oben von einer Seite zur andern mit Strohmatten überspannt, zum Schutze gegen die sengende Sonnenglut. Wir kamen an winzig kleinen Kaufläden vorbei, die kaum drei Quadratmeter Grundfläche und nur eine Öffnung, nämlich die auf die Straße ausmündende Tür haben. In ihrer Mitte sitzt der Kaufherr in beschaulicher Ruhe zwischen seinen Produkten und wartet ohne Ungeduld auf die nicht immer sehr zahlreichen Kunden. Es gab besonders viele Tuchläden, denen die eigenartige Luft neuen Kattuns entströmte.

In den Straßen war eine fast unerträgliche Schwüle und Hitze, so daß es uns eine Wohltat bedünkte, als wir endlich unser Endziel, das Haus des englischen Konsuls, erreichten. Dieses Haus war, soviel ich sehen konnte, und wie mir die Herren bestätigten, das einzige anständige Wohngebäude am Ort, geräumig und luftig, von innen und außen gut gehalten, und im Innern wohnlich eingerichtet. Den Schmuck des Bewurfs und eines weißen Anstriches hatten außer ihm nur die wenigen in der Stadt zerstreut liegenden Moscheen und Heiligengräber. Der Konsul und seine Schwester bewillkommneten uns, und letztere sorgte in liebenswürdigster Weise für unser leibliches Wohl, so daß wir uns bald von den Strapazen des achtstündigen Rittes erholten.

Bei einem Spaziergang durch die Stadt am späten Nachmittage wurde der erste trostlose Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte, noch verstärkt. Denn nun sah ich in dem verfallenen Gemäuer die schiefen, wackeligen Türen, die vergitterten, scheiben-

losen Fenster, den Unrat, die Spinnweben und den starrenden Schmutz.

Gegen Sonnenuntergang gaben sich die zwei oder drei dort ansässigen Europäer ein Stelldichein vor dem Pferdestall des Konsuls. Sie ließen sich hier auf Kisten und Steinen nieder und erzählten sich ihre täglichen Erlebnisse. Auch kamen und gingen viele Eingeborene und wechselten freundliche Worte mit dem Konsul. Der Platz war als Erholungsort nicht grade sehr schön, doch man konnte von ihm aus das Leben und Treiben auf den Straßen sehr gut beobachten, während aus dem Stallinnern der Duft des Pferdestalles herausströmte.

Die Hitze wurde am Abend gradezu beängstigend, und auch die Nacht brachte keine erfrischende Kühle, so daß ich froh war, als wir am nächsten Morgen, nach herzlichem Abschied von unsern freundlichen Gastgebern, wieder nach Larasch abreiten konnten. Erst die uns bald entgegenwehende Seebrise brachte etwas Kühlung in die heiße Luft und machte den Rückritt einigermaßen erträglich.

In den folgenden Monaten beschäftigte man uns mit Getreidetransporten von Larasch nach Rabat, Casablanca, Masagan, Mogador und Tetuan. In Casablanca, Masagan und Mogador war die Stimmung unter den dortigen Deutschen sehr gedrückt, wegen der gänzlich verfahrenen politischen Lage, unter der das Geschäft sehr litt. Schon seit zwei Jahren hatte der Sultan in jener Gegend keine Steuern mehr erheben lassen, weil er sich die dortigen Stämme zu Freunden halten wollte, wodurch die Einwohner es nicht für nötig hielten, mehr zu produzieren, als sie zu ihrem Lebensunterhalt bedurften, und infolgedessen nichts für den Exporthandel übrig hatten.

In Casablanca, dem für den deutschen Handel bedeutendsten Küstenort, fürchtete man damals schon die Möglichkeit eines französischen Protektorates, und unsre dortigen Landsleute trugen sich mit der Absicht, eine Bittschrift an den Fürsten Bülow zu richten und ihn zu ersuchen, in solchem Falle die deutschen Interessen tatkräftig unterstützen zu wollen. Die deutsche Kolonie Casa-

blancas war immer die zahlreichste in Marokko, und der gesellige Verkehr ein sehr reger. Es existierte ein internationales Kasino, der „Anfaklub", von dessen etwa vierzig Mitgliedern zwanzig Deutsche waren, und in dem deshalb, besonders am Sonnabend, eifrig Skat gespielt wurde.

Der Sultan kam in seinen Operationen gegen Bu Hamara nicht weiter, im Gegenteil. Er mußte Tassa wieder aufgeben und sich nach Fes zurückziehen, wo die Zustände so schlimm geworden

Frachanaleute in Melilla.

waren, daß alle Europäer, mit Ausnahme der fremden Konsuln, nach der Küste flüchteten.

Am 8. November begannen für uns wieder die Reisen mit Proviant, Geld und Kriegsmaterial für die Mehalla in Udschda. Bisher hatten wir zum Laden und Löschen in Adschrut stets Leichterfahrzeuge aus Tanger mitgenommen, doch plötzlich wurden uns in Tanger keine mehr geborgt, weil die Regierung beim Zahlen der Miete Schwierigkeiten machte. Daher liefen wir von jetzt ab Melilla an, um uns von dort Leichter mitzunehmen.

Als wir uns Melilla näherten, sahen wir auf einer Ebene am Strande, hinter der Arena, ein großes Zeltlager. Wie uns gleich darauf vom Quarantänebeamten erzählt wurde, lagerten dort ma-

rokkanische Flüchtlinge. Ich zog am Lande Erkundigungen darüber ein und erfuhr nun das Folgende:

Die Frochanaleute vom Galay Stamm, die früher auf Seiten Bu Hamaras gestanden und diesem gegen Raid Baschir geholfen hatten, waren plötzlich wieder vom Prätendenten abgefallen und hatten sich unter Führung ihres Raids Mohamedi — bei den Spaniern unter dem Namen „El Fraile" bekannt — offen für Abdul Asis erklärt. Darauf waren alle übrigen Galaya-Stämme gemein-

Zeltlager der Frochanaleute in Melilla.

sam gegen Frochana zu Felde gezogen. Es hatte sich in unmittelbarer Nähe Melillas Anfangs November ein heftiger Kampf entsponnen, durch den die Frochana-Leute aus ihrem Gebiet vertrieben wurden und bei den Spaniern Zuflucht suchen mußten. Sie waren in ungefähr zweihundert Zelten untergebracht und erhielten von den Spaniern, auf Kosten des Sultans, achttausend Kilogramm Brot täglich. Man sagte, der Prätendent habe sie zu hart besteuert — er soll fünfzehn Duros Kopfsteuer jährlich erhoben haben, während sie unter Abdul Asis nur einen Duro zu zahlen brauchten — und dies sei der Grund, weshalb der Stamm sich plötzlich wieder für den Sultan entschieden habe.

Ich machte mit dem Dolmetscher einen Rundgang durch das armselige Lager. Halbnackte Kinder spielten umher. Die Frauen, unverschleiert und nach Berbersitte in weiße, weite Gewänder gehüllt, die um die Taille durch einen meist roten Gürtel festgehalten werden, besorgten den ärmlichen Hausstand, während die Männer müßig und plaudernd umherstanden. Diese Riffberber sind ein großer, kräftiger Menschenschlag. Sie haben sich von der Vermischung mit Negerblut ziemlich freigehalten, so daß ihre Hautfarbe hellbraun bis weiß ist. Ihre Gesichter sind offen und freundlich und oft so germanisch, daß man glauben könnte, einen deutschen Landsmann vor sich zu haben, wenn die fremdartige Kleidung nicht wäre. Viele Berber haben rötliches Haar und blaue Augen. Das Haar tragen sie, wie alle Mohamedaner, kurz geschoren oder rasiert, den Bart nach den Vorschriften des Koran zurechtgeschnitten. In ihrer Kleidung sind sie sehr einfach und farblos: ein weißes Hemd, weite weiße Kniehose, darüber eine braungraue Djellaba, um den Kopf den Turban aus Kamelhaar, der die Schädeldecke freiläßt, oder einen weißen Turban von riesigen Dimensionen, und an den Füßen Strohsandalen: das ist alles. Im Sommer tragen Männer und Frauen riesige bunte Strohhüte, die auf die gewöhnliche Kopfbedeckung gesetzt werden und deren Ränder so schwer sind, daß sie durch Bänder am oberen Deckel gehalten werden müssen. Hier, auf spanischem Gebiet gingen die Männer unbewaffnet, doch trifft man sie in ihren Stammsitzen selten ohne die Flinte, ihren treuesten Begleiter. Sie sind ausgezeichnete Schützen und halten ihre Gewehre gut in Ordnung, besser, als die Soldaten des Machsen; in einem Lande, wo die Blutrache noch in schönster Blüte steht, ist das nur natürlich. Die Kleidung dieser Leute ist stets tadellos sauber. Auch körperlich sind sie sehr reinlich, wodurch sie angenehm von den übrigen Marokkanern abstechen.

Wir wurden freundlich von ihnen begrüßt. Einige klagten dem Dolmetscher ihr Leid und schimpften auf den Prätendenten. Wir erfuhren von ihnen, daß Bu Hamara kürzlich schwer verwundet worden sei, wodurch das Märchen von seiner Unverwundbarkeit zerstört und sein Ansehen sehr geschwächt worden sei. Einige der

Schechs des Stammes fuhren mit uns nach Adschrut. Sie wollten von dort nach Udschda gehen, um den Oberstkommandierenden Rkina für ihren Stamm um Hilfe zu bitten.

Rkina saß in Udschda, und man hörte nicht viel von seinen Taten. Zwar versuchten einige seiner Kreaturen Wunderdinge zu erzählen, wie er mit allen Mitteln für den Sultan und gegen Bu Hamara arbeite, doch wollte es mir scheinen, und die Ereignisse der nächsten Zeit bestätigten diese Vermutung, daß er in erster Linie an der Vergrößerung seines Vermögens tätig sei. Zum Beweise seiner Heldentaten sollten zweihundertfünfzig Gefangene mit uns nach Tetuan verschifft werden, auf deren Ankunft wir einige Tage zu warten hatten. Als Anfang schickte man uns einstweilen zwei Gefangene an Bord, die in der Kasba Saida im Kerker gesessen hatten.

Der diebische Amin vor seiner Wohnung in Saida.

In der Kasba hauste damals nur deren Kommandant, Kaid Hadsch Allal, mit etwa zwanzig Soldaten und einem Amin. Dieser Amin war der Empfänger unsrer Ladung, für deren Weiterbeförderung nach Udschda er zu sorgen hatte. Er war ein Erzgauner. Beispielsweise verkaufte er von dem mit dem Schiffe ankommenden und für die Pferde der Mehalla in Udschda bestimmten Korn sofort die Hälfte an französische Händler, und etliche Ballen mit für die Soldaten bestimmten Pantoffeln unterschlug er teilweise, um einen schwunghaften Handel damit zu betreiben. Das Geld verschwand natürlich in seiner Tasche. Es empörte mich etwas, als er mir die schön rund und dick gelandeten Pantoffelballen kurz darauf in ihrer mageren Gestalt wieder zeigte und versuchte, mich für dies magere Aussehen verantwortlich zu machen. Bei solcher Gesinnung war ich nicht sehr erstaunt, daß der Amin sich sogar das Geld aneignete, das die Verwandten der Gefangenen dem Dolmetscher für diese armen Teufel eingehändigt hatten.

Die von Udschda angekündigten Gefangenen kamen endlich an, es waren aber nicht zweihundertfünfzig, sondern nur vierundsiebzig. Schlechtes Wetter machte jedoch ihre Einschiffung an einem Tage unmöglich. Mit zweiundfünfzig von ihnen an Bord mußten wir die Nacht liegen bleiben, um am nächsten Morgen den Rest zu laden.

Wir Europäer saßen an dem Abend ganz friedlich in der Messe und unterhielten uns, als plötzlich auf dem Verdeck großer Lärm entstand. Unter gewöhnlichen Umständen hätten wir das weiter nicht beachtet, denn wir waren an lautes Reden und Zanken der Leute gewöhnt. Da sich jedoch die Gefangenen an Bord befanden, der Lärm auch gar nicht nach Streit klang, stürzten wir alle schnell an Deck, wo uns schon einer der Matrosen mit der Mitteilung entgegen kam, daß ein Gefangener soeben über Bord gesprungen sei und zu entkommen versuche. Schnell war eine Laterne zur Stelle, ein Boot fuhr hinter dem Ausreißen her, fand ihn, trotz seines Versuches, sich auf der andern Seite des Schiffes zu verbergen, und brachte ihn wieder an Bord. Als die Matrosen ihn in den Raum beförderten, wurde er jämmerlich gekniffen, und unten an-

gekommen, fiel einer von ihnen mit einem Tauende über ihn her und verprügelte ihn fürchterlich. Gegen diese barbarische Behandlung protestierte ich zwar energisch, doch dauerte es eine geraume Zeit, ehe meinem Befehl nachgekommen wurde. Die Leute entschuldigten ihre Grausamkeit damit, daß der Minister der ganzen maurischen Besatzung mit Gefängnis gedroht habe, wenn noch einmal ein Gefangener von Bord entkäme, und sie meinten, man müsse die übrigen schrecken.

Es stellte sich heraus, daß der Ausreißer seine Fußfesseln durchgefeilt hatte. Das Instrument dazu hatte man ihm in einem Brot an Bord geschmuggelt. Um ihm einen neuen Fluchtversuch unmöglich zu machen, wurde er, da wir keine Fesseln an Bord hatten, mit einer Kette an einen der eisernen Raumstützen gebunden und scharf bewacht.

Die Transporte nach der Grenze gingen weiter. Zuweilen wurden größere Mengen Soldaten mit uns von Adschrut nach Tanger zurücktransportiert. Einmal hatten wir zweihundert Leute fünf Tage lang an Bord. Es war furchtbares Wetter, es regnete und stürmte die ganze Zeit, und die armen Kerle lagen ganz durchnäßt, ohne jeden Schutz gegen Regen und Kälte an Deck umher. Trotz alles Elends murrte keiner! Auch kamen alle völlig gesund in Tanger an und lieferten dadurch den Beweis, daß die Marokkaner eine große Widerstandskraft gegen Strapazen und Entbehrungen besitzen.

Zuweilen lud mich Kaid Hadsch Allal in sein schon früher erwähntes, in einer Ecke der Kasba Saida gelegenes Haus. Er hatte sich ein Stübchen ganz wohnlich eingerichtet, wo es sich wohl aushalten ließ. Er erzählte immer sehr viel über die Lage, doch selten Erfreuliches, denn es sah lange recht traurig mit den Fortschritten der Sultansleute aus. Im März 1904 jedoch konnte er mir mitteilen, daß Bu Hamaras Einfluß im Schwinden sei, und daß die Mehalla wahrscheinlich bald nach dem Muluya vorrücken werde. Auch erzählte er mir, daß der diebische Amin seines Postens entsetzt und eingekerkert worden sei, da sich herausgestellt hatte, daß er nicht nur Gerste und Pantoffeln, sondern sogar die in der

Kasba aufgestapelten Flinten unterschlagen und verkauft hatte. Ferner meinte der Kaid, Rkina würde kaum noch lange den Oberbefehl über die Truppen behalten. Ein vom Sultan nach Udschda geschickter Würdenträger habe nämlich festgestellt, daß die Mehalla zwölfhundert Mann stark sei, während sechstausend Mann auf dem Papier ständen. Rkina hatte den Rest des Soldes einfach für sich behalten.

Das marokkanische Geld begann allmählich sehr im Preise zu sinken. Bisher war der marokkanische Duro dem spanischen ziemlich gleichwertig gewesen, doch plötzlich entstand ein Kursunterschied von 25 Prozent, der später sogar noch wuchs. Diese Entwertung des Geldes war natürlich in erster Linie die Folge des durch die Unruhen stark zurückgegangenen Geschäftes, dann aber trug auch der Umstand dazu bei, daß der Sultan viele neue Silbermünzen in Europa prägen ließ, die sowohl in der Größe, als auch im Silbergehalt stark hinter den früheren Geldstücken zurückstanden.

Im März kamen die ersten Nachrichten von der Ermordung des Dr. Genthe nach Tanger. Dieser tüchtige Mann hat uns eines der interessantesten Werke über Marokko hinterlassen. Das Buch ist indessen auch ein Beweis von der Sorglosigkeit des Verfassers. Er äußert sich zuweilen recht abfällig über die philisterhafte Furcht der Europäer in Marokko, und er mag auch in gewisser Hinsicht Recht gehabt haben. Denn der Marokkaner ist im Durchschnitt ein recht harmloser Mensch, solange man ihn nicht in seinen religiösen Gefühlen belästigt. Es ist ein trauriges Geschick, daß gerade Dr. Genthe, der ein so großes Zutrauen zu dem Volke hatte, von Mörderhand fallen mußte.

Zehntes Kapitel.

Uebelriechende Ladung. — Die erste Kriegsfahrt des „Turki". — Die abgeschossene Hand. — Alfons XIII. in Melilla. — Ende der Kriegsfahrt.

In früheren Jahren hatte die Regierung stets genügend Korn und Mehl zum Unterhalt für die Soldaten und Reittiere ihrer Mehallas durch Eintreibung von den Kabylen aufbringen können. Jetzt besaß sie nicht mehr genügend Macht im Lande, um solche Experimente wagen zu können. Da außerdem Mißernte gewesen war, und infolgedessen im Lande nicht genügend Korn und Mehl zusammengekauft werden konnte, war sie gezwungen, ihren Bedarf von auswärts zu beziehen. Große Mengen dieser Produkte wurden besonders in Frankreich angekauft und einstweilen in Larasch aufgestapelt. Den ganzen Winter 1903/04 dauerten die Ausschiffungen an, bis man zuletzt in den Magazinen keinen Raum mehr hatte und nun alles unter freiem Himmel aufbaute. Doch auch dazu stand nicht genügend Raum zur Verfügung, man mußte nach oben stapeln und erreichte allmählich die Höhe eines vierstöckigen Hauses. Der marokkanische Winter bringt, im Gegensatz zu dem immer trockenen Sommer, meist viel Regen. Dennoch fühlte man keine Veranlassung, den großen Haufen von Mehl- und Gerstensäcken durch wasserdichtes Tuch zuzudecken, und Sonne und Regen wirkten zusammen, um die schönen Vorräte schnell zu verderben. Das Mehl begann zu gären und verbreitete, wenn die Säcke beim Arbeiten barsten, einen widerlichen Gestank. Aber es wurde nicht fortgeworfen, im Gegenteil, man tat in Larasch, als ob man nichts von der völligen Unbrauchbarkeit der Produkte wisse und verschiffte sie ruhig nach Tetuan und nach der Grenze als Proviant für Tier und Mensch! Ob sie gegessen werden konnten, schien

gleichgültig. Für die Behörden in Larasch kam es nur darauf an, die ihnen zugehenden Verschiffungsordres pünktlich auszuführen. Damit meinten sie ihrer Pflicht genügt zu haben. Für uns, die wir Anfang April 1904 das erste Mal mit diesen Produkten bepackt nach Tetuan und Adschrut dampften, war das keine angenehme Sache, denn das Schiff fuhr seitdem fast immer in einer üblen Geruchwolke, die auch nach dem Löschen der gegorenen Vorräte nur sehr langsam wich.

An der Grenze, wo wir am 9. April mit unsrer verdorbenen Ladung ankamen, schien man jetzt endlich etwas eifriger werden zu wollen. Die Sultanstruppen waren tatsächlich bis an den Muluya vorgegangen und hatten an seinem Ufer ein Lager bezogen, ungefähr zehn Kilometer stromauf. Es hieß, sie wollten den Fluß demnächst überschreiten und den Anhängern Bu Hamaras dann energisch zu Leibe zu gehen. Der Turki sollte diese Operationen von See aus unterstützen, indem er die Dörfer der Kabylen an den Küsten westlich vom Fluß, bis nach Melilla bombardierte und dadurch die bei der Mehalla des Prätendenten stehenden Dorfbewohner zwang, zur Verteidigung ihres Eigentums nach Hause zurückzukehren.

Da ich als Nichtmarokkaner und „Ungläubiger" selber keinen Gläubigen töten durfte, mußte ein marokkanischer Kaid an Bord geschickt werden, der für unsre kriegerischen Aktionen die Leitung und Verantwortung zu übernehmen hatte. Hierzu hatte Rkina, der trotz der entdeckten Unregelmäßigkeiten einstweilen noch den Oberbefehl hatte, den Kaid Hadsch Allal ausersehen. Dieser kam am 13. April an Bord und richtete sich sofort wohnlich ein.

Wir hatten unsre Schiffsgeschütze seinerzeit in Tetuan abgeben müssen. Daher brachte man uns eine ältere Kruppsche und eine Schneidersche Rohrrücklaufkanone neueren Systems an Bord, beides Feldgeschütze von 7,5 Zentimeter Kaliber, die wir vorn auf der Back, an jeder Seite eins, aufbauten und an Rädern und Lafetten anlaschten. Zur Bedienung der Kanonen, mehr aber wohl noch zu seiner eigenen, hatte der Kaid sich etwa zwanzig Leute mitgebracht. Diese machten es sich im Hinterraum bequem, während

Beschießen der Rebdana Küste.

Hadsch Allal in einem vom Vorraum abgetrennten Verschlag einquartiert wurde. Er wäre am liebsten zu mir in die Kajüte gezogen, doch winkte ich bei einer diesbezüglichen Andeutung gleich so energisch ab, daß er nicht wieder darauf zurückzukommen wagte.

Am Morgen des 14. brachen wir früh um 4 Uhr zu unsern „Kriegsfahrten" auf und erreichten mit Tagesanbruch die Muluya-mündung, wo der Fluß sein trübes Wasser ins Meer ergießt und dieses in weitem Umkreis schmutzig gelb färbt. Ein regnerischer Tag brach an, der die freie Aussicht nach dem Lande sehr trübte. Mit verschlafenen Augen kam jetzt Kaid Hadsch Allal auf die Brücke und versuchte, sich zu orientieren. Doch war ihm das allein nicht möglich, ich mußte ihm erst die Gegend erklären, da er selber nicht das geringste geographische Verständnis hatte. Der biedere Herr konnte ja nicht einmal lesen und schreiben, nur das Rechnen zu seinen Gunsten verstand er vorzüglich. Ich zeigte ihm die Flußmündung, das nach der algerischen Grenze zu gelegene Ufer, auf dem der Sultan Herr war, und das jenseitige, noch zu Bu Hamara haltende Ufer. Er suchte letzteres ab und entdeckte an der dort sanft ansteigenden Küste vereinzelte, im Grünen ver-

borgene rote Häuser. Dann wurden die inzwischen auch an Deck erschienenen Artilleristen an die Geschütze befohlen und mußten sie schußbereit machen. Nun begannen wir, aus ungefähr 3000 Meter Entfernung, die friedlich daliegenden Gehöfte zu bombardieren. Rrrr — — — bumm! sauste die erste Granate durch die stille, trübe Luft und Bumm! krepierte sie einige Sekunden darauf am Lande und weckte die Bewohner unsanft aus dem Schlafe. Eine zweite, eine dritte folgte. Nach dem zehnten Schuß befahl der Kaid, das „Gefecht" abzubrechen.

Viel Unheil hatten wir nicht angerichtet. Denn wenn ich auch dem Artilleriechef, der selber zu zielen pflegte, eine gewisse Treffsicherheit nicht absprechen kann, so waren doch die Bedingungen für gute Erfolge sehr ungünstige. Die auf Rädern stehenden Geschütze waren nämlich fest mit dem Schiff verbunden, so daß ihnen die Richtung nur durch Drehen des ganzen Schiffes gegeben werden konnte! Und ein Schiff läßt sich nicht immer so leicht wenden und plötzlich in der Drehung anhalten, wie eine Kanone auf der Lafette. Dadurch wurde der günstige Moment fast immer verpaßt, auch wenn der Artillerist das Rohr noch so scharf eingestellt hatte; denn ehe der Mann von der Schnur abzog, hatte das Schiff immer schon weitergedreht, und das Geschoß ging vorbei! Malim Mohamed (Malim-Meister), so hieß der oberste Geschützmeister, hielt übrigens die Kanonen gut im Stande. Er war längere Zeit in Deutschland gewesen und hatte dort gelernt, wie man Geschütze behandeln muß.

Unser „Gefechtsführer" ließ uns nun für kurze Zeit vor der Muluya-Mündung ankern. Da tauchten an der uns befreundeten Seite des Strandes plötzlich einige Leute auf, die heftig mit einer roten Flagge schwenkten. Auch Hadsch Allal ließ sich eine Flagge geben und fuchtelte damit durch die Luft. Er erklärte mir, daß das Zeichen sein sollten, durch die er sich mit dem Führer der Mehalla verständige. Ich glaube jedoch nicht, daß er das Geringste vom Signalisieren verstand.

Als die Männer am Ufer verschwunden waren, dampften wir

nach den nahen Chafarinas-Inseln und ankerten für den Rest des Tages in deren Schutz. Früh am nächsten Morgen ging es weiter, nach der Kubdana-Küste zu. Hier waren die auf grünen Matten zerstreut liegenden Dörfer besser zu erkennen, als die Gehöfte östlich von Cabo del Agua. In Schußweite angekommen, ließ Hadsch Allal sofort mit dem Feuern beginnen. Der Erfolg war ein

Kaid Hadsch Allal und seine Leute.

besserer, als der des vergangenen Tages, da der Mann am Steuer sich allmählich einarbeitete und dadurch dem Artilleristen eine größere Treffsicherheit gab. Zuweilen schlugen die Granaten mitten in die Dörfer hinein, wie uns der aufsteigende Rauch anzeigte. Doch die Leute am Lande sahen unserm Bombardement nicht müßig zu. Hinter Büschen und Steinen versteckt eröffneten sie ein heftiges Gewehrfeuer auf das Schiff. Viel konnten sie uns allerdings nicht tun, denn ihre Flinten trugen nicht zu uns her-

über, der Abstand war zu groß; doch immerhin sah ich die Kugeln in nur etwa zehn Meter Entfernung vom Schiffe einschlagen. Unsern braven Kriegern an Bord fiel sofort das Herz in die Hosen. Ängstlich verkrochen sie sich und kauerten und lagen in den unmöglichsten Stellungen hinter der Bordwand, um sich zu decken. Vergeblich versuchte ich ihnen die Gefahrlosigkeit der feindlichen Kugeln begreiflich zu machen. In ihrer Furcht waren sie allen Vorstellungen gegenüber taub.

Wir hatten, was ich zu erwähnen vergaß, auch ein Maschinengewehr älteren Systems an Bord, das sich noch nicht mechanisch selbst lud, sondern durch Drehen einer Kurbel in Tätigkeit gesetzt wurde. Dieses richteten wir jetzt auf die Verstecke der kampflustigen Rebellen und brachten ihr Flintenfeuer rasch zum Schweigen. Gleichzeitig wurde das Geschützfeuer fortgesetzt, — als plötzlich das Kruppsche Geschütz zusammenbrach. Beim Abfeuern war eines der Räder in Stücke gegangen, glücklicherweise wurde niemand verletzt. Nun ließ der Kaid das Feuern einstellen, und wir dampften nach Melilla, wo der Schaden ausgebessert wurde.

An den folgenden Tagen setzten wir das Beschießen der Küste fort. Bald hatten wir einen kleinen Erfolg zu verzeichnen. Der Stamm der Bordsch Uled L'hadsch, der das Gebiet am Cabo del Agua (arabisch Raß Bordsch Uled L'hadsch) bis an den Muluya bewohnte, ging zum Sultan über. Der Kaid ging mit den neuen Sultansfreunden nicht sehr glimpflich um. Zuerst verlangte er Hammel und etliche Eier. Das war ihm aber nicht genug, und er verlangte unter Drohungen mehr. Doch die Leute behaupteten, sie hätten selber nichts. Da verlor er schließlich die Geduld, ließ die vier Insassen des Bootes an Deck kommen, erklärte sie als Gefangene und nahm ihr Boot an Deck, um es zu behalten. Die vier Gefangenen, meist junge braune Burschen von achtzehn bis zwanzig Jahren, flehten umsonst um ihre Freiheit, sie mußten an Bord bleiben, wo sie allerdings außer ihrer Freiheit nichts entbehrten, denn sie wurden sehr gut behandelt. Nach wenigen Tagen brachte man uns eine größere Muna und nun ließ der Kaid die Gefangenen frei, behielt aber,

da er noch nicht ganz befriedigt war, das Boot. Dessen Eigentümer drohte, doch es half ihm nichts, sein Boot war er los. Hadsch Allal nahm es später mit nach Kasba Saida, wo es verkommen ist, da niemand darauf achtgab.

Auf einer unsrer Kriegsfahrten sichteten wir am Strande ein ankerndes Rebellenboot, das gut beladen war. Es lag sehr dicht am Lande. Die Insassen sprangen bei unserm Näherkommen schnell heraus und brachten sich in den Dünen in Sicherheit, denn sie kannten uns und unsere bösen Absichten bereits sehr genau. Die Leute zeigten sich durchaus nicht feindselig, im Gegenteil, sie schwenkten in ihrem Versteck sogar eine weiße Friedensfahne. Das hinderte den Kaid jedoch nicht, sie und ihr Boot eifrig mit dem Maschinengewehr beschießen zu lassen, ohne allerdings Schaden anzurichten. Hadsch Allal hätte das Boot sehr gern gekapert, doch dazu hätte unser Schiffsboot heranfahren müssen, um es zu holen, denn für den Dampfer war das Wasser zu flach. Aber keiner von den Matrosen wollte sein Leben aufs Spiel setzen, denn sie fürchteten mit Recht, daß die Besitzer ihr Eigentum nicht friedlich herausgeben, sondern von ihrem sicheren Versteck aus auf die ungeschützte Bootsmannschaft schießen würden. Sie weigerten sich, dem Befehl des Kaids und meiner Aufforderung Folge zu leisten und das Boot zu bemannen! Hadsch Allal tobte und fluchte, aber sie blieben unbeweglich. Auch das letzte Mittel, eine Drohung mit Anzeige beim Minister in Tanger, half nichts. Höhnisch meinte einer der Leute: „Wenn du mitkommst, gehen wir.“ Doch dazu hatte der Kaid auch keine Lust, so daß wir schließlich das Fahrzeug liegen ließen und weiterdampften.

In Melilla wurde zum 1. Mai der König von Spanien erwartet. Man arbeitete eifrig an Ehrenpforten und sonstiger Ausschmückung der Stadt, und es herrschte reges Leben und Treiben. Hadsch Allal wollte sich die Gelegenheit, sich Alfons XIII. einmal anzusehen, nicht entgehen lassen, doch vorher fuhren wir noch auf kurze Zeit nach Adschrut, wo ich verschiedene Male mit dem Amin und auch mit Mr. Say über die Lage sprach. Beide waren der Meinung, daß unsre ganze Schießerei eigentlich völlig zwecklos

sei. Wir würden nichts mehr erreichen, nachdem die Stämme am Cabo del Agua sich unterworfen hätten. Das Zerstören einiger Häuser hielte die Kabdana-Leute nicht ab, bei der Mehalla des Prätendenten zu bleiben, da sie eingesehen hätten, daß wir ja doch nicht landen könnten, und mehr Gewicht darauf legten, daß die Sultansleute nicht über den Fluß in ihr Gebiet einrückten. Der Amin meinte, daß Hadsch Allal der einzige sei, der an unsern Kriegsfahrten ein Interesse habe, denn er beziehe während seines Aufenthaltes an Bord täglich einen Extrasold von zehn Duros. Der gute Mann hatte Recht, vergaß aber, zu erwähnen, daß der Kaid außerdem noch gute Geschäfte an dem Sold der ihm zur Verfügung gestellten Leute machte. Doch hierüber sprechen die marokkanischen Beamten nicht gern, da sie alle miteinander in dieser Beziehung keine weiße Weste haben.

Zufällig traf ich in diesen Tagen bei Mr. Say einen Algieraraber, der uns über die Zustände bei der Sultansmehalla am Muluya recht eigenartige Einzelheiten gab. Es hieß immer, die Truppe könne den Fluß wegen des hohen Wasserstandes nicht überschreiten. Doch nach der Erzählung des Eingeborenen hatten die zweitausend Soldaten mehr als achthundert Frauenzimmer bei sich im Lager und verspürten aus diesem Grunde nicht die geringste Lust, ins Feindesland einzurücken!

Als der Kaid seine angeblich wichtige Mission erfüllt hatte und wieder an Bord gekommen war, dampften wir am Tage vor dem spanischen Königsbesuche in Melilla von neuem nach dem Schauplatz unsrer Taten ab. Ich habe oben gesagt, daß der Artilleriechef ziemlich gut mit seinen Geschützen umging. Am Lande waren diese jedoch nicht besonders sorgfältig behandelt worden, sodaß von dem Kruppschen die Klemmschrauben für Visier und Korn fehlten. Daher mußten Visier und Korn nach dem jedesmaligen Zielen vor dem Abziehen schnell herausgenommen werden, sonst wären sie durch die Erschütterung des Abschießens den Bedienungsmannschaften ins Gesicht gesprungen oder über Bord geflogen. Auch jetzt, als wir die Dörfer an der Kebdana-Küste wieder mit einigen Granaten beglückten, wurde die gleiche Praxis geübt.

Malim Mohamed hatte fertig gezielt, und gerade wollte der Artillerist Hussain das Korn entfernen, als der Zielende den Befehl zum Feuern gab. Obgleich Hussain schrie, einen Augenblick zu warten, zog der Mann an der Schnur auf das Kommando „Debba!“ (Jetzt!) sofort ab. Der Schuß knallte, und im nächsten Augenblick sank Hussain mit zerschossener Hand in die Knie. Es war ein entsetzlicher Anblick. Außer dem zerfetzten und blutig herabhängenden Daumen und Zeigefinger und dem fleischlosen Knochen des kleinen Fingers war nichts mehr da; der Handteller und die beiden anderen Finger waren mit dem Geschoß davongeflogen. Obgleich der arme Kerl heftige Schmerzen erlitt, gab er doch keinen Laut von sich, sondern murmelte immer nur ganz dumpf: „Hamdulla, Hamdulla!“ Wir legten ihm, so gut es ging, einen Notverband an und dampften sofort nach Melilla, wo er noch am selben Abend ins Militärlazarett geschafft wurde. Dort hat man ihm die Reste der Hand und ein Stück der beiden ganz zersplitterten Unterknochen amputiert, und heute läuft er als Krüppel umher.

Am nächsten Morgen gegen 9 Uhr fuhr der spanische König auf seiner Yacht, begleitet von dem Kreuzer „Cardinal Cisnero“, in den Hafen von Melilla ein, und es begann für diese kleine Militärstadt ein großer Festtag. Man ist dort noch sehr königstreu gesinnt, und der König muß das wohl gemerkt haben, denn, als er abends unter dem Jubel der Menge wieder abfuhr, erhob er sich im Boot und schwenkte freudig seine Mütze nach allen Seiten. Die Marokkaner waren etwas verschnupft, daß er keinen von ihnen empfing, denn daraus war deutlich zu erkennen, daß man es in Melilla weder mit Abdul Asis noch mit dem Prätendenten verderben wollte.

Hadsch Allal schien zu glauben, daß er ewig mit unserm Schiff zu seinem Vergnügen und zu seiner Bereicherung an jenen Küsten auf und ab gondeln könne. Aus diesem schönen Traum rüttelte ich ihn jedoch unsanft wach, indem ich ihm erklärte, wir müßten bald nach Tanger fahren, um einen neuen Schornstein aufzustellen. Das alte Rohr war nämlich im Laufe der Jahre

völlig verrostet und drohte jeden Augenblick umzufallen, während ein anderes in England bestelltes in Tanger fertig lag und der Montierung harrte. Der alte Herr war außer sich, als ich ihm endlich am 5. Mai ganz offen erklärte, es ginge jetzt nicht mehr so weiter, da weder der Maschinist noch ich die fernere Verantwortung für die Sicherheit des Schiffes tragen könnten, solange der alte Schornstein bliebe. Er tobte vor Wut. Ich bat ihn um eine schriftliche Erklärung, daß er die ganze Verantwortung für das Schiff übernähme, denn nur in diesem Falle würde ich bleiben. Da begann er, den Maschinisten und mich zu verdächtigen, daß wir nur nach Tanger wollten, um bei dem neuen Schornstein recht viel Geld zu verdienen. Ich erwiderte ihm, nur die Wut über die ihm bald entgehende schöne Einnahme von zehn Duros täglich könne ihn zu derartigen unverschämten Redensarten hingerissen haben und ließ ihn stehen. Doch hätte die Herrlichkeit auch ohne diesen Auftritt ein Ende gehabt, denn das Schiff wurde telegraphisch nach Tanger beordert.

Hadsch Allal fuhr mit uns nach Tanger, um Torres zu bitten, ihm das Schiff bald wieder zur Verfügung zu stellen. Doch er hatte kein Glück damit. Torres empfing ihn sehr kühl und schien etwas verwundert, daß er seinen Posten als Kaid der Kasba Saida ohne besondere Erlaubnis des Machsen verlassen hatte. Man mochte in Tanger wohl einsehen, daß unsere Kriegsfahrt recht kostspielig geworden war und doch keinen besonderen Vorteil gebracht hatte.

Elftes Kapitel.

Beunruhigung in Tanger. — Geldverlegenheit des Sultans. — Ungetreue Beamte. — Der Beginn der Pénétration pacifique. — Der französische Gesandte in Fes. — Hinhalten der Verhandlungen durch den Sultan. — Anmaßung der Franzosen und Mutlosigkeit der übrigen Europäer.

Im Sommer 1904 beschäftigte man uns mit Reisen zwischen Tanger, Larasch, Tetuan, Melilla und Adschrut. Die Grenze wurde gut und reichlich mit verfaultem Mehl und Gerste aus Larasch versorgt, und immer neue Truppen gingen nach Adschrut ab, während Rkina größere Mengen der alten nach Tanger zurückschickte. Auch Gefangene hatten wir oft zu befördern, und einmal wollte man uns sogar eine Ladung eingesalzener und in Körbe verpackter Menschenköpfe mitgeben, gegen deren Beförderung ich jedoch energisch und erfolgreich protestierte. Zuweilen kam es vor, daß man uns die Gefangenen ohne jegliche Lebensmittel an Bord schickte, und daß ich heftige Vorstellungen machen mußte, um ihnen wenigstens trockenes Brot zukommen zu lassen. Meistens waren es jämmerliche Gestalten, halbverhungerte Greise und Kinder, in ärmliche, schmutzige Lumpen gehüllt, hohlwangig und bleich, und nur sehr selten befand sich einmal ein stattlicher Mann in mittleren Jahren darunter.

Für Marokko wurden die Zeiten immer schlechter. Der Sultan hatte bereits mehrere kleine Anleihen aufgenommen und erhielt im Juli 1904 von Frankreich die große Sechzig-Millionenanleihe, gegen Verpfändung von sechzig Prozent der Zolleinnahmen. Die Banken, die das Geld hergegeben hatten, wollten zu ihrer Sicherheit französische Kontrolleure in die Zollhäuser schicken, doch protestierten die marokkanischen Beamten vorerst dagegen. Täglich wurden 60 Prozent der Einnahmen an die Bank abgeliefert, aber in die

Karten sehen ließ man sich doch nicht, so daß die Zöllner, nach alter frommer Sitte, lustig weiter in ihre eigenen Taschen wirtschaften konnten. Erst mit der Zeit wurde die französische Kontrolle doch wirksam.

Auch Raissuli machte sich wieder bemerkbar. Er hatte eines Nachts den reichen Amerikaner Perdicares von seinem Landsitz außerhalb Tangers entführt und hielt ihn, trotz einer imposanten amerikanischen Flottendemonstration vor Tanger, recht lange gefangen. Der Bandit verlangte in seinen Auslieferungsbedingungen unter anderem den Gouverneurposten des Fesdistriktes und erst, als man ihm diesen zugesichert hatte, gab er seinen Gefangenen endlich frei. Seitdem war der ehemalige Räuberhauptmann Hüter der Ordnung bis an die Stadttore Tangers, und merkwürdiger Weise herrschte in seinem Bereich größere Sicherheit, wie je zuvor.

Dennoch war der „Zwischenfall" nicht geeignet, die damals in Tanger herrschende Nervosität zu vermindern. Jeder kleine Vorfall wurde ins Ungeheuerliche aufgebauscht, und ein Heer von Berichterstattern aus aller Herren Länder sorgte gewissenhaft dafür, daß alle unheimlichen Gerüchte, die irgendwo erfunden und dann wie ein Lauffeuer weiter verbreitet wurden, schnell den europäischen Zeitungen übermittelt wurden. Die allgemeine Beunruhigung wuchs noch, als Anfang August zwei französische Kriegsschiffe — die von Casablanca her bekannte Galilée und der Kleber — in Tanger stationiert wurden. Diese Stationierung, sowie die Sechzig-Millionenanleihe waren die ersten sichtbaren Folgen des im Frühjahr abgeschlossenen Abkommens zwischen England und Frankreich bezüglich Marokkos und Ägyptens. Warum die Leute sich eigentlich immer ängstigten und aufregten, wäre schwer zu sagen gewesen, denn die Haltung der Eingeborenen gegen die Europäer war und blieb immer eine friedliche, ihr Haß richtete sich nur gegen den Sultan und etwas auch gegen die Franzosen; denn das Volk begann zu ahnen, daß von dieser Seite seine Unabhängigkeit bedroht werde. Dennoch lag auch für die Franzosen kein Grund zu irgend welcher Besorgnis vor.

Trotz der großen Anleihe war der Machsen stets in Geldverlegenheit. Er sah sich schließlich gezwungen, allen Regierungsbeamten das Gehalt um ein Drittel zu kürzen. Mich und meine Schiffsleute hätte ein gleiches Los getroffen, wenn der alte Torres nicht energisch für uns eingetreten wäre. Es kam auch vor, daß Trup-

Kaid Baschirs Leute vor der Einschiffung in Tanger.

pen, denen man zumutete, sich ohne Sold einzuschiffen, sich einfach weigerten, an Bord zu gehen und zuweilen außer dem seit mehreren Monaten rückständigen Solde noch drei Monate Vorschuß verlangten. Man machte mit ihnen kurzen Prozeß. Unter dem Vorwande, das Geld läge für sie im Zollamt bereit, wurden sie zunächst nach dem Hafen gelockt. Dann machte man die Stadttore hinter ihnen zu und schiffte sie mit Gewalt ein, natürlich o h n e daß sie ihr Geld empfingen.

Vielleicht sah Abdul Asis allmählich doch ein, daß sein Stellvertreter Rkina nicht der rechte Mann sei, um dem Bu Hamara-Aufstande ein Ende zu bereiten, denn er ernannte an seiner Stelle im September Sid Abderrachman Abdel Dadoc zum Oberkommandierenden. Ich erfuhr nun auch den Grund, weshalb Rkina immer so viele Soldaten vom Kriegsschauplatz nach Tanger zurückgeschickt hatte. Er ließ sich von allen diesen Leuten für die Erlaubnis, heimkehren zu dürfen, Geld geben, von den Reichen viel, von den Armen weniger, und füllte auf diese Weise seine Taschen ganz gehörig an, während der Sultan die Unkosten für die Nachschübe hatte, ohne dadurch seine Heeresmacht im Aufstandsgebiet zu vergrößern. Daß auch ein so sanfter Jüngling, wie Abdul Asis, dabei schließlich die Geduld verlor, leuchtet wohl ein.

Man meinte, Rkina würde ins Gefängnis wandern, doch man irrte sich. Er blieb auf freiem Fuße, genoß seinen gestohlenen Reichtum und behielt nach wie vor die Gunst seines Herrn. Denn Abdul Asis war von dem früher beliebten Brauch der Sultane,

Start beladen!

die Beamten, die sich zu sehr bereichert hatten, wie eine reife Zitrone auszupressen, ganz abgekommen. Nur einmal machte er den Versuch dazu, bei Menebhi, und dieses eine Mal mißglückte es ihm, denn Menebhi, der in Ungnade gefallene Kriegsminister, hatte sich zeitig genug unter englischen Schutz gestellt, und die englische Regierung sorgte dafür, daß er seine Reichtümer behielt.

Unter Abdel Sadoc besserten sich die Zustände an der Grenze ein wenig. Erst als im November Kaid Baschir mit fünfhundert Soldaten über Tanger nach Udschda zog, faßten die Sultansleute wieder festeren Fuß.

Das Wetter war schon winterlich geworden, und die etwas bewegte See zerbrach uns bei einem Transport beide Leichter. Guter Rat war teuer, denn im Raum und an Deck standen hundertzwanzig Pferde. Wir halfen uns, indem wir die Tiere einfach schwimmen ließen. Und es ging so gut und vor allem so schnell, daß wir von jetzt ab nur noch auf diese Weise löschten. Die Tiere fanden nach kurzem Suchen immer die Richtung nach dem Lande und legten dann die fünfhundert Meter Entfernung mit großer Sicherheit zurück.

Die Franzosen hatten den Sommer nicht ungenützt verstreichen lassen. Sie taten alles, um sich im Lande mehr und mehr festzusetzen. Das schöne Wort: „Pénétration pacifique" war stets in ihrem Munde. Auch der Sultan begann die Gefahr zu ahnen, die ihm von dieser Seite drohte!

Im Dezember sollte der französische Gesandte St. Taillandier nach Fes gehen, um, kurz gesagt, im Trüben zu fischen. Schon in der Mitte des Monats war man zum Aufbruch fertig, doch hatte man keine Lust, von Tanger aus unmittelbar ins Innere zu reisen, sondern wollte den Weg über Larasch nehmen. Schlechtes Wetter, das ein Passieren der Barre von Larasch nicht gestattete, verzögerte die Abreise von Tag zu Tag, und die Eingeborenen faßten wieder Mut, denn sie glaubten, in dieser Verzögerung die Hilfe Gottes für ihre Sache zu erkennen. Kaum war aber das Wetter in den Weihnachtstagen etwas besser ge-

worden, als von Fes die Nachricht kam, daß Abdul Asis alle Europäer aus seinen Diensten entlassen habe. Diese Maßnahme wurde von den Franzosen damit beantwortet, daß sie ihre Reisevorbereitungen abbrachen, um dadurch einen Druck auf den Sultan auszuüben. Frankreich verlangte umgehend die Wiedereinstellung der Europäer und setzte diese Forderung auch bald durch, so daß St. Taillandier Mitte Januar endlich seine Festreise antreten konnte. Uns wurde die zweifelhafte Ehre zuteil, die Gesandtschaftsbagage nach Larasch transportieren zu dürfen.

Anfang Februar erreichten sie Fes, und der Gesandte wurde am dritten Tage vom Sultan in Audienz empfangen. Er soll Abdul Asis gegenüber erklärt haben, daß er im Auftrage Europas komme, um über Reformen im Scherifenreiche zu verhandeln, doch wurde der Sultan sofort von unserm Konsul darüber aufgeklärt, daß dies nicht der Fall sei, sondern der Herr Gesandte nur im Auftrage seiner eigenen Regierung handle.

Abdul Asis verstand es, die Verhandlungen mit dem Franzosen in die Länge zu ziehen. Unter dem Vorwande, daß er allein nicht über das Schicksal des Landes entscheiden könne, sondern dazu der Beratung und Zustimmung seiner Untertanen bedürfe, wurden aus jeder Stadt und aus jeder Kabyle je zwei angesehene Männer nach Fes berufen, die an den Unterhandlungen teilnehmen sollten. Es dauerte eine ganze Weile, ehe alle diese Herren in der Hauptstadt versammelt waren. Etliche von ihnen wurden aus irgend einem Grunde plötzlich abgelehnt, mußten auf halbem Wege wieder umkehren, und wieder wurde Zeit gewonnen, bis die Ersatzleute endlich nach langer Reise in der Hauptstadt ankamen. Als sie schließlich doch alle versammelt waren, wurden auch noch der alte Torres, sowie seine beiden Berater, Sid Hafid Barada und Sid Ben Asser Ganam, nach Fes befohlen. Torres und Barada fuhren mit dem Turki bis Larasch, während Ganam allein den allen drei Herren für die Fahrt angebotenen französischen Kreuzer benutzte. Die Eingeborenen folgerten daraus, daß die beiden ersteren dadurch ihre Abneigung gegen Frankreich hätten bekunden wollen, während der letztere wegen seiner franzö-

sischen Sympathien keinen Anstand genommen habe, mit dem bequemeren Kreuzer zu reisen.

Doch als auch diese drei endlich in Fes angekommen waren, machten die Verhandlungen nicht die geringsten Fortschritte, und der Gesandte wurde mit Versprechungen vertröstet.

Allmählich begannen jetzt die nichtfranzösischen Europäer in Marokko einzusehen, daß Frankreich recht selbstsüchtige Pläne im Lande verfolge. Man fürchtete, daß das Abenteuer mit einem französischen Protektorate enden könne, und hatte an Algier und Tunis ein gutes Beispiel dafür vor Augen, was in solchem Falle aus dem fremden Handel werden würde. Bekanntlich ist es in diesen französischen Besitzungen, infolge der Zollschranken und anderer Chikanen, den fremden Kaufleuten fast unmöglich, sich eine Existenz zu gründen.

Besonders die Deutschen und Engländer, in deren Händen der marokkanische Handel zum größten Teil lag, sahen der Zukunft mit Sorge entgegen und fürchteten, daß ihre jahrelange Arbeit umsonst gewesen sein könne. Sie sandten daher Petitionen an ihre Regierungen, in denen sie um kräftige Unterstützung ihrer Interessen baten. Die Antworten trafen bald ein und lauteten für die Engländer nicht sehr tröstlich, denn es wurde ihnen eröffnet, daß Frankreich es übernommen habe, in Marokko Ordnung zu schaffen und auch für die dortigen englischen Untertanen zu sorgen! Die deutsche Antwort war ermutigender. Der Reichskanzler versprach im Notfalle wirksamen Schutz, meinte allerdings, es läge einstweilen kein Grund zum Einschreiten vor, vielleicht würde auch die Anwesenheit des deutschen Schulschiffes Stein, das damals Tanger auf kurze Zeit anlief, etwas zur Beruhigung der deutschen Gemüter beitragen.

Aber obgleich unser damaliger Geschäftsträger, Legationsrat von Kühlmann, das volle Vertrauen aller Deutschen besaß, obgleich er uns immer wieder, und besonders in seiner Kaisergeburtstagsrede, auf den mächtigen Schutz des Kaisers hinwies, obgleich S. M. S. „Stein" Tanger besuchte, wollte keine gehobene Stimmung in der deutschen Kolonie aufkommen. Alles war nie-

dergeschlagen, und die Vaterlandsliebe wurde in dem Gefühl, vom Vaterland verlassen zu sein, auf eine harte Probe gestellt.

Die Franzosen ihrerseits taten ganz, als ob ihnen Marokko schon gehöre, und sagten ganz offen: „Nous sommes chez nous!“ Ihr Betragen war im höchsten Grade herausfordernd und anmaßend und führte schließlich auch bei uns anderen Europäern zu einer sehr starken Abneigung gegen das hochfahrende Volk, die wir jetzt mit den Eingeborenen teilten!

Zwölftes Kapitel.

Der Kaiser kommt. — Vorbereitungen. — Mulai Abdel Malek. — Mr. Harris' Meinung. — Feststimmung. — Der Kaisertag. — Feste nach dem Feste. — Graf Tattenbach geht nach Fes.

Bei solcher Stimmung kann man sich denken, welcher Jubel ausbrach, als Mitte März 1905 bekannt wurde, daß der deutsche Kaiser Tanger einen Besuch abstatten wolle.

Zuerst teilte Herr v. Kühlmann die Freudenbotschaft der deutschen Kolonie und den marokkanischen Behörden streng vertraulich mit. Das war am 19. März. Doch bald wußte es die ganze Stadt, und in allen Schichten der Bevölkerung, bei allen Nationen und Konfessionen herrschte freudigste, gehobenste Stimmung, nur die Franzosen natürlich schlichen trübe umher und ärgerten sich.

Die Ankunft Sr. Majestät war auf den 31. März festgesetzt, und es begann ein eifriges Treiben in der Stadt, um alles für einen würdigen Empfang vorzubereiten. Dem Sultan wurde die Nachricht durch einen Eilboten überbracht, und auch in Fes und bei Hofe herrschte allgemeine Freude darüber. Da Abdul Asis nicht im Stande gewesen wäre, Tanger in der kurzen Zeit zu erreichen, — denn der Sultan von Marokko muß und kann immer nur langsam reisen wegen des großen Trosses — sandte er zu seiner Vertretung einen seiner Oheime, Mulai Abdel Malek, der am 29. in Tanger eintraf.

Am 20. hatte ich durch Herrn Hornung den Times-Korrespondenten Harris kennen gelernt, der damals noch nicht ganz im französischen Fahrwasser schwamm, sondern noch auf dem Standpunkte eines „unabhängigen Marokko unter einem selbständigen Herrscher" stand. Harris entwickelte uns seine Ansichten ungefähr folgendermaßen:

Er habe seinerzeit die Franzosen in der Times wiederholt gewarnt und erklärt, Deutschland werde später in Marokko die beste Position haben, doch da hätten sie ihn einfach ausgelacht. Deutschland sei bisher in bezug auf Marokko von Frankreich einfach ignoriert worden, und das hätte sich nicht die kleinste Macht gefallen lassen, viel weniger eine Großmacht wie Deutschland. Heute sähen die Franzosen aber ein, daß sie töricht gehandelt hätten, und ihr Unwille werde sich nicht gegen Deutschland richten, sondern gegen Delcassé und dessen Helfershelfer, da Deutschland nur offen und nach Verträgen gehandelt habe. Der Kaiserbesuch sei ein großartiger Gedanke, und die französische Wut darüber sei unbeschreiblich. Die Marokkaner würden die Tragweite des Besuches zu würdigen wissen, und nicht nur unter ihnen, sondern unter allen hiesigen Nationen — außer den Franzosen — herrsche große Freude darüber. Der Kaiser werde den hiesigen Deutschen versprechen, ihre Interessen zu schützen, und dadurch würde die französische „Pénétration pacifique" einfach kaltgestellt. Natürlich müsse der Sultan reformieren, am Besten mit Offizieren und Beamten neutraler Mächte, etwa Belgiern oder Schweizern; dieser Ansicht sei auch Kaid Maclean. Englands Haltung in Marokko sei keine Hilfe für Frankreich; denn es würde höchstens dem Sultan raten, mit Hilfe Frankreichs Reformen einzuführen, was der Sultan natürlich nicht tun werde. England sei nicht verpflichtet, Frankreich im Falle von Komplikationen außerhalb Marokkos zu helfen; es sei im übrigen mit Ägypten zufrieden. Eine internationale Konferenz in Paris würde am besten die marokkanische Frage lösen. M. Harris meinte dann, daß Frankreich *deshalb* Deutschland beim Marokko-Abkommen übergangen habe, weil man in Paris gefürchtet habe, es werde in der Kammer zu große Opposition dagegen gemacht werden, falls man Deutschland irgend welche Zugeständnisse machen wolle, da dieses, außer kommerziellen, keine Interessen in Marokko habe. Zum Schluß meinte Harris, daß wir Deutschen in Tanger und Fes ausgezeichnet durch v. Kühlmann und Dr. Vassel vertreten seien. So wurde also damals die marokkanische Frage im Lande selber beurteilt!

Je näher der große Tag der Kaiser-Ankunft heranrückte, um so mehr nahm die freudige Aufregung und die Feststimmung zu. Die deutsche Kolonie errichtete eine Ehrenpforte in unmittelbarer Nähe der deutschen Gesandtschaft, die englische eine solche auf dem Wege nach dem Marchandplateau, und die Spanier endlich spannten in einer der Hauptstraßen einen schönen Triumphbogen von

Kaid Maclean kommt zum Empfang des Kaisers auf die Landungsbrücke.

Haus zu Haus. Der Machsen hatte alles Geld bewilligt, das erforderlich war, um den Empfang würdig zu gestalten. Die von ihm ausgeführten Ehrenpforten waren allerdings sehr primitiv, einfache Holzgerüste, mit buntem Tuch geschmückt. Er ließ in aller Eile die Hauptstraßen neu pflastern, kaufte Teppiche, um die ganze Landungsbrücke vom Steg bis an das Zollamt, auf einer Entfernung von hundertfünfzig Metern damit zu belegen, ließ ein neues Geländer an dieser Brücke anbringen und die Einfassung auf beiden Seiten über und über mit grünen Guirlanden umwickeln. Die öffent-

Das diplomatische Korps auf der Landungsbrücke in Erwartung des Kaisers.

lichen Gebäude wurden ausgebessert und neu getüncht, und auch alle Privatleute gaben ihren Häusern neuen Anstrich und schmückten sie teilweise festlich mit Grün und mit Flaggentüchern.

Am 30. kamen viele Deutsche von der Küste auf einem von Geheimrat Schulze zur Verfügung gestellten Dampfer der Oldenburg-Portugiesischen Dampfschiffs-Rhederei in Tanger an. Diese Linie ließ vier ihrer Schiffe für den Tag des Kaiserbesuches vor Tanger liegen, um die deutsche Marokko-Schiffahrt würdig zu vertreten.

Kaid Maclean erhielt für diese ganze Zeit den Oberbefehl über alle Truppen in Tanger, worüber die französischen Militärkommandanten etwas verschnupft waren. Überhaupt wurden alle Vorbereitungen von den Franzosen mit scheelen Augen angesehen, und auch von dieser Seite eifrig Intrigen gesponnen, um die Festesfreude zu stören. Es war aber vergebliches Bemühen, denn nie-

mand ließ sich dadurch die Stimmung trüben. Die ältesten Leute behaupteten, Tanger nie in einem solchen Taumel der Freude und der Begeisterung gesehen zu haben. Es waren herrliche Tage!

Endlich brach der Morgen des sehnlichst erwarteten 31. März an. Der Kaiser, der auf dem Dampfer „Hamburg" der Hamburg-Amerika-Linie reiste und von dem großen Kreuzer „Prinz Friedrich Karl" begleitet wurde, hätte programmäßig schon früh um 6 Uhr ankommen sollen. Doch ein steifer, den Schiffen gerade entgegenwehender Ost-Wind verzögerte die Ankunft um volle 2 Stunden. Die im Hafen liegenden Schiffe und Kriegsschiffe hatten bereits um 7 Uhr Flaggengala angelegt, und an der Brücke wartete die deutsche Kolonie, das diplomatische Korps und Mulai Abdel Malek mit den anderen arabischen Würdenträgern schon seit kurz nach 6 Uhr mit größter Ungeduld. Endlich, kurz vor 8 Uhr, kamen die

Mulai Abdel Malek.

Schiffe um die Nord-Ost-Ecke der Stadt in Sicht. Von den französischen Kriegsschiffen und der Hafenbatterie dröhnten je dreiunddreißig Salutschüsse.

Doch nun begann ein neues Warten, denn der Wind wurde heftiger, und es schien überhaupt fraglich, ob der Kaiser bei sol-

Deutsche Ehrenpforte für den Kaiser.

chem Wetter an Land fahren könne. Mit dem ersten Boot kamen nur Herr v. Kühlmann, Graf Tattenbach (damals deutscher Gesandter in Lissabon, früher in Tanger) und einige wenige andere Herren des Gefolges herangefahren.

Die unglaublichsten Gerüchte liefen im Nu in der ganzen Stadt um. Man sprach sogar von einem beabsichtigten Attentat. Jedenfalls ist sicher, daß die französischen Kommandanten von

Der Kaiser begrüßt Mulai Abdel Malek.

einem Landen des Wetters wegen abgeraten hatten. Doch gab der Kaiser schließlich mehr auf das Urteil der ortsansässigen Europäer, die einstimmig der Ansicht waren, daß eine Landung ungefährlich sei.

Um 11 Uhr endlich kam der Kaiser an Land gefahren, abermals von den französischen Kreuzern und der Hafenbatterie mit je dreiunddreißig Salutschüssen begrüßt. Die fremden Diplomaten waren schon vorher nach Hause gegangen. Doch die Deutschen und Araber hatten ausgehalten. An der Landungsbrücke begrüßte der Kaiser zuerst den Vertreter des Sultans, dann hielt ein Deutscher eine kurze Begrüßungsansprache und brachte ein Hoch aus. Darauf erwiderte Se. Majestät, daß er sich freue, die Deutschen Marokkos zu sehen, die tüchtig und fleißig gearbeitet hätten; man möge sich auf Ihn verlassen, und Er werde unsre Interessen schützen und nicht dulden, daß eine fremde Macht die Unabhängigkeit

Marokkos antaste. Mit einer scherzhaften Handbewegung meinte er zum Schluß: „Aber zusammenhalten!“ Dann setzte sich der Zug zu Fuß die Landungsbrücke entlang nach dem Zollamt in Bewegung, während gleichzeitig Tausende am nahen Strande aufgestellter Berber beständig Salven abgaben.

Im Zollamt wurden die bereitstehenden Pferde bestiegen und dann ging es durch die Stadt, zwischen unzähligen, dem Kaiser zujauchzenden Christen, Arabern und Juden hindurch, hinauf zur Gesandtschaft. Beritten waren außer dem Kaiser nur das Gefolge und einige Herren der Gesandtschaft. Wir übrigen mußten zu Fuß hinterher und kamen in ein derartiges Gedränge, daß es mir heute noch unklar ist, wie ich habe glücklich zur Gesandtschaft gelangen können. Wegen der vorgerückten Zeit war es nur möglich, von dem ursprünglichen langen Programm den Besuch auf der deutschen Gesandtschaft auszuführen, sehr zum Leid-

Spalierbildende Matrosen auf der Landungsbrücke.

wesen aller an den übrigen Wegen aufgestellten Zuschauer. Die Hauptsache war und blieb aber doch der Besuch als solcher; hatte doch jeder das Gefühl, daß ein Herrscher dem andern einen Besuch abstatte, und daß unser Kaiser dadurch die Unabhängigkeit des Sultans ganz besonders betone.

Abreise des Grafen Tattenbach nach Fez.

In der Gesandtschaft ließ sich Se. Majestät einige der fremden Diplomaten, mehrere Herren der deutschen Kolonie, dann einige arabische Würdenträger und zum Schluß die Damen der deutschen Kolonie vorstellen. Mit allen sprach er einige freundliche Worte. Nach allen diesen Vorstellungen und Gesprächen begab sich der Kaiser dann in die an den großen Soko anstoßende Wohnung des Geschäftsträgers und sah sich die arabischen Festspiele eine Zeitlang an. Der Soko war so voll von Menschen, daß kaum eine Stecknadel hätte zur Erde fallen können.

Abreise des Grafen Tattenbach nach Fes: Die Vorreiter.

Um 1½ Uhr setzte sich der Zug wieder nach dem Hafen in Bewegung, um 2 Uhr schiffte sich der Kaiser ein, und kurz nachher erfolgte die Abfahrt. Und abermals dröhnte der Salut der Kriegsschiffe und der Hafenbatterien.

Es war ein kurzes, aber schönes Fest, von dem man in Tanger noch lange geredet hat. Alles war glatt verlaufen, und kein Mißton hatte in die fröhliche Feststimmung hinein geklungen. Selbstverständlich waren dem Kaiser von den verschiedenen deutschen Kolonien, sowie vom Sultan Geschenke überreicht worden, auch hatten die Schiffe eine reichliche „Muna" erhalten. Die Eingeborenen, denen völlig klar zu sein schien, was der Kaiserbesuch für sie bedeute, feierten noch acht Tage lang große Feste!

Mulai Abdel Malek reiste kurz nach dem Kaiserbesuch wieder nach Fes ab, auch Kaid Maclean begab sich dorthin. Graf Tatten-

bach wurde einstweilen als deutscher Gesandter wieder nach Tanger versetzt, bis sein Nachfolger, Dr. Rosen, von einer außerordentlichen Mission nach Abessinien zurückgekehrt sein würde.

Tattenbach ging am 2. Mai als außerordentlicher Gesandter nach Fes, um den Sultan persönlich im Auftrage des Kaisers zu begrüßen. Ich hatte vorher eine längere Unterredung mit ihm, in der ich ihn auf den schwunghaften Waffenschmuggel in Larasch aufmerksam machte. Dort wurde dieses einträgliche Geschäft ganz offen betrieben, die Zollbeamten waren die Helfershelfer der Schmuggler, und Hadj Amar Tassi, ein Verwandter des alten Schech Tassi, erzielte große Nebeneinnahmen auf diese unredliche Weise. Einer der fremden Konsuln war die Hauptperson bei dem ganzen Geschäft und er ging in seiner Sorglosigkeit so weit, daß er die Waffen direkt mit den kleinen, ständig in Larasch verkehrenden Dampfern in den Fluß bringen ließ und sie oberhalb der Stadt an einer versteckten Stelle landete.

Dreizehntes Kapitel.

Stimmung an der Grenze. — Ein alter Legionär. — Deutsche Ratschläge. — Französische Intrigen. — Stand der Operationen gegen Bu Hamara und Bu Hamama. — Dr. Rosen. — Der Zauberkünstler.

Die Festtage hatten ein Ende genommen. Am 11. Mai schickte man uns nach Melilla, um von dort die streitbaren Männer des Frochana-Stammes, die, wie schon gesagt, seinerzeit vor dem Prätendenten auf spanisches Gebiet geflüchtet waren, nach der Grenze zu befördern. Sie hatten sich freiwillig gemeldet, dem Sultan gegen Bu Hamara zu helfen, vor allem wohl, weil sie nur durch die Vernichtung des Prätendenten Aussicht hatten, wieder in ihre eigentliche Heimat zurückkehren zu können. Es war für Marokko eine stattliche Zahl Krieger, die sich am 18. endlich einschiffte, zweihundert große, kräftige Männer in sehr sauberer, wenn auch einfacher und etwas ärmlicher Kleidung. Ihr Betragen auf der Reise war geradezu mustergültig. Allen Anordnungen fügten sie sich ohne Murren, und von allen Truppentransporten, die wir je vorher und nachher am Bord gehabt hatten, war dies der angenehmste und ruhigste. Der Anführer der Leute war der „Fraile", Kaid Mohamedi selber, der Schech des Frochanastammes.

Ich kam seit dem Kaiserbesuch zum ersten Mal wieder nach Adschrut und war daher sehr gespannt auf die bei den Franzosen herrschende Stimmung. Seit längerer Zeit war dort ein deutscher Landsmann ansässig, ein Schmied namens Salewsky, den ich bei früheren Gelegenheiten bereits kennen gelernt hatte. Er war in jungen Jahren, wie so manche unerfahrenen Leute es tun, aus Anlaß eines geringfügigen Streites mit einem militärischen Vorgesetzten aus Deutschland desertiert, hatte sich in der

Fremdenlegion anwerben lassen, dort seine Zeit abgedient und sich dann in Algerien niedergelassen, wo er sich mit einer Badenserin aus Sidi Belabes verheiratete. Obgleich er bereits seit sechzehn Jahren in einer französischen Kolonie lebte, war er doch kerndeutsch geblieben, und es war für mich immer eine ganz besondre Freude, diesen wahren Pionier des Deutschtums in jener einsamen Gegend, die nur von Eingeborenen und Franzosen spärlich bevölkert war, begrüßen zu können.

Salewsky, der noch immer sein altes Vaterland innig liebte, war natürlich hocherfreut über den Kaiserbesuch, erzählte mir aber, daß man in Algier sehr erbittert darüber sei, denn man hätte Marokko schon halb als französische Kolonie angesehen und nicht geglaubt, daß auch noch ein Dritter in der Sache mitzureden habe. Bevor der Kaiser nach Tanger ging, hätte man noch gehofft, der Besuch würde unterbleiben, und man würde, offen gesagt, Frankreich unmöglich einen derartigen Schimpf antun. Als die Reise dann jedoch Tatsache geworden sei, hätten die Franzosen Gift und Galle gespuckt.

Auch Say und seine Leute waren tief verstimmt, und als ich mir die Freiheit nahm, ihnen einige recht schöne Aufnahmen von den Kaisertagen in Tanger zu zeigen, sahen sie die Bilder nur einen Augenblick an, machten „hm“ und wandten sich dann schnell verärgert ab.

Salewsky hatte sich im Hinterland von Port Say ein größeres Terrain gekauft, das ich auf seine Einladung mit ihm besuchte. In seinem Wagen fuhren wir eines Tages früh los. Erst ging es den Grenzfluß eine geraume Zeit entlang, und als wir durch ein dem Flusse als Bett dienendes Tal in jener Hügelkette dahinfuhren, mußten wir sogar stellenweise im Flusse selber fahren, weil die Schlucht zu eng wurde. Dann kamen wir an die Stelle, wo sich an beiden Ufern der marokkanische und algerische Grenzmarkt gegenüberliegen. Es war leider gerade kein Markttag. Nur einmal in der Woche ist Markt. Dann erscheinen auf der marokkanischen Seite die Männer stets bewaffnet auf dem Platze, während das Waffentragen auf der französischen Seite verboten

ist. Wir fuhren jetzt über den wie ausgestorben daliegenden algerischen Marktplatz dahin und erreichten kurz darauf unser Ziel, Salewskys Farm.

Es war ein fruchtbares Stück Land, auf dem Gipfel der Hügel gelegen, und zog sich fast bis an den Fluß hin. Vorläufig war es indessen noch nicht gerodet. Ich meinte, es würde wohl sehr teuer werden, bis das ganze Gut soweit sei, daß man es ordentlich anbauen könne, doch Salewsky erzählte mir, wie man sich in Algerien die durch das Roden entstehenden Unkosten auf die leichteste Weise ersparen könne. Man übergibt das ganze Terrain einem Dritten auf eine bestimmte Anzahl Jahre ohne Miete in Pacht. Dieser Dritte ist in der Regel ein Spanier, denn Spanien versorgt die französische Kolonie Algier mit einer großen Menge guter, billiger und fleißiger Arbeitskräfte; die zinslose Pachtzeit beträgt meistens acht Jahre. Der Spanier rodet nun das Gestrüpp und schafft die herumliegenden Steine fort, macht überhaupt, wie er sich verpflichtet hat, das ganze ihm übergebene Land urbar, und kann dann für den Rest der kontraktlichen Zeit den Nutzen daraus ziehen. Ist die Zeit abgelaufen, so übernimmt der Besitzer das von dem Spanier geschaffene gute Landstück mit den angepflanzten Ölbäumen und Weinstöcken und den entstandenen Häusern entweder selber, oder er verpachtet es an seinen früheren Gratispächter jetzt um einen angemessenen Zins.

Salewsky besaß einstweilen etwa fünfzig Hektar und hatte für das Ganze nur fünfzehnhundert Franken ausgegeben. Er stand aber mit den Nachbarn schon in Verbindung, um weitere Ländereien anzukaufen, mit denen er seinen Besitz abrunden wollte. Er hat tatsächlich bald darauf noch weitere zweihundertfünfzig Hektar hinzuerworben, für die er dreitausendfünfhundert Franken zahlte. Man denke sich: dreihundert Hektar für fünftausend Franken, ein kleines Rittergut um solchen Preis!

Als wir wieder nach Tanger zurückkamen, hörten wir, daß Graf Tattenbach inzwischen in Fes angekommen und vom Sultan mit offenen Armen empfangen worden war. Dann machten seine Verhandlungen in Fes gute Fortschritte, während der französische

Gesandte mit seinen Plänen noch immer nicht von der Stelle kommen konnte. Der Kaiser soll selber bei seiner Anwesenheit in Tanger den Gedanken, dort einen geschützten Hafen zu bauen, angeregt haben, und schon im Juni wurde die in Tanger ansässige deutsche Firma A. Renschhausen & Co. vom Sultan beauftragt, zu diesem Zwecke Vermessungsarbeiten vornehmen und Kostenanschläge aufstellen zu lassen. Direktor Dr. Lauter von der Firma Ph. Holzmann & Co. in Frankfurt a. M. hatte in kürzester Zeit ein Projekt ausgearbeitet, das umgehend vom Sultan genehmigt wurde, obgleich ein gleichzeitig eingereichter französischer Vorschlag viel billiger, allerdings auch weniger gut gewesen wäre.

Deutscherseits wurde dem Sultan dringend geraten, etwas energischer als bisher gegen Bu Hamara vorzugehen, damit endlich dem traurigen Aufstand an der Grenze ein Ende gemacht würde. Graf Tattenbach bemühte sich überhaupt, dem Sultan wieder etwas mehr Luft zu schaffen, während Frankreich alles aufbot, um Abdul Asis so viele Schwierigkeiten wie nur möglich zu machen. Denn man konnte es ihm nicht verzeihen, daß er auf die ihm so liebevoll angebotene französische Hilfe verzichtet hatte, und wollte versuchen, ihn gewaltsam wieder aus dem deutschen ins französische Fahrwasser hinüberzuleiten. Die Mittel dazu waren mannigfaltig.

In den ersten Tagen des Juni wurde plötzlich eine Sendung Geld und Munition auf dem Wege von Tanger nach Udschda in Nemours von den französischen Zollbehörden als Kontrebande erklärt und mit Beschlag belegt, obgleich man es früher stets erlaubt hatte, daß die Sultanstruppen in Udschda auf dem Wege über algerisches Gebiet ausgerüstet wurden. Schnell trat infolge dieser Beschlagnahme bei der Truppe Geld- und Munitionsmangel ein, so daß der Turki umgehend mit Ersatz nach der Grenze abfahren mußte. In Kasba Saida war man nicht im geringsten besorgt wegen der beschlagnahmten Sachen, denn man sagte sich, daß Frankreich sie schon wieder herausrücken werde. Nur die gemeinen Soldaten hatten unter dem dadurch eingetretenen Geldmangel etwas zu leiden, denn sie erhielten einstweilen nur den

dritten Teil ihres Soldes, und hiervon knöpften ihnen die Unterführer auch noch einen Teil ab.

Nach einigen Wochen wurden tatsächlich sowohl das Geld, als auch die Munition von den französischen Behörden wieder ausgeliefert. Auch ein Verbot, von Algier aus Lebensmittel für die Sultanstruppen nach Udschda zu liefern, wurde gleichzeitig rückgängig gemacht, und wir erfuhren nun auch den etwas gesuchten Grund für diese französischen Gewaltmaßregeln. Es hieß, die Sultansleute hätten kürzlich eine Herde von zweitausend Hammeln, die französisches Eigentum war und bei Nacht durch das Abdul Asis ergebene Gebiet getrieben wurde, einfach geraubt. Die Herde war für Bu Hamara bestimmt gewesen, und der Umstand, daß man sie bei Nacht transportierte, zeugt davon, daß die Franzosen selber von dem Völkerrechtwidrigen des Transportes überzeugt waren. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Beschlagnahme der Hammelherde dazu benutzt wurde, um der Sache des Sultans zu schaden.

Ein weiteres Mittel zum Schikanieren der marokkanischen Behörden war die liebenswürdige Aufnahme, die man in Oran allen Deserteuren aus Udschda gewährte. Bisher hatten die Franzosen nur solchen Leuten freien Durchzug durch die Provinz Oran gestattet, die mit einem besondern Erlaubnisschein von dem Oberstkommandierenden, Sid Abderachman Abdel Sadoc, versehen waren, während man die andern nach Udschda auslieferte. Jetzt plötzlich konnte jeder ungehindert durch Oran reisen und erhielt außerdem noch freie Reise von Nemours nach Tanger. Ferner sorgte man durch Flugschriften dafür, daß diese französische Fürsorge für Deserteure allgemein bekannt wurde, so daß jetzt eine allgemeine Desertion aus der Mehalla begann!

Der Machsen verstand es indessen, diesem Unwesen mit einigem Erfolg zu steuern, indem er die in Tanger landenden Deserteure sofort festnahm und ins Gefängnis setzte, sie dort gehörig darben ließ und sie dann bei erster Gelegenheit mit dem Turki nach Adschrut zurückbeförderte. Von dem kurzen, aber traurigen Aufenthalt auf der Kasba in Tanger sahen die Gefangenen sehr elend aus

und waren in diesem Zustande für ihre Kameraden, welche Lust verspürten, nach Tanger durchzubrennen, ein warnendes Beispiel für das, was ihrer dort harrte.

Bu Hamara hatte von der französischen Haltung den größten Nutzen. In Algier schien man ihn gewissermaßen als letzte Rettung zu betrachten, und in den dortigen Zeitungen wurde offen gesagt, daß man Mulai Mohamed — so wurde der Prätendent dort genannt, obgleich jedermann wußte, daß dies nur ein angemaßter Name sei — statt Abdul Asis auf den scherifischen Thron setzen müsse. Von Algier aus wurde er reichlich mit Geld, Waffen und Munition versorgt! Die Kämpfe zwischen den Parteien spielten sich jetzt in unmittelbarer Nähe Udschdas ab, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Immerhin war es den Sultansleuten nach wie vor möglich, die Rebellen im Zaume zu halten, und besonders waren es die Frochanaleute unter Kaid Mohamedi, die oft rühmend hervorgehoben wurden und der Sache des Abdul Asis manchen Vorteil erkämpften.

Mitte Juni gingen wir mit einem größeren Truppentransport nach der Grenze ab. Es schien der erste größere Nachschub zu sein, der auf Drängen der deutschen Gesandtschaft nach Adschrut transportiert wurde. Die Leute hatten eine Menge Führer und vor allem eine einigermaßen geübte Musikbande, die während der ganzen Reise täglich dreimal spielte. Diesem ersten folgten bald weitere Nachschübe. Unter anderen ging am 28. Juni Kaid Hussain mit uns nach der Grenze ab. Er nahm seinen ganzen Harem mit in den Krieg. Es waren im Ganzen etwa zwölf Weiber, alle tief verschleiert, die natürlich so untergebracht werden mußten, daß Männeraugen sie nicht neugierig betrachten konnten. Der Kaid selber war ein nicht sehr großer, ziemlich wohlbeleibter Herr mit heller Hautfarbe und nicht zu dunklem Haar. Sein Bart wuchs nur spärlich, während unter dem Fes bei den Schläfen die bekannten Tapferkeitslocken hervorragten. Er machte keinen kriegerischen Eindruck, zumal sein Gesicht aufgedunsen und weichlich aussah. Er soll aber trotzdem einer der besten marokkanischen Heerführer sein.

Alle diese Verstärkungen bewirkten endlich, daß die Sultansleute etwas Fortschritte machten. Das war den Franzosen nicht angenehm. Sie wurden ungeduldig, daß ihr neuer Verbündeter, Bu Hamara, nicht Sieger blieb, und hätten am liebsten gesehen, wenn er alles Asisische in und um Udschda einfach überrannt hätte. Bu Hamara selber traute seinen neuen Freunden nicht recht und fürchtete, daß man ihn nur als Mittel zum Zweck gebrauche, um bei passender Gelegenheit den Spieß gegen ihn zu wenden. Er hatte allen Grund zu dieser Befürchtung, denn Frankreich arbeitete immer nur mit dem, der ganz nach seiner Pfeife tanzte. Sobald Abdul Asis sich ihm wieder genähert hätte, würde es Bu Hamara ruhig fallen gelassen haben.

Ein Versuch des Prätendenten, sich durch Verrat in den Besitz Udschdas zu setzen, scheiterte kläglich. Der Plan sollte durch einen Sohn Bu Hamaras, Sid Taijib Bu Hamara, ausgeführt werden, in der Art, daß Sid Taijib zu den Sultansleuten Freundschaft heuchelte, sie in Sicherheit wiegte und dann im günstigen Augenblick mit seinem Anhang und mit Hilfe der zeitig genug zu benachrichtigenden Bu Hamara-Leute über die ahnungslosen Asisisten herfiele. Doch Sid Taijib wurde durchschaut, mitsamt seinen Freunden gefangen und mit dem Turki nach Tanger transportiert. Er beteuerte unterwegs in hohen Tönen seine Unschuld und sprach von der furchtbaren Rache, die sein Vater nehmen werde. Vielleicht war die ganze Geschichte von dem Verrat nur erfunden, doch genaues habe ich nie darüber erfahren können. Er ist später auf Drängen der französischen Regierung wieder in Freiheit gesetzt worden, mußte aber versprechen, sich nicht mehr in die Ereignisse an der Grenze einzumischen.

Inzwischen hatte Graf Tattenbach weiter mit dem Sultan verhandelt. Wir Deutschen sahen wohl ein, daß die Zustände in Marokko allmählich unhaltbar geworden waren und dringend der Reform bedurften. Doch sträubten wir uns natürlich dagegen, daß Frankreich diese Reformen allein durchführen solle. So schlug der Gesandte in Fes vor, eine internationale Konferenz zur Beratung über das Schicksal Marokkos einzuberufen, und der Machsen

billigte diesen Plan sofort. Auch Frankreich, das mit Bedauern sah, daß seine „Penetration pacifique“ einstweilen kaltgestellt war, trat schließlich diesem Vorschlag bei. Dr. Rosen verhandelte in Paris mit der französischen Regierung über die Sache, und im Oktober endlich war zwischen Paris und Fes das Konferenzprogramm und der Konferenzort festgestellt, so daß alle Gesandtschaften nun endlich den Hof des Sultans verlassen und nach der Küste zurückkehren konnten. Als Konferenzort war das kleine, malerisch an der Bucht von Gibraltar gelegene spanische Küstenstädtchen Algeciras bestimmt worden.

Bisher hatte man nur vermutet, daß Frankreich den Prätendenten materiell unterstütze; kein europäischer Nichtfranzose hatte feste Beweise dafür, da man an der Grenze „unter Ausschluß der Öffentlichkeit“ arbeitete. Doch der Verdacht wurde vollauf bestätigt, als plötzlich Ende Oktober zwei französische Frachtdampfer am hellen, lichten Tage am Mar Chica ankerten, an dessen Innenseite die gerade damals vom Prätendenten bezogene Kasba Seluan liegt, und Waffen und Munition für diesen landeten! Trotzdem half diese Unterstützung Bu Hamara nicht viel, denn seine Macht und sein Ansehen gingen immer mehr zurück. Dies wäre der günstigste Augenblick gewesen, um ihm ein schnelles Ende zu bereiten. Doch die Führer der asiatischen Mehalla waren uneins untereinander und konnten sich nicht zu einem gemeinsamen Schlage entschließen. Auch fürchteten sie, ihre jetzt sehr glänzenden Einnahmen zu verlieren, wenn Bu Hamara nicht mehr wäre! Wohl hauptsächlich deshalb gönnte man ihm noch sein bißchen Macht und begnügte sich damit, ihn niederzuhalten.

Von Mr. Say behauptete man, daß er an den Waffenlieferungen für Bu Hamara beteiligt sei; klugerweise sprach er nicht darüber. Seine Bauten in Port Say machten Fortschritte, doch wollte es mir scheinen, als finge man die Hafenbauten nicht richtig an. Es waren allmählich zwei Molen entstanden, die noch weit ins Meer hinausgebaut werden sollten, um schließlich einen geschützten Hafen zu bilden. Aber mit den Molen wuchs der Strand, indem die Strömung immer neue Sandmassen anschwemmte. An-

statt eines Hafens gewann man nur neues, sandiges Gelände. Daher schien mir die ganze Arbeit weiter nichts als Geld- und Zeitverschwendung.

Am 7. November kam unser neuer deutscher Gesandter, Dr. Rosen, in Tanger an und übernahm die Leitung der Geschäfte. Er verstand es, sich in allerkürzester Zeit das volle Vertrauen und die Sympathien der ganzen deutschen Kolonie in Marokko zu erwerben, und wurde allen hiesigen Deutschen ein treuer Berater und Helfer. Bald darauf reiste Graf Tattenbach nach Deutschland ab, nachdem seine Mission in Marokko erfüllt war.

Als alle fremden Gesandtschaften Fes verlassen hatten, entließ der Sultan auch die marokkanischen Notabeln, die er, wie schon gesagt, nach Fes berufen hatte, um mit ihnen die französischen Vorschläge zur Verbesserung der Lage zu beraten. Wie anders waren die Verhandlungen doch verlaufen, als man französischerseits gehofft hatte! Die „Pénétration pacifique" war einstweilen als kläglich gescheitert zu betrachten!

Auch Torres und Ganam hatten endlich Fes wieder verlassen und kamen Anfang Dezember in Larasch an, von wo sie mit dem Turki nach Tanger fuhren, um ihre Ämter dort wieder zu übernehmen. Ein Schwarzer war mit ihnen gekommen, der gleichfalls mit uns nach Tanger ging. Dieser, namens Hadsch Nasseri, war früher ein intimer Freund Bu Hamaras gewesen, ist auch später wieder zu ihm gegangen, heuchelte jetzt aber einstweilen Freundschaft für Abdul Asis, um im Auftrage des Prätendenten in Fes spionieren zu können. Während der Seereise von Larasch nach Tanger entpuppte er sich als ein sehr geschickter Taschenspieler und zeigte uns Zauberkunststückchen, die auf jeder europäischen Bühne Staunen und Bewunderung erregt hätten. Wir hatten uns in einem Kreis auf die Achterluke gesetzt, während er „arbeitete", wobei ihm seine weiten Gewänder gute Dienste zu leisten schienen. Die eingeborenen Zuschauer waren entsetzt über seine Kunst und glaubten fest, daß er überirdische, entweder von Gott oder vom Teufel verliehene Gaben besäße; sie wollten sich von mir nicht belehren lassen, daß alles nur geschicktes „Augenverblenden" sei.

Der Schwarze erzählte, daß er seine Kunst von Bu Hamara gelernt habe, und daß dieser noch ein viel besserer Zauberer sei, als er. Jetzt wurde es uns Europäern auch verständlich, wodurch Bu Hamara eine so große Macht bei seiner Umgebung besaß und gleichzeitig seinen Feinden so große Furcht einjagte: Er wußte eben seine angemaßte göttliche Mission immer wieder durch Zauberei und Taschenspielerei zu beweisen, und der Aberglaube der Mohammedaner war dazu sein bester Bundesgenosse.

Bald darauf fuhren Torres, Mokri und Sfar als Delegierte des Sultans nach Algeciras hinüber, wo die Marokko-Konferenz Anfang Januar 1905 ihre Beratungen begann.

Vierzehntes Kapitel.

Das Zeltlager am Kap Restinga. — Streik der Hafenleute in Tanger. — Schmuggelnde Sultansbeamte. — Der Mörder des Konsuls. — Alte portugiesische Festungswerke in Larasch. — Kriegspläne. — Französische Pläne. — Die Beratung. — Die Chafarinas-Inseln.

Am 16. Dezember traten wir eine Reise nach Adschrut an, um neue Munition für die Mehallas hinzubringen. Als ich mich von Torres verabschiedete und die Briefe in Empfang nahm, trug er mir auf, bei der Rückfahrt dicht am Mar Chica vorbeizufahren, um nachzusehen, ob in dortiger Gegend irgendwo gearbeitet werde, oder ob vielleicht die spanische Flagge an dem Kap Restinga gehißt sei. Denn er hatte gehört, daß Bu Hamara dort Land an Spanien verkauft habe, und wollte nun wissen, ob dies nur Gerücht oder Tatsache sei.

Schon in Kasba Saida sagte man mir, daß der Prätendent zwar die Absicht gehabt habe, mit Spanien wegen Gebietsverkauf zu unterhandeln, daran aber von den dort wohnenden Stämmen gehindert worden sei. Dennoch hätte er den Plan, durch Landverkauf sich Geld zu verschaffen, noch nicht ganz aufgegeben, er stehe mit einigen Franzosen in Verbindung, welche die Absicht hätten, am Mar Chica einen Hafen anzulegen, und ihm einstweilen auf dem Seewege eifrig Waffen und Munition lieferten. Die Frochanaleute, die mir dies erzählten, hatten große Lust, mit dem Turki am Kap Restinga zu landen, um von dort aus dem Prätendenten ein schnelles Ende zu bereiten, aber die übrigen Sultanstruppen schienen nicht geneigt, diesen Plan von der Landseite aus zu unterstützen. So blieb denn, wie gewöhnlich, alles beim alten.

Am 19. früh dampften wir, dem Befehle gemäß, an der Kabdana-Küste entlang, nach dem Mar Chica zu. Es war sehr

schönes Wetter, ganz ruhige See und sichtige Luft. Mit Tagesgrauen erreichten wir Kap Restinga und sahen nun auf dem Vorgebirge ein kleines Zeltlager und an einer Flaggenstange die grüne Fahne des Prätendenten wehen. Von den Zelten war eins grün. Das ganze Lager schien noch in friedlichem Schlummer.

Als ich Torres über unsre Entdeckung Bericht erstattete, meinte er, das Lager habe die Flagge des Prätendenten nur als Deckmantel benutzt, denn dieser läge nicht dort, sondern in Seluan, es handle sich nur um französische oder spanische Kontrebandisten. Daß er recht hatte, ersah man aus der spanischen Presse, die weidlichen Lärm über das neue französische Unternehmen am Mar Chica schlug.

Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß der Kaiserbesuch in Tanger und die bevorstehende Algeciraskonferenz dem Sultan moralisch vorübergehend geholfen hatte, so war damit doch der ewigen Geldklemme des Machsen nicht abgeholfen. Die Regierungsbeamten wurden immer schlechter und unregelmäßiger bezahlt, und man meinte, auch mit den Beamten und Arbeitern im Hafen in gleicher Weise vorgehen zu können. Während nun bei allen übrigen Beamten des Machsen eine Lohnkürzung einigermaßen berechtigt war, da sie meistens fast nichts zu leisten brauchten, nichts gelernt hatten und kaum eine Verantwortung trugen, handelte es sich bei den Leuten im Hafen um wirkliche Arbeiter, die tüchtig beim Laden und Löschen heranmußten, und um Leichtermatrosen, von denen man Geschicklichkeit in ihrem Berufe verlangte. Diese Leute waren nur insofern Beamte, als der ganze Hafenbetrieb Monopol der Regierung war. Sie unterstanden dem Hafenkapitän, der ihnen um die Weihnachtszeit 1904 auch noch ihren gekürzten Lohn etliche Wochen vorenthielt, so daß ihnen schließlich die Geduld riß und sie die Arbeit niederlegten. Nun erlebten wir zum ersten Mal einen richtigen Streik in Marokko mit Streikbrechern und Streikposten. Der ganze Hafenbetrieb stockte, und somit auch der Verkehr. Nur der Passagierverkehr wurde nicht behindert, dagegen stand der Handel ganz still. Der Hafenkapitän ließ sich nicht blicken. Schließlich blieb der Regierung nichts andres übrig.

als den Leuten nachzugeben. Diese bekamen ihren rückständigen Lohn und außerdem eine Lohnaufbesserung. Sofort wurde die Arbeit wieder aufgenommen.

Gleichzeitig wurde in Tanger ein großer Schwindel aufgedeckt, dessen Hauptanstifter einer der Sekretäre im Ministerium, namens Kapasch, war. Diese Leute hatten monatelang große Posten Seide durch die Douane geschmuggelt, ohne Zoll zu zahlen, und der Betrug war ihnen um so leichter geglückt, als die Zollbeamten selber daran beteiligt waren! Alle wurden ihrer Posten entsetzt und mußten Geldbußen zahlen. Nur einer kam ins Gefängnis, der Hafenkapitän Hadsch Abderrachman, obgleich dieser wohl am unschuldigsten von allen gewesen war und wahrscheinlich nur unter dem Druck der übrigen, die fast alle seine Vorgesetzten waren, mitgetan hatte. Da er sehr beliebt war, gelang es sehr viel später, seine Haftenlassung zu erwirken, besonders auf Fürsprache der Europäer. Seine Helfershelfer waren durchweg aus angesehenen Familien, so daß man es nicht wagte, sie einzustecken.

Am 14. Januar wurde der Turki nach Larasch geschickt, um einen Gefangenen dorthin zu bringen und gleichzeitig von dort vier Geschütze abzuholen. Der Gefangene, der unter sehr starker militärischer Bedeckung fuhr, stand in dem Verdachte, den österreichischen Konsul Madden in Masagan ermordet zu haben. Durch leichte Folter, in Gestalt von Schlägen, brachte man ihn im Laraschcr Gefängnis zu einem Geständnis. Leider war der Konsul nicht schuldlos an seinem tragischen Ende, denn er soll seinen Mörder, der vordem unter seinem Schutze stand, in der eigennützigsten Weise ausgebeutet haben, so daß dem auf diese Weise gepeinigten Eingeborenen endlich die Geduld riß und er seinen Peiniger gewaltsam aus der Welt schaffte, — dieselbe traurige Geschichte, die bei fast allen Gewalttätigkeiten gegen Europäer ans Tageslicht kommt und das Treiben mancher Christen in Marokko in einem traurigen Lichte erscheinen läßt.

Die Geschütze, die wir nach Tanger mitnehmen sollten, lagen mit vielem andern Kriegsmaterial in den alten portugiesischen Befestigungen gleich außerhalb der Stadt. Das Zusammensuchen

der einzelnen Geschützteile nahm eine geraume Zeit in Anspruch; und es dauerte tagelang, bis endlich alles beieinander, gereinigt, verpackt und fertig zur Einschiffung war.

Ich benutzte die günstige Gelegenheit, um mir einmal die Befestigungswerke von innen anzusehen, deren Betreten sonst jedem Unbefugten streng verboten ist.

Die Anlagen, die von außen recht stattlich und massig aussehen, machen auch im Innern einen sicheren, trutzigen Eindruck.

Portugiesische Festungswerke in Larasch.

Durch ein altes, eisernes Tor tritt man in lange, schmale, hoch oben überwölbte Gänge ein, die noch sehr gut erhalten sind, während die daranstoßenden Räume zum großen Teil in Trümmern liegen. In den Gängen sind Riesenmengen von Kanonen, Flinten und Munitionskisten aufgestapelt. Zu den Wällen führt ein ziemlich steil ansteigender, fahrbarer, mit Gras überwucherter aber sonst gut erhaltener Weg hinauf. Oben auf den Überdachungen der Gänge liegen alte Bronzegeschütze aus dem 16. und 17. Jahrhundert in großen Mengen wirr durcheinander; sie sind mit den längst vermoderten Holzlafetten zusammengestürzt und dann so, wie sie lagen, liegen gelassen worden.

Überall aus dem alten Mauerwerk und den Ruinen wuchsen Bäume heraus, deren Wurzeln langsam, aber sicher an dem gänzlichen Verfall der Festungsanlage mitarbeiten. Unter den oben angegebenen überwölbten Gängen zu ebener Erde befinden sich mächtige Kasematten, deren Tiefe ich auf 10—15 Meter schätzte. Sie mögen einst, zur Portugiesenzeit, als Gefängnisse, und in unruhigen Zeiten auch als Zufluchtsorte für die Stadtbewohner gedient haben. Heute sind auch in ihnen ungeheure Munitionsvorräte aufgespeichert. Ihre Zugänge sind eng und schmal, und durch Munitionskisten so verbarrikadiert, daß wir nicht hinuntersteigen konnten. Luft und Licht haben nur durch schornsteinähnliche Löcher Zutritt. Keine Inschrift war an den Mauern zu entdecken, die von dem Alter oder der Herkunft des Bauwerkes Kunde gegeben hätte.

Am 20. dampften wir nach Tanger ab. Torres ließ mich ins Ministerium rufen und gab mir nun Folgendes bekannt: Der Turki habe sich bereit zu halten und noch in der Nacht nach Adschrut abzufahren. Dort hätten wir die Briefe abzugeben und auf Order von Udschda zu warten. Fünfzig Soldaten und gegen zwanzig Artilleristen würden noch an Bord kommen und in Adschrut einstweilen an Bord bleiben. Sollte ein dahinlautender Befehl aus Udschda kommen, so hätten wir die Geschütze an Bord zu montieren, nach dem Mar Chica zu fahren, dort die fünfzig Soldaten zu landen und die Landung durch Geschützfeuer von Bord aus zu decken.

Es war mir von Anfang an klar, daß aus dieser Landung nichts werden könne, denn die fünfzig Mann würden sich einfach weigern, sich in Feindesland ausschiffen zu lassen. Die Krieger machten durchaus keinen verwegenen Eindruck, und vor allem die beiden Führer, zwei von den Eleven, die seinerzeit in Italien mit wenig Erfolg zu Seeoffizieren ausgebildet waren, und die nun die Landungsboote befehligen sollten, waren große Hasenfüße und zitterten schon bei der Abfahrt von Tanger vor Angst.

Nach einer recht stürmischen Fahrt, und nachdem uns das Wetter sogar einmal zur Umkehr nach Tanger gezwungen hatte,

erreichten wir am 31. Januar endlich Adschrut. Als ich an Land kam, erzählte mir der Kaid, daß Mr. Say und seine ganze Sippe plötzlich eifrige Anhänger des Prätendenten geworden wären und alles versuchten, um diesen tatkräftig zu unterstützen.

Es wollte mir anfangs nicht recht glaublich erscheinen, daß Mr. Say sich zu solchen Geschäften hergebe, doch wurde mir die Tatsache bald darauf auf französischer Seite in Port Say bestätigt. Zuerst erzählte mir einer der Angestellten Says, der Gärtner, daß augenblicklich zwei Freunde Says am Mar Chica weilten, daß Say selber in Frankreich sei, um Geld für Bu Hamara aufzutreiben, und endlich, daß die Luftyacht des Herrn Say, die „Eider", die den Verkehr zwischen Port Say und dem Mar Chica bis dahin besorgt hatte, vor wenigen Tagen auf den der Faktorei vorgelagerten Felsen gestrandet und mit Mann und Maus untergegangen sei. Ich merkte ferner aus seiner Rede, daß er über unsre Absicht, die Faktorei anzugreifen, unterrichtet war, und daß man eine große Angst vor uns habe. Er versuchte, mich darüber auszuhorchen, doch gab ich ihm nur ausweichende Antworten. Der Herr berichtete mir endlich noch, daß bereits große Schuppen am Mar Chica errichtet wären, in denen große Mengen Kolonialwaren lagerten.

Die meisten Einzelheiten über die ganze Angelegenheit gab mir dann der weiter oben bereits erwähnte Herr Salewsky. Als Deutscher besaß er das Vertrauen der Eingeborenen und erfuhr vieles von ihnen. Er erzählte mir nun Folgendes über die Mar Chica-Angelegenheit:

Bourmancé, der Pflegesohn Says, ein junger Phantast mit anarchistischen Anwandlungen, hatte schon seit längerer Zeit mit Bu Hamara Beziehungen angeknüpft und machte oft Fahrten nach Selouan und dem Mar Chica. Er verstand es, Say zu überreden, ihn auf einer dieser Fahrten zu begleiten. Anfang Januar war Say auf seiner Yacht „Eider" endlich einmal in jene Gegend gefahren und sehr begeistert von dem ganzen Gelände gewesen, denn er sah sofort, daß es sehr leicht sein würde, hier einen guten und sicheren Hafen anzulegen. Die Herren verschafften sich darauf

eine zwei Stunden dauernde Audienz bei Bu Hamara. Der Prätendent hielt während der Unterredung einen Revolver in jeder Hand; fast ein Dutzend weiterer Revolver lag vor ihm auf einem Tische. Ihm gegenüber knieten Say und noch ein anderer Franzose ehrfürchtig in gebückter Haltung. Bu Hamara verlangte für die Hafenbau-Konzession am Mar Chica eine Million Franks in bar und außerdem ungefähr fünfzehntausend Flinten und versprach Mr. Say gleichzeitig für den Fall, daß er, Bu Hamara, erfolgreich sei und Sultan von Marokko werden würde, den ganzen Küstenstrich von Melilla bis an den Kiß mit einem Hinterland bis an die nächsten Gebirge. Say hielt sich ungefähr zehn Tage am Mar Chica auf und faßte nun den Entschluß, die Landzunge zwischen dem Meer und dem Binnensee zu durchstechen, um so das Mar Chica zu einem natürlichen und sicheren Hafen zu machen. Am Ostende desselben wollte er eine Stadt anlegen, die Mohamedija heißen sollte, und dann dort den ganzen Handel mit dem Hinterlande konzentrieren. Nach Port Say zurückgekehrt, reiste er gleich nach Frankreich weiter, um das Geld für Bu Hamara zusammenzuborgen, während Bourmancé auf der Yacht wieder nach dem Mar Chica zurückfuhr. Dieser Phantast gestattete sich bei der Abfahrt den Scherz, noch in französischen Gewässern anstatt der französischen die grüne Flagge des Prätendenten auf der Eider zu hissen. Hierüber waren die Sultansleute in Kasba Saida natürlich sehr entrüstet, und als in derselben Nacht noch die Yacht strandete, betrachteten sie dies als eine Strafe Allahs für die französische Frechheit. Bourmancé und Delbrell, der französische „Generalstabschef" Bu Hamaras, versuchten alles, um letzteren zu einem Sturm auf Kasba Saida zu bewegen, doch war ihre Mühe umsonst, denn Bu Hamara begann seinen Leuten zu mißtrauen, denen es nicht zu passen schien, daß ihr hoher Herr sich mit den Franzosen einließ und ihr Land verschacherte.

Soweit Salewskys Erzählung. Ich hielt sie für wichtig genug, um darüber mit den Sultansbeamten in der Kasba ernstlich zu beraten. Diese Beratung fand am 1. Februar statt.

Kaid Hadsch Allal, Amin Ben Jokub und Kaid Mohamedi

von den Frachanaleuten saßen gleich am Eingang der Kasba in einer strohgedeckten Hütte beim Frühstück.

Als ich mit meinem Dolmetscher zu ihnen trat, delektierten sie sich gerade an den landesüblichen, in ranzigem Öl gebratenen Pfannkuchen. Nachdem sie sich an einem unglaublich schmutzigen Tuchfetzen die Finger „gereinigt" hatten, begann die Unterhaltung, an der auch der inzwischen angekommene Salewsky teilnahm.

Wir setzten den drei Herren alles auseinander, was wir über das Verhältnis Mr. Says zu Bu Hamara und über die Absichten des ersteren am Mar Chica wußten, und machten sie ganz besonders auf die große Gefahr aufmerksam, die den Sultansleuten erwuchs, wenn der Prätendent von den Franzosen Geld und Flinten in großen Massen erhielte. Auch konnte ich es nicht unterlassen, meine persönliche Meinung dahingehend zu äußern, daß Says Handlungsweise doch recht gemein wäre, und daß es unverständlich sei, daß die französische Regierung dem schamlosen, gegen den Sultan gerichteten Treiben ihrer Untertanen ruhig zusehe. Schließlich schlug ich vor, man solle über alle diese Sachen ungehend durch einen Extraboten dem alten Torres Bericht erstatten lassen.

Die drei Würdenträger schienen meine Vorschläge für sehr gut zu halten, konnten sich aber nicht entschließen, aus eigenem Antrieb etwas zu unternehmen, sondern kamen überein, erst einmal den Oberstkommandierenden in Udschda, Sid Abderachman Abd el Sadok, genauen Bericht erstatten zu wollen und diesem die weitere Entscheidung zu überlassen.

So verstrichen wiederum einige Tage in Untätigkeit.

Als am 3. Februar das Boot heranfuhr, um Lebensmittel zu holen, erfuhren wir, daß das ganze Sultansheer von Udschda aufgebrochen sei und am Muluya lagere, und ferner, daß Sid Abderachman in allernächster Zeit in Kasba Saida erwartet werde. Inzwischen verkehrte der französische Dampfer „Zenith" ganz offen vor unsern Augen zwischen Port Say und dem Mar Chica, ohne daß wir etwas dagegen tun konnten, da wir noch keine Ordre zum Eingreifen in dieses Unwesen bekommen hatten!

Mangel an Lebensmitteln und schlechtes Wetter zwangen uns am 4. Februar, unsern Ankerplatz bei Adschrut zu verlassen und bei den Chafarinas-Inseln Schutz zu suchen. Hier besuchte ich den Gouverneur und sprach lange und ausführlich mit ihm über die neuen französischen Machenschaften am Mar Chica. Denn ich wußte ja, daß der ganze Küstenstrich von Muluya bis nach Melilla zur spanischen Interessensphäre gehöre und den Spaniern somit daran liegen mußte, diese lästige Konkurrenz baldmöglichst loszuwerden.

Von jetzt an waren wir sehr häufig bei den Chafarinas-Inseln und lernten dort prächtige Leute kennen, die alles taten, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Die drei kleinen Inseln, die in einem nach Süden offenen Halbkreis liegen und kaum zwei Seemeilen vom nahen Festlande entfernt sind, bilden einen ausgezeichneten Hafen, man kann wohl sagen, den einzigen völlig sicheren Hafen an der ganzen marokkanischen Küste von der algerischen Grenze bis zum Cap Jubv, im atlantischen Ozean. Baum- und Graswuchs ist sehr spärlich, da die Inseln durchweg felsig sind. Nur Ziegen und Schafe fristen ein kümmerliches Dasein. Die Mittelinsel ist bewohnt, während auf den beiden andern die wenigen Schafe und Ziegen grasen. Die Zivilbevölkerung besteht aus kaum fünfhundert Köpfen, von denen neunundvierzig zu einer einzigen Familie gehören. Der alte Francesco Ojes, der größte Kaufmann am Ort, der zugleich einen Schnapsladen hält und Quarantänebeamter ist, ist der glückliche Senior dieser Familie. Früher hausten noch gegen fünfzig Soldaten als Wächter für eine stattliche Anzahl allerschwerster Verbrecher dort, denn nur als Staatsgefängnis hatten die Inseln einigen Wert für die spanische Regierung. Jetzt waren die Verbrecher nach Ceuta geschafft worden, da der Hafen ausgebaut werden sollte und daher Platz für die dazu nötigen Arbeiter geschafft werden mußte. Die Arbeiten waren schon flott im Gange, und die Ordnung, die auf den Bauplätzen herrschte, war geradezu bewundernswert. Ob ein teurer Hafen allerdings je die dafür aufgewendeten Kosten lohnen wird, ist eine andre Frage, denn vorläufig ist der Handel mit dem gegenüberliegenden Fest-

lande noch ganz gering, und Schiffe laufen die Chafarinas-Inseln nur dann an, wenn sie schlechten Wetters halber Schutz suchen. Die Inseln selber sind so unfruchtbar, daß nicht nur alle Lebensmittel, sondern auch das Trinkwasser dorthin gebracht werden muß.

Dennoch konnten wir uns dort immer sehr billig mit Proviant versorgen. Die Auswahl war allerdings nicht groß.

Außer uns suchte am 1. Februar der französische Kreuzer „La Iande" Schutz unter den Inseln. Merkwürdigerweise war der Dolmetscher der französischen Gesandtschaft in Tanger, ein Algerier namens Benghabrit, auf diesem Schiffe an Bord. Er versuchte an Land einige unsrer Leute über das „woher und wohin" unsrer Reise auszuhorchen, hatte aber wenig Erfolg, denn die Leute wußten ja selber noch nichts.

Das Wetter war rauh und ungemütlich. Die Kabdana- und Beni-Snassenberge lagen bis unten voll Schnee und verstärkten dadurch noch das Gefühl der Kälte. Es regnete oft fast den ganzen Tag, und die schwere, rollende See spürte man bis in den sicheren Hafen hinein.

Fünfzehntes Kapitel.

Ben Taher und seine Leute. — Das Montieren der Geschütze. — Die erste Schießerei. — Ein Gespräch mit Riffleuten. — General Marina in Melilla. — Bei Ben Taher im Zelt. — Gerüchte aus Algeciras.

Am 8. Februar endlich wurde es ruhiger und zuletzt ganz still, so daß wir nun nach Adschrut zurückfahren konnten, um zu erfahren, was man mit uns vorhabe.

Das Boot fuhr gegen 4 Uhr nachmittags heran und kam mit Gepäck vollbeladen bald wieder zurück. Auf der zweiten Fahrt brachte es ungefähr fünfzehn Menschen an Bord. Unter diesen waren ein „für das Schießen Verantwortlicher", sein Chalifa, vier Riffleute, Amin Ben Jakub und einige Diener und Soldaten. Da wir bereits außer den Schiffsleuten fünfzig Soldaten und zwanzig Artilleristen von Tanger aus an Bord hatten, war es gar nicht leicht, alle unterzubringen. Der „Verantwortliche", jetzt gleichsam der politische Leiter des Schiffes, der mir, dem technischen Leiter, untergeordnet war, hieß Hamed ben Taher, und galt als ein ganz besonderer Günstling des Kriegsministers Gebbas. Er ließ mich wissen, daß er morgen nach Melilla zu fahren und das Mar Chica zu passieren gedenke, und daß wir in aller Frühe unsre beiden Geschütze zu montieren hätten. Daher brach ich sofort wieder nach den Chafarinas-Inseln auf, um in deren Schutze die Nacht zu verbringen, und von dort am nächsten Morgen beizeiten weiterfahren zu können.

Am Abend, nachdem wir zu Anker gegangen waren, setzte ich mich zu den Würdenträgern ins Zelt, um etwas über unsre Absichten zu erfahren. Doch Ben Taher wußte selber nicht viel, er schien sich einstweilen noch keinen Feldzugsplan entworfen zu haben und sich in bezug auf seine Entscheidungen ganz dem Zu-

fall überlassen zu wollen; nur soviel hörte ich heraus, daß die Absicht, am Mar Chica zu landen, einstweilen aufgegeben war, und daß es sich mehr darum handele, dem französischen Unwesen am Mar Chica ein Ende zu machen.

Bei der Unterhaltung saß der Herr ganz im Hintergrunde des Zeltes, und ich hatte Muße, ihn im trüben Schein einiger Stearinkerzen etwas näher zu betrachten. Seine Gesichtszüge waren nicht gerade sehr schön, der Mund breit, die Lippen wulstig, die Hautfarbe ziemlich dunkelbraun. Danach schien er viel Negerblut zu haben. Die Augen, von unbestimmter Farbe, blickten listig und falsch umher. Das ganze Gesicht war von einem ziemlich ergrauten, nach arabischer Weise ausrasierten Barte umrahmt. Obgleich die Bewegungen, trotz der behäbigen Rundung des Bäuchleins, noch von einer gewissen Gewandtheit zeugten, so sah man doch aus dem Ganzen, daß der Herr nicht mehr jung war, sondern sich den Sechzigern bereits nähern mußte. Von allem, was mit der Seefahrt zusammenhing, hatte er natürlich nicht die geringste Ahnung, schien aber von seiner neuen Würde als „Großadmiral" des Sultans ganz durchdrungen zu sein. Ein gewisser großtuerischer Dummstolz lag über allem, was er tat.

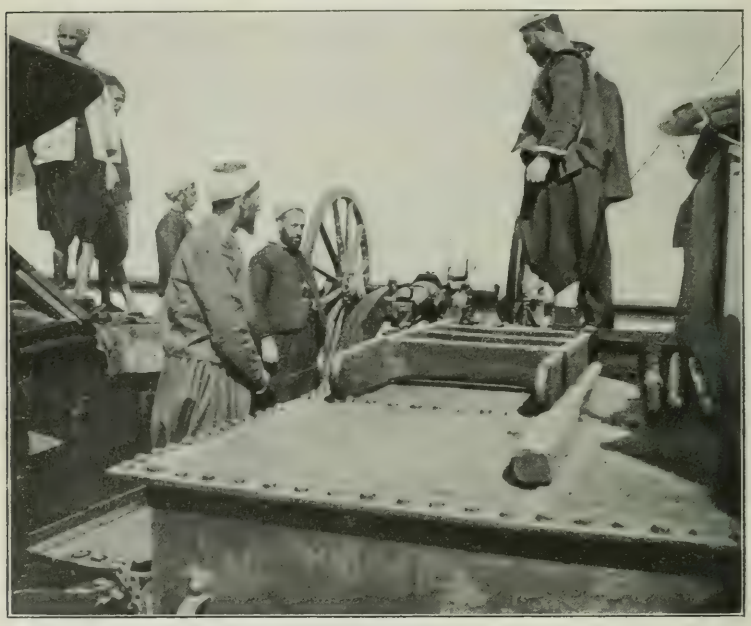
Das Zelt, das ich ihm als Wohnung angewiesen hatte, war nicht sehr geräumig. Es bestand aus einem alten Sonnensegel, das über den hinteren Ladebaum geworfen und an den Seiten der Luke festgekeilt war. Er hatte erwartet, ich würde ihm eine Kammer anweisen, doch hatte er sich darin getäuscht, denn ich hatte keine Lust, meine eigenen Räumlichkeiten mit ihm zu teilen, und freie Räume standen unter Deck nicht zur Verfügung.

Sein Chalifa, Sid Hamed Achardan aus Tanger, war das Gegenteil von ihm: freundlich, offen, lebhaft, sehr beweglich, humorvoll und mit einem schönen, männlichen, von kohlschwarzem Bart umrahmten Gesicht, aus dem mich ein Paar tiefschwarze, ehrliche Augen vergnügt ansahen. Beide hatten sich im Zelt, so gut es ging, häuslich eingerichtet.

Der Greis Ben Taher ließ sich von drei Schwarzen bedienen, die den Begriff Reinlichkeit nicht zu kennen schienen und mir

gleich von Anfang an etwas Mißtrauen gegen die Küche des Alten einflößten.

Am nächsten Morgen begannen wir mit dem Montieren der Geschütze und blieben zu dieser Arbeit auf Wunsch Ben Tahers einstweilen bei den Inseln liegen. Es wäre Sache der Artilleristen



Klar zum Schuß.

gewesen, die Kanonen zusammenzusetzen, doch überzeugten wir uns bald, daß weder sie noch ihre Chefs damit fertig zu werden wußten. Daher übernahmen es unsre beiden deutschen Maschinisten, ihnen dabei zu helfen, und unter deren Anweisung war das erste Geschütz nachmittags glücklich zusammengestellt. Jetzt wurde Holz unter die Räder gepackt, bis der Lauf frei über die ziemlich hohe Reeling ragte, dann laschten wir Räder und Achse an die Reelingstützen an, legten einen Baum vor die beiden Luken, zwischen denen es stand, und befestigten hieran die Lafette mit schweren Ketten.

Jetzt war es „schußbereit". Ben Taher wollte es gleich probieren und im Hafen der Chafarinas einige scharfe Schüsse abfeuern. Doch machte ich ihn darauf aufmerksam, daß solche Schießerei auf spanischem Gebiet nicht angebracht sei, auch dann nicht, wenn wir die Kanone auf die marokkanische Küste hinüberrichteten, und schlug ihm vor, die Schießübung auf offener See abzuhalten. Wir dampften also aus dem Hafen heraus, und draußen sandte der Artilleriechef, Malim Mohamed, der uns ja von den Kriegsfahrten unter Raid Hadsch Allal her noch bekannt ist, den Bu Hamara-Leuten einen freundlichen Gruß, in Gestalt von zwei Granaten, nach dem Festlande hinüber.

Das Geschütz funktionierte tadellos, und das Schiff schien nicht im geringsten unter der Erschütterung zu leiden, was ich anfangs wegen des starken Rückstoßes befürchtet hatte. Daher wurde jetzt auch das zweite Geschütz in der gleichen Weise auf der andern Seite des Schiffes aufgestellt. Außerdem wurden vorne auf der Back zwei Maximgewehre modernsten Systems aufgebaut.

Ben Taher hatte während der kurzen Zeit des Manövers alle Soldaten unter Gewehr treten lassen, um sich, wie es mir scheinen wollte, an seiner Macht zu berauschen. Obgleich die Leute sehr im Wege standen, ließ ich sie gewähren, in der Hoffnung, daß derartige Paraden bei späteren Gelegenheiten unterbleiben würden.

Durch das Aufstellen der Geschütze waren wir den ganzen Tag bei den Chafarinas-Inseln festgehalten worden. Doch auf Wunsch des „Expeditionsgreises", wie wir Ben Taher jetzt tauften, fuhren wir am nächsten Morgen, dem 10., um 4 Uhr früh, nach dem Mar Chica ab. Gegen 7 Uhr, es war mittlerweile Tag geworden, näherten wir uns dem Kap Restinga, wo wir früher einige Zelte gesehen hatten, und wo jetzt tatsächlich schon etliche Holzschuppen errichtet waren; wie damals wehte die grüne Flagge im Morgenwinde. Ich ließ Ben Taher Meldung machen, daß die Faktorei in Sicht sei, und bald darauf stiegen wieder alle Soldaten, sich den Schlaf aus den Augen reibend, in voller Bewaffnung, einer nach dem andern, aus dem Raume an Deck und bauten sich in

Paradestellung auf. Nun begann es mich doch zu interessieren, wozu dieser ganze feierliche Aufzug dienen sollte, und ich fragte den Chalifa danach. Er erklärte mir, daß die Soldaten, wenn es zu einem Kampfe käme, mit ihren Flinten eingreifen sollten. Da Ben Taher jedoch Befehl gegeben hatte, keinesfalls näher als bis auf viertausend Meter an Land heranzufahren, die Flinten aber kaum fünfzehnhundert Meter Tragweite besaßen, konnte ich nicht umhin, dem Chalifa gegenüber das Lächerliche solcher Anordnung klar zu machen.

Ben Taher selber ließ sich nicht sehen, obgleich ich ihm wiederholt sagen ließ, daß wir in einer Entfernung von viertausend Meter bei der Faktorei trieben. Endlich wurden die Artilleristen ungeduldig und eröffneten, ohne den bestimmten Befehl des Alten abzuwarten, das Feuer, in der Meinung, daß wir zu diesem Zwecke hergekommen seien. Sie hatten schon sechs Schuß abgegeben, und wir wollten gerade, da etliche davon ins Wasser gegangen waren, wir uns also in der Entfernung getäuscht hatten, noch etwas näher heranfahren, als Ben Taher plötzlich wutschnaubend an Deck stürzte und zu wissen wünschte, wer sich unterstanden habe, ihm vorzugreifen und den Befehl zum Schießen zu geben. Er schrie, er habe gar nicht die Absicht gehabt, heute schon die Feindseligkeiten zu beginnen, sondern sich nur die Gegend etwas ansehen wollen.

Unsre Maschine arbeitete langsam vorwärts, und um mit dem Schiffe auf demselben Fleck bleiben zu können, fuhr ich jetzt immer langsam im Kreise herum, so daß der „Admiral" gezwungen war, sich bei der Betrachtung des Landes und der Faktorei langsam um sich selber zu drehen. Endlich fragte er mich, was ich eigentlich vorhabe, worauf ich mit der Gegenfrage nach seinen Absichten antwortete. Da bekam er doch kriegerische Gelüste und ließ noch zwei Schuß gegen die Faktorei abfeuern, ohne daß wir etwas getroffen hätten, denn die Artilleristen hatten sich noch nicht eingeschossen. Damit ließ er es für diesen Tag des grausamen Spiels genug sein und gab Befehl, nach Melilla weiterzufahren.

Als wir uns der Stadt näherten, wurden wieder alle Soldaten

Ben Taher.

an Deck befohlen; sie begannen, sich in Reihen aufzustellen. Da konnte ich mich nicht mehr halten und machte den alten Herrn auf das Groteske dieser Parade aufmerksam. Ich erklärte ihm auch rundweg, daß nicht nur die Leute des französischen Kreuzers Lalande, der jetzt in Melilla lag, sondern auch die Landbewohner, anstatt sich durch unsre Truppenschau imponieren zu lassen, uns nur auslachen würden. Das schien er einzusehen und ließ die Leute wegtreten.

Torres hatte in Melilla einen Vertrauensmann, einen aus Tetuan stammenden Kaufmann, namens Mohammed Fartut, der in der Stadt ein kleines Geschäft besaß und uns mit Rat und Tat beistehen mußte. Zu ihm war immer mein erster Gang,

da dort unsre Briefe abgegeben wurden und auch zuweilen Befehle für uns eintrafen. Diesmal saßen einige alte Riffleute in seinem Laden, biedere Gestalten mit traurigen Gesichtern und in ärmlicher Kleidung. Es waren Frochanaleute, die nun schon lange, vom Prätendenten vertrieben, in dem Zeltlager bei der Stadt hausten. Ich ließ mich mit ihnen in eine Unterhaltung ein, da ich sie von früher her kannte. Sie klagten, wie immer, über ihre verzweifelte Lage und erzählten, daß viele ihrer Stammesgenossen noch immer aus Überzeugung zu Bu Hamara hielten. Es käme sogar vor, daß ein Bruder dem andern, oder der Vater dem Sohne feindlich gegenüberstünde. Ich erklärte ihnen, daß die, welche zum Prätendenten hielten, nur für Frankreich arbeiteten. Sie sahen das wohl ein und meinten, auf Bu Hamaras Seite ständen nur die ganz Bornierten, ihre Zahl sei aber sehr groß! Zu einem entscheidenden Schlage hatten diese Leute keinen Mut, davon hielt sie besonders die abergläubische Furcht vor den übernatürlichen Kräften ihres Widersachers ab. Ich frug sie noch, ob Bu Hamara Geschütze habe, mit denen man uns etwa von der Faktorei aus beschießen könne, doch wußten sie nur von zwei ganz kleinen Kanonen mit kaum dreitausend Meter Tragkraft, die uns kaum etwas anhaben könnten.

Am Nachmittage traf ich im Bureau des spanischen Hafenkapitäns den General-Gouverneur Se. Exz. General José Marina, einen äußerst liebenswürdigen, älteren Herrn, der mich sehr freundlich begrüßte und sofort mit mir ein Gespräch über die allgemeine Lage, die Zustände am Mar Chica und über unsre Absichten begann. Außerhalb der Stadt, am Fuße des Mont Melilla und nicht weit vom Strande, liegt auf marokkanischem Gebiet die Kasba Morena, ein ziemlich massiger Häuserkomplex, der damals dem Prätendenten als Zollhaus diente. Ben Taher hatte sein ganz besonderes Augenmerk auf diese Kasba gerichtet und mir gegenüber geäußert, er wolle sie bald angreifen. Mir schien das, wegen der zu großen Nähe Melillas, bedenklich, so daß ich jetzt den Gouverneur fragte, wie er darüber denke. Wie ich vorausgesehen hatte, erhob er sofort Protest dagegen, da das Gebiet, auf

dem das Haus stände, zwar eigentlich noch zu Marokko gehöre, jedoch als neutrales Gebiet betrachtet werde, auf dem er keine Feindseligkeiten dulden könne. Er bat mich, dies dem „Admiral" zu sagen und ihm gleichzeitig mitzuteilen, daß man uns im übrigen

Soldatenwache an Bord

jeden nur erfüllbaren Wunsch gewähren würde. Dann verabschiedete er sich, und ich blieb allein.

Allmählich gesellten sich verschiedene Offiziere zu uns, von denen einer, der Artilleriehauptmann Huelin Arifin, fließend deutsch sprach und bei der Unterhaltung in liebenswürdiger Weise

das Amt des Dolmetschers übernahm; denn er sprach bedeutend besser deutsch, als ich spanisch, da er jahrelang in Deutschland studiert hatte. Die Herren waren sehr freundlich, denn sie betrachteten uns gleichsam als Bundesgenossen gegen Frankreich, das augenblicklich die spanischen Interessen durch seine Machenschaften mit Bu Hamara bedrohte. Ich knüpfte an diesem Nachmittage mit verschiedenen von ihnen Beziehungen an, die sich später zu echten Freundschaften ausspannen. Auch fand ich bald heraus, daß der spanische Offizier im allgemeinen besser als sein Ruf ist. Gewiß besitzt er nicht den Schneid seines deutschen Kameraden, ist aber im allgemeinen ein ordentlicher, kluger und tüchtiger Soldat und ein liebenswürdiger und unterhaltender Mensch. Vielleicht benutzt man auf einem so gefährlichen Posten, wie Melilla, nur gutes Menschenmaterial, und es mag im Mutterlande anders aussehen. In Melilla lieferten die gemeinen Soldaten, die an guter Schulung und Haltung nichts zu wünschen übrig ließen, den besten Beweis für die Tüchtigkeit der Offiziere!

Ben Taher schien die Aufrichtigkeit der Versprechungen des Generals gleich auf die Probe stellen zu wollen. Zwei unsrer Leute waren wegen des seit einiger Zeit rückständigen Gehaltes unzufrieden, desertierten und hielten in der neutralen Stadt, wo sowohl Sultansanhänger als auch Bu Hamara-Leute friedlich verkehrten, allerlei Schmähreden auf den Sultan und den Machsen. Ben Taher bat mich nun, ich solle beim Gouverneur die Auslieferung der beiden Missetäter verlangen, damit sie an Bord verprügelt und dann nach Tanger ins Gefängnis gebracht werden könnten. Doch gelang es mir, ihm das auszureden. Wir ließen die Kerls laufen, da ich keine Lust hatte, sie wieder in Dienst zu nehmen.

In den nächsten Tagen lagen wir untätig vor Melilla, da wir Geld und Geschützmunition von Tanger erwarteten, und uns schlechtes Wetter im sichern Hafen festhielt. Ben Taher begann jetzt, sich etwas mit mir anzubiedern, indem er mich zuweilen in sein Zelt lud und mit Tee bewirtete, den zu trinken mir allerdings schwer wurde, weil ich immer die schmierigen Sklaven vor mir sah, die ihn bereiteten. Wir saßen vielfach zu dritt: Ben Taher

im Hintergrund, Bungais und ich zu beiden Seiten. Bungais dolmetschte. Die Unterhaltung drehte sich meist um die Schlechtigkeit der marokkanischen Beamten, und Ben Taher erzählte mir der Miene des Biedermanns von deren Unehrlichkeit. Sich selber nahm er natürlich aus, er bewies aber bald genug, daß er nicht um ein Teut besser war. Auch über unsre Schießerei sprachen wir zuweilen, und ob es uns gelingen werde, dem Unwesen am Mar Chica ein Ende zu machen. Dabei meinte der Alte, der natürlich auch schon von den Kanonen Bu Hamaras gehört hatte, ganz naiv, das beste wäre schon, wenn wir uns mit der Lalande auf guten Fuß stellten, denn dann könne dieser französische Kreuzer uns nach der Faktorei begleiten und sich immer mit uns in einer Richtung halten, so daß wir wohl den Feind, er aber nicht uns bombardieren könne, um nicht die Lalande zu treffen. Ferner wurde die Algeciraskonferenz besprochen, wo es jetzt stürmisch herging. Als Informationsorgan diente uns das in Melilla erscheinende „Telegrama del Rif", eine Zeitung, die von einem spanischen Hauptmann herausgegeben wurde und als das offizielle Blatt des Gouverneurs galt. Das Blatt schrieb, es hätten sich Schwierigkeiten ergeben, und die Unterhandlungen wären ins Stocken geraten, da Frankreich die Polizeigewalt in Marokko allein ausüben und höchstens Spanien einen Teil derselben übertragen wolle, Deutschland sich solchen Plänen aber widersetze.

Sechzehntes Kapitel.

Nach dem Mar Chica. — Die Sache wird ernst. — Der „Zenith" rückt aus. — Die „Lalande". — Ein hochnotpeinliches Verhör. — Die Telegramme. — Der Brief des Kommandanten. — Eine Wagenfahrt durch Melilla. — Der Zeitungsbericht.

Allmählich besserte sich das Wetter. Dennoch wären wir vielleicht noch länger bei Melilla liegen geblieben, wenn uns nicht gemeldet worden wäre, daß ein Dampfer bei der Faktorei läge und zu löschen scheine. Denn mit einem scharfen Glase konnte man von der erhöhten Zitadelle der Stadt aus gut beobachten, was am Cap Nestinga vorging, und man hielt gute Ausschau, da das dortige Treiben die Spanier sehr interessierte. Sobald wir die Meldung erhalten hatten, machten wir die Maschine fertig und fuhren um zehn Uhr mit Volldampf und fünf Seemeilen stündlicher Fahrt nach dem Mar Chica ab. Schon von weitem sahen wir das Schiff liegen und erkannten beim Näherkommen den französischen Dampfer „Zenith", der eifrig mit Löschen beschäftigt war. Wir hielten gegen Mittag in einer Entfernung von fünftausend Metern und in südlicher Richtung von dem Lager am Vorgebirge, worauf Ben Taher Befehl gab, mit dem Bombardieren der Bauten zu beginnen. Der „Zenith" lag mehr östlich und weit außerhalb der Zonßlinie, so daß er nicht in Gefahr war, getroffen zu werden.

Der erste Schuß dröhnte hinüber, und das Geschoß explodierte am Lande genau in der Richtung des Lagers. Malim Mhamed hatte gut gezielt. Ein zweiter folgte ihm sofort mit dem gleichen Erfolge. Da blitzte es drüben auf, ein Knall folgte und dann sahen wir etwa tausend Meter vom Schiff das Wasser aufspritzen. Man hatte unser Feuer von Land aus beantwortet. Doch man konnte nicht zu uns herausreichen, denn das dortige Geschütz hatte

nicht Tragkraft genug. Das hinderte die drüben jedoch nicht, eine zweite Kugel herauszusenden, eine dritte und eine vierte, bis sie endlich das Vergebliche ihrer Mühe einsahen und das Feuer einstellten. Wir dagegen setzten das Schießen fort und schossen ihnen eine Granate nach der andern ins Lager, bis wir plötzlich merkten, daß der „Zenith", dessen Boote und Leichter sich gleich zu Anfang an Land geflüchtet und dort hinter Felsen in Sicherheit gebracht hatten, mächtig auffeuerte, seinen Anker hoch nahm und Miene machte, auszurücken.

Ben Taher, welcher der ganz richtigen Meinung war, daß der französische Dampfer Kontrebandist und daher unser Feind sei, befahl nun dem Artilleristen, jenes Schiff zu befeuern. Wären die Kanonen an Bord drehbar gewesen, so würde der Befehl wohl auch ausgeführt worden sein. Doch sie waren, wie schon gesagt, fest angebunden und daher nur durch Drehung des ganzen Schiffes zu richten. Der Artillerist gab mit der Hand dem Rudersmann das Zeichen zu der Wendung und daran merkte ich seine Absicht und ließ einstweilen anhalten, um Ben Taher einen Vortrag zu halten, daß es nicht gut möglich sei, ein fremdes Schiff einfach zusammenzuschießen. Das wollte ihm zwar nicht recht einleuchten, doch sah er schließlich von einem Bombardement des „Zenith" ab und trug mir auf, den Dampfer, der jetzt mit Volldampf nach Osten abging, wenn möglich, zum Stehen zu bringen.

Ich ließ das Signal setzen: „Stoppen Sie sofort." Doch der Zenith hielt nicht, sondern fuhr mit Volldampf weiter. Ich befahl nun, ihm einen scharfen Schuß hinüberzusenden, aber so, daß das Geschoß gut 300 Meter hinter ihm ins Wasser gehen mußte. Zum Überfluß zielte ich selber, um ganz sicher zu sein, daß kein Unglück geschähe. Aber alle Mühe war umsonst, er entfernte sich immer mehr von uns, da er mit 10 Seemeilen stündlicher Geschwindigkeit fuhr, während wir ihm nur mit kaum 5½ Seemeilen Fahrt folgen konnten.

Der französische Kreuzer Lalande, der bei unsrer Abfahrt noch vor Melilla gelegen hatte, war uns inzwischen gefolgt und hatte uns fast eingeholt. Ben Taher ließ mir sagen,

ich möchte doch dem Kreuzer durch Flaggensignal bitten, statt unser die Verfolgung des Zenith aufzunehmen. Doch war meine Mühe, die Aufmerksamkeit des Franzosen auf uns zu lenken, umsonst. Das Signal: „Französisches Kriegsschiff", welches ich ihm zeigte, da mir sein Unterscheidungssignal unbekannt war, wurde einfach ignoriert. Doch nahm der Kreuzer auch ohne unsre Aufforderung die Verfolgung des „Zenith" auf und brachte ihn bei den Chafarinas-Inseln zum Halten. Dort fanden wir beide Schiffe bei unsrer Ankunft 3 Uhr nachmittags verankert. Kaum waren auch wir zu Anker gegangen, als ein Boot von der Lalande längsseit kam und mir einen Brief des Kommandanten überbrachte, der die Bitte enthielt, dem „personnage Marocain, qui représente le Gouvernement Chérifien à bord du Vapeur Turki" zu sagen, er möge an Bord der Lalande kommen, da ihm der Kommandant wichtige Mitteilungen zu machen habe.

Ben Taher, der befürchtete, man möchte ihn gefangen nehmen, wenn er allein auf den Kreuzer ginge, auch wohl meinte, ich würde mit dem fremden Kommandanten besser verhandeln können, als er selber, bat mich, ihn zu begleiten. Dazu hatte ich nicht die geringste Lust, denn es war mir aufgefallen, daß der den Brief überbringende Offizier zwar sehr korrekt, aber von einer eisigen Kälte gewesen war. Doch der „Expeditionsgreis" bat so lange, bis ich endlich nachgab und mitfuhr. Er nahm sich außerdem noch seinen Chalifa und ich meinen Dolmetscher Bumgais mit.

An Bord der Lalande angekommen, wurden wir vier in die Kajüte geführt, an deren Eingang uns der Kommandant sehr förmlich begrüßte, sich uns vorstellen ließ und uns dann hineinnötigte. Ein schüchterner Versuch meinerseits, dem Herrn zum Gruß die Hand zu reichen, wurde ignoriert. Wir mußten auf vier einfachen Rohrstühlen Platz nehmen, obgleich schöne Polstersofas an den Wänden angebracht waren, nur der Kommandant selber nahm auf einem tiefen, sehr bequemen Lehnsessel Platz. Auch Ben Ghabrit, der als Dolmetscher für die Araber fungierte, erhielt einen Platz angewiesen. Und nun begann eine Unterhaltung, die mich lebhaft an die ehemalige spanische Inquisition erinnerte.

„Mein Herr, Sie haben heute auf die Faktorei am Mar Chica geschossen. Wußten Sie nicht, daß sich dort Franzosen aufhalten?"

„Nein, mein Herr, das wußte ich nicht. Ich wußte nur, daß Mr. Say und seine Leute kürzlich dort waren und früher oft dort gewesen sind, daß aber zur Zeit niemand von ihnen dort weilt."

Dieselbe Frage an alle übrigen. Ben Taher und sein Chalifa wußten überhaupt von nichts, Bungais war nur bekannt, daß Delbrell, der Generalstabschef des Prätendenten, auf der Faktorei sein müsse, bei dessen Erwähnung der Kommandant und Ben Ghabrit sich bedeutungsvoll ansahen.

„Mein Herr, warum haben Sie nicht nach dem Mar Chica Bescheid geschickt, daß Sie dort bombardieren würden, um die dortigen Franzosen zu warnen?"

„Mein Herr, man weiß seit vierzehn Tagen an der ganzen Küste, daß der Turki kommen wird, um die Faktorei zu bombardieren, daher war es wohl unnötig, den dortigen Leuten noch besonders Bescheid zu schicken, zumal wir nicht wußten, wie ich schon sagte, daß sich dort noch Franzosen aufhielten."

„Sie haben auf einen Dampfer geschossen, der unter französischer Flagge fuhr."

„Nein, mein Herr, das haben wir nicht getan."

„Haben Sie keinen Schuß auf ihn abgegeben?"

„Jawohl, mein Herr, aber nicht, um ihn zu treffen. Wir haben vielmehr zirka dreihundert Meter hinter ihn gezielt."

„Warum taten Sie das?"

„Um ihn zum Halten zu zwingen."

„Warum?"

„Weil er Kontrebande an Bord hatte."

„Wußten Sie das?"

„Jawohl, denn alles, was für den Prätendenten bestimmt ist, ist Kontrebande."

„So?" —

„Jawohl!"

Mit Ben Taher dasselbe Verhör. Immer wieder kam der Kommandant auf dieselben drei Punkte zurück, daß wir am Mar Chica auf Franzosen geschossen, daß wir diese nicht vorher avisiert und endlich, daß wir auf einen französischen Dampfer, der unter französischer Flagge fuhr, geschossen hätten. Es schien mir, als ob er die Absicht hatte, uns in Widersprüche zu verwickeln, doch gelang ihm das nicht. Anfangs war mir etwas bange gewesen, doch allmählich wurde ich sicherer und hatte dann große Mühe, um ernst zu bleiben: das Theatralische des Richter-Kommandanten reizte meine Lachmuskeln sehr. Zum Schluß gab er uns den strengen Befehl, nicht eher wieder am Mar Chica zu bombardieren, bis er uns die Erlaubnis dazu gegeben hätte; er werde morgen früh nach der Faktorei fahren, die dortigen Franzosen warnen oder aufnehmen und uns dann in Melilla weitere Weisungen zukommen lassen. Wir erhielten die „Erlaubnis", am nächsten Morgen nach Melilla abzufahren und wurden noch einmal verwarnt, einstweilen nichts gegen die Faktorei zu unternehmen. Die Warnung wurde durch die Drohung bekräftigt, daß der Turki von der Lalande zusammengeschossen werden würde!

Ich hatte das Gefühl, als ob ich im Gerichtssaal säße. Dabei machte der Richter Augen, wie wenn er uns alle mit Blicken umbringen wollte. Endlich wurden wir entlassen, was er durch Erheben von seinem Stuhle anzeigte. Wir verneigten uns steif und förmlich und stiegen dann in unser Boot.

Wir fuhren alle an Land, machten zuerst dem Kommandanten der Inseln einen Besuch, der uns sehr freundlich empfing, und dem wir dann unsere Tageserlebnisse mitteilten. Er schien sich sehr dafür zu interessieren und gleich uns das Verhalten des französischen Kommandanten, gelinde gesagt, eigenartig zu finden. Dann gingen wir zum Telegraphenamt, wo Ben Taher ausführlich an Torres telegraphierte. Ich konnte es nicht unterlassen, meinerseits dem Grafen Tattenbach ein kurzes Telegramm nach Algeciras zu senden, worin ich ihm kurz mitteilte, daß der französische Kreuzer Lalande uns Schwierigkeiten bei den Operationen gegen Bu Hamara zu machen suche. Dies Telegramm mag eine

politische Torheit gewesen sein, denn ich hätte mir sagen können, daß Tattenbach uns auch nicht helfen konnte. Doch gewährte es mir eine große Befriedigung, in meiner Machtlosigkeit gegen französische Übergriffe mich irgendwohin um Teilnahme gewandt zu haben.

Der „Greif" hatte keine große Lust, die Nacht bei den Chafarinas-Inseln liegen zu bleiben. Da ich nun Weisung von unserm Richter-Kommandanten hatte, nicht vor dem nächsten Morgen abzufahren, sandte ich Bumgais zu ihm an Bord, um ihn zu fragen, ob er etwas dagegen hätte, wenn wir schon am Abend nach Melilla aufbrächen. Es war vorauszusehen, daß man Bumgais darüber aushorchen werde, was wir an Land getan hätten. Ich schärfte ihm ein, mein Telegramm an Tattenbach zu erwähnen. Er führte diesen Auftrag gut aus und berichtete mir nachher, daß sich das finstere Kommandantengesicht bei der Mitteilung ganz bedeutend in die Länge gezogen habe. Man hatte daher nichts gegen unsre Abfahrt einzuwenden.

Den nächsten Morgen, es war der 16., traf ich in Melilla den schon oben erwähnten Artillerie-Major Huelin Arisu, dem ich eine ausführliche Schilderung unsrer letzten Erlebnisse gab. Ich bat ihn, dafür zu sorgen, daß der General alles erfahre. Mittags kam „Lalande" vor Melilla an, nachdem sie früh am Mar Chica gehalten und die dortigen Franzosen teilweise aufgenommen hatte. Gegen 5 Uhr nachmittags schickte mir dann der Kommandant ein Schreiben folgenden Wortlautes:

Commandant!

Je vous prie d'informer le représentant du Sultan, qui se trouve à votre bord, que ce matin j'ai pu communiquer avec Mare Chica et que je n'ai plus rien à y faire jusqu'à nouvel ordre.

Sentiments distingués Maudet.

Dieses Schreiben, das gewiß so vorsichtig wie möglich abgefaßt war, schien uns mitteilen zu sollen, daß uns einstweilen von der Lalande keine Schwierigkeiten mehr drohten, und um diesen Sinn zu bekräftigen, dampfte der Kreuzer noch am selben

Abend nach dem Osten ab. Ben Taher wollte aber erst eine Antwort von Torres abwarten, ehe er sich auf weitere Kriegsfahrten einließ. In Melilla wurde unser Renkontre mit der Lalande sehr eifrig besprochen. Ich merkte, daß die Spanier sehr entrüstet über das französische Vorgehen waren und ganz mit uns sympathisierten!

Am 17. mittags kam endlich das erwartete Telegramm von Torres, in dem er uns mitteilte, daß er unsern Bericht aus Chafarinas empfangen habe, und daß wir jetzt weiter bombardieren könnten.

Major Huelin hatte mich für den Nachmittag zu einer Spazierfahrt durch das spanische Gebiet eingeladen. Zuerst fuhren wir am Strande entlang bis zur Grenze, von wo aus wir in kaum zweihundert Meter Entfernung das Zollhaus des Prätendenten liegen sahen. Es war, soviel ich sehen konnte, ein in marokkanischem Baustil aufgeführter Häuserkomplex mit ummauertem Hof. Gerne wäre ich näher herangegangen, um die Anlage genauer zu besichtigen, doch meinte Huelin, die Araber könnten dann auf mich schießen, da sie mich alle kannten und zu dumm wären, um das neutrale Gebiet zu respektieren. Auf der Weiterfahrt kamen wir zu einem der auf Hügeln rings um die Stadt errichteten, befestigten Türme. Diese Türme sind rund, ungefähr sechs Meter hoch und haben zwanzig Meter Durchmesser. Die steinernen Außenmauern sind ungefähr drei Fuß dick. Rund herum läuft ein Graben von gut vier Meter Tiefe und Breite. Als Zugang dient eine Zugbrücke, die jeden Abend aufgezogen wird. Unter der Erde, also in gleicher Höhe mit der Sohle des Grabens, befinden sich die Küchen und die Munitionsräume. Darüber liegen die Unterkunftsräume für die Mannschaften. Auf dem Dache, hinter einer von Schießscharten durchbrochenen dicken Mauer, stehen die Geschütze, Kruppsche Kanonen von 7,5 Zentimeter Kaliber, zwar nicht ganz modern, aber gut in Stand gehalten, sowie einige Schnellladekanonen von 5 Zentimeter Kaliber. Jeder Turm ist mit einer Kompagnie bemannt, die allmonatlich abgelöst wird. Tadellose Sauberkeit herrscht überall. Vier derartige Türme bilden die

Außenbefestigungen von Melilla. Sie sind mit Scheinwerfern und Telephon ausgerüstet. Oben steht ständig ein Posten, der in das Land hinausschaut. Modernen Anforderungen sind diese Befestigungen nicht gewachsen, aber sie bilden doch einen wirksamen Schutz gegen etwaige Angriffe der Riff-Kabylen.

Hinter dieser äußersten Befestigungslinie liegt noch eine zweite, und beide genügen völlig, um die Stadt in jeder Weise zu sichern, so daß diese selber kaum noch besonders befestigt ist, wenn man von dem auf einem Felsenvorsprung gelegenen Kastell absieht.

Von unserm Turme aus konnten wir das ganze Mar Chica gut übersehen. Es erschien wie ein ungeheurer Binnensee, kaum vom Meere zugänglich. Nun begriff ich die Begeisterung Says für dieses Gelände! Eine Gegend, wie geschaffen, um mit wenig Mitteln einen ungeheuern, gut zugänglichen und völlig geschützten Hafen anzulegen.

Als wir heimfuhren, kamen wir bei dem Exerzierplatze vorbei, auf dem Rekruten gedrillt wurden. Der Major erzählte, daß Melilla jetzt der unruhigen Zeiten wegen eine Garnison von sechstausend Mann habe. Hiervon seien viertausend Mann Infanterie, während der Rest sich aus Artillerie, Pionieren, Kavallerie usw. zusammensetze.

Abends las ich an Bord das „Telegrama del Rif" und fand in diesem offiziellen Blatte manches zur Ergänzung unsrer Erlebnisse. Hier ein kurzer Auszug:

„Der Kommandant der Lalande ließ den Kapitän des Zenith rufen, eröffnete mit ihm ein Verhör und schickte ihn dann mit seinem Schiff nach Oran zur Disposition der dortigen maritimen Behörden. — Gestern Morgen ging die Lalande von den Chafarinas nach dem Mar Chica und ließ ein Boot zu Wasser, um Verbindung mit dem Lande herzustellen und die dortigen Franzosen aufzufordern, sich in Sicherheit zu bringen. — Die Einladung wurde von fünf der zehn sich dort aufhaltenden angenommen, unter ihnen zwei Zeitungsmänner, die vorgestern vom Zenith an Land gegangen waren, um sich Informationen zu holen, und dann gegen ihren Willen zurückgeblieben waren. — Bevor die Lalande ab-

ging, ließ der Kommandant die nicht an Bord gekommenen fünf Franzosen wissen, daß Frankreich sich nicht darum kümmern werde, wenn ihnen etwas passiere, und daß sie auf eigene Rechnung und Gefahr dort blieben, ohne ein Recht, sich auf ihre französische Nationalität zu berufen. — Die Offiziere des Kreuzers sagen, daß der Kanal, den die Leute auf der Faktorei zu bauen begannen, vorläufig nur ein kleiner Graben von sehr geringem Tiefgang und Breite sei, und daß sie ohne Zuhilfenahme von Maschinen ihre Pläne kaum würden verwirklichen können. — Die Nachricht von den Ereignissen am Mar Chica muß in Algeciras große Aufregung hervorgerufen haben, denn der Herzog von Almodovar beeilte sich, mit dem General Marina zu sprechen, indem er sich direkte Verbindung zwischen dem Hotel Reina Christina, wo er wohnte, und Melilla, herstellen ließ. — Von 1—½6 Uhr konferierte der Minister mit dem Gouverneur, und während dieser ganzen Zeit hatte das Publikum keinen Zutritt zum Telegraphenamt."

Im übrigen waren die Ereignisse genau so dargestellt, wie ich sie weiter oben geschildert habe.

Obgleich die Lalande schon in den allernächsten Tagen wieder nach Melilla zurückkam, haben wir weitere Eingriffe in unsre Bewegungsfreiheit nicht mehr erdulden müssen. Es scheint, als ob der Kommandant von seiner Regierung Befehl erhalten hatte, uns in Ruhe zu lassen.

Siebzehntes Kapitel.

Weitere Kriegsfahrten. – Das erste Boot gekapert. — Spanische Verstimmung. – Prügelstrafe. – Ben Tahers Anhang. — Krankheit an Bord. — Der wütende Greis. — Zurück nach Tanger.

Nun begann eine bewegte Zeit für uns. Wir waren eifrig bemüht, den Schmuggel am Mar Chica zu verhindern, die Boote der zum Prätendenten haltenden Eingeborenen zu kapern und die Leute auf der Faktorei durch gelegentliche Schießereien in beständiger Angst zu halten.

Das erste größere „Gefecht", wenn man so sagen darf, nach der Lalande Affäre lieferten wir am 18. Februar. Wir waren frühmorgens noch in der Dunkelheit von Melilla abgefahren und tauchten beim Hellwerden plötzlich vor der Faktorei auf. Ben Taher war schon auf und ließ daher sofort mit dem Feuer beginnen. Der Feind erwiderte es, doch stellte er das Schießen recht bald wieder ein, da er sich davon überzeugte, daß die Geschosse nicht zu uns herausreichten. Wir fuhren in einer Entfernung von etwa fünftausend Metern immer langsam auf und ab und benutzten bald das auf Steuerbord, bald das auf Backbord stehende Geschütz. Von den abgefeuerten fünfzig Schuß schlugen etwa zehn im Lager ein. Endlich, als der Alte seine Kampfeslust befriedigt hatte, ging es nach Melilla zurück, wo uns die Eingeborenen und Spanier mit Fragen nach unsern Erfolgen bestürmten.

Besonders die spanischen Artillerieoffiziere interessierten sich sehr für unsere Tätigkeit und ließen sich von uns erzählen. Viele von ihnen wären gern einmal mit uns gefahren, doch wollte der Gouverneur ihnen die Erlaubnis hierzu aus politischen Gründen nicht geben.

Ob unser Feuer sehr wirkungsvoll gewesen sei, konnten wir nicht erfahren, obgleich fast täglich Leute von der Faktorei nach Melilla kamen, denn der Prätendent hatte seinen Anhängern strengstens untersagt, darüber zu reden, und bedrohte jeden diesem Verbot Zuwiderhandelnden mit fünfzig Duros Geldstrafe.

Wir waren dadurch, daß man uns am 18. von Land aus nicht weiter beschoß, etwas sorglos geworden, und als wir am 20. von neuem den Kampf begannen und sich an Land wiederum nichts rührte, wurden wir so kühn, daß wir uns mehr und mehr näherten, um unser Feuer wirksamer zu machen. Doch kaum waren wir bis auf etwa dreitausend Meter herangegangen, als es plötzlich drüben aufblitzte und kurz darauf ein feindliches Geschoß in nicht allzugroßer Entfernung vom Schiff ins Wasser schlug. Also hatten unsre Gegner uns doch sehr scharf beobachtet. Aber sicherlich waren es keine Eingeborenen, denn die sind nicht intelligent genug, um bemerken zu können, daß das Schiff in Schußbereich gelangt war, sondern Europäer, und zwar Franzosen, die ziemlich richtig die genaue Distanz abgeschätzt hatten. Wir gingen sofort tausend Meter weiter hinaus. Als wir endlich den Rückweg nach Melilla antraten, ließ Ben Taher alle Gehöfte und einzelnen Häuser beschießen, die uns in Schußweite zu Gesicht kamen, wobei wir jedoch nicht viel Unheil anrichten konnten, denn die auf dem andern Ufer des Mar Chica liegenden Objekte waren zu weit entfernt, so daß an genaues Zielen nicht zu denken war. Doch hatte man uns gesagt, daß die Rebellen sehr große Angst vor uns hätten, und Ben Taher hoffte, daß sie doch endlich von Bu Hamara abfallen würden, wenn man ihnen auf diese Weise ewig Schrecken einjagte.

In diesen Tagen lagen in Melilla fünf Rebellenboote mit Ladung zum Auslaufen bereit, und zwar wollten sie die Dunkelheit benutzen, um sicher vor uns aus Sichtweite kommen zu können. Sie waren nach der Bucht von Alhucemas bestimmt und brauchten daher nur bis zum Kap Tres Forkas zu gelangen, um unsern Blicken entzogen zu sein. Wir beobachteten sie scharf bei Tag und Nacht. Am Nachmittag des 21. waren wir gerade auf der Rückfahrt nach unserm Ankerplatz, als wir unter der Küste am Kap

Tres Forkas etliche weiße Segel sahen, und in der Meinung, es seien die Rebellenboote, sofort Jagd auf sie machten. Doch sie entpuppten sich beim Näherkommen als friedliche spanische Fischer. Wir wollten schon unverrichteter Dinge nach Melilla zurückfahren, als wir plötzlich in einer kleinen Bucht der äußersten Nordostecke des Kaps ein Boot liegen sahen, das dicht unter Land verankert war. Ich erkannte sofort an der Bauart, daß es ein Riffboot sei, und Ben Taher beschloß, es zu kapern. Daher dampfte ich langsam und vorsichtig in die Bucht hinein, stoppte und ließ dann unser kleines Schiffsboot zu Wasser bringen. Die Schiffsleute hatten wieder einmal keine Lust, das Boot zu bedienen und ihre Haut zu Markte zu tragen, denn wenn am Lande auch weit und breit kein Mensch zu sehen war, konnten sich doch immerhin etliche Rebellen hinter den Steinen der felsigen Küste verborgen haben, um ihr Eigentum im Notfalle zu verteidigen. Schließlich fanden sich jedoch drei Freiwillige, die dann mit sieben Soldaten — die Soldaten waren merkwürdiger Weise weniger ängstlich als die Schiffsleute — nach dem Land fuhren. In der Annahme, sie möchten nicht allein fertig werden, schickte ich ihnen darauf noch das große Rettungsboot hinterher. Es wurde immer dunkler, und die Fahrzeuge entschwanden unsern Blicken. Plötzlich krachten verschiedene Schüsse durch die Nacht, und dann wurde es wieder ganz still. Ich starrte in aufgeregter Erwartung ins Dunkel hinaus, konnte aber nichts erkennen. Bange Minuten des Wartens vergingen, in denen wir ernstlich fürchteten, daß alle unsre Leute den Rebellen in die Hände gefallen seien. Endlich sah ich auf dem Wasser drei dunkle Gegenstände, die sich dem Schiff näherten. Wieder knallten Schüsse durch die Nacht und gleichzeitig tönte das marokkanische Kriegsgeheul zu uns herüber. Unsre Leute kündigten uns damit an, daß sie in Sicherheit wären und mit Beute heimkämen. Die Boote fuhren bald darauf mit dem gekaperten längsseit an, und die Insassen erzählten, daß nur einige Rifleute am Ufer gestanden hätten, die sie mit den ersten Schüssen verjagten. Schnell hatten wir unsre Boote wieder hoch und das gekaperte ins Schlepptau genommen und dampften dann nach Adschrut, wo wir unsern Raub

am folgenden Morgen abgaben. Inzwischen aber entwischten uns die, auf welche wir es ursprünglich abgesehen hatten.

Den Spaniern war es sehr unangenehm, daß wir jenes Boot gekapert hatten. Das „Telegrama del Rif" brachte einige recht unfreundliche Artikel über unsere Tätigkeit und meinte, wenn wir alles, was uns vor Augen käme, wegnehmen wollten, würden wir mit der Zeit den ganzen Handel Melillas unterbinden. Auch dem Gouverneur machte unsre Handlungsweise Sorge, denn er wünschte, mit den Umwohnern des spanischen Gebietes in gutem Einvernehmen zu bleiben. Er bat Ben Taher, den ehemaligen Besitzern das geraubte Boot wiederzugeben, doch ließ sich der Expeditionsgreis nicht darauf ein, und ich konnte ihm nur Recht geben. Ferner war man in Melilla darüber aufgebracht, daß wir die Gehöfte bis dicht an das spanische Gebiet heran bombardiert hatten, und jedenfalls, um die Gemüter zu beruhigen, befahl uns jetzt der General, in einem Abstande von sechs Seemeilen vom spanischen Gebiet jede Feindseligkeit zu vermeiden. Ben Taher war zwar wütend über diesen Befehl, doch beruhigte er sich, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß wir in Melilla nur Gastfreundschaft genießen und leicht ausgewiesen werden könnten, wenn wir berechtigten Wünschen der spanischen Behörden nicht nachkämen.

Ben Taher schien allmählich immer wärmer an Bord zu werden und sich immer mehr als Herr des Schiffes und besonders der Soldaten zu fühlen. Bald ließ er zum ersten Male die in Marokko noch sehr übliche Prügelstrafe vollziehen. Wegen eines nur geringfügigen Vergehens wurde einer der Soldaten gezüchtigt. Doch war die Sache mehr komisch als tragisch, denn während je ein Mann den auf dem Bauche liegenden Delinquenten am Kopf und an den Füßen festhielt, ließ der Strafvollstrecker, einer der beiden Unteroffiziere der kleinen Truppe, ein kurzes Tauende sehr sanft auf den faltigen Hosenboden des Inkulpaten niederfallen. Es klatschte zwar sehr, kann aber kaum weh getan haben, obgleich der Gezüchtigte furchtbar schrie. Dies Gebrüll veranlaßte den hohen Herrn, der sich die auf dem Verdeck statt-

findende Strafvollstreckung von der Brücke aus angesehen hatte, schon nach sehr wenigen Schlägen den Befehl zum Einhalten zu geben.

Am nämlichen Tage wurde auch einer der schwarzen Sklaven mit einer körperlichen Züchtigung bedacht. In diesem Falle saß der Alte in seinem Zelte, und die Strafe wurde, ihm unsichtbar, draußen vollstreckt. Bei dem Soldaten waren die Schläge wenigstens direkt auf den, wenn auch faltigen, Hosenboden niedergegangen, bei dem Schwarzen aber hielten zwei Mann die Hose in die Höhe, und die Hiebe klatschten auf das freihängende Tuch. Dennoch brüllte er, wie wenn er am Spieße steckte. Als ich außerdem noch in das Zelt trat, den Alten vorwurfsvoll ansah und einige deutsche Worte dazu murmelte, ließ er noch schneller als bei dem Soldaten mit der Prügelei einhalten.

Unser Schiff war durch Ben Taher und seinen ganzen Anhang reichlich bemannt, so daß jetzt etwa neunzig Menschen an Bord hausten. Seine Soldaten setzten sich aus fünfzig Infanteristen und zwanzig Artilleristen zusammen. Erstere zerfielen wieder in Abteilungen, von denen jede einem besonderen Kaid (besser würde man wohl Unteroffizier sagen) unterstellt war. Die Artilleristen unterstanden dem Malim Mhamed. Alle diese Leute taten herzlich wenig. Von einem regelmäßigen Dienst war keine Rede, höchstens, daß die Infanteristen alle Woche einmal ihre Flinten reinigten, — wenn sie gerade dazu aufgelegt waren, während die Artilleristen allerdings nach jedesmaligem Gebrauch und auch sonst täglich einmal die Kanonen auswischen und putzen und während der „Gefechte" die Munition herbeischaffen und die Geschütze laden mußten. Doch hierzu hätten zehn Mann reichlich genügt, während die Infanterie für unsre Zwecke gänzlich überflüssig war. Aber Ben Taher war unsere Bemannung noch nicht stark genug, und wenn ich ihn zuweilen bat, doch wenigstens die Hälfte der Leute an Land schicken zu wollen, redete er sofort davon, daß er demnächst Landungsmanöver machen wolle und dazu unbedingt alle nötig habe. Er wollte sich nicht belehren lassen, daß man mit siebzig Mann kein Land erobern könne; daher fand ich mich endlich mit all den Men-

schen, die uns nur im Wege standen, wie mit einem notwendigen Übel ab.

Es waren im Grunde lauter harmlose Leute, von deren Anwesenheit an Bord wir nicht mehr so viel belästigt wurden, seitdem sie sich nicht mehr bei jeder Gelegenheit an Deck in Parade aufstellten. Von militärischer Ausbildung war natürlich keine Rede, und nur an ihren Uniformen konnte man sie als Soldaten erkennen. Denn sie waren uniformiert und hatten dreierlei Monturen von verschiedenen Farben. Da sie sich aber immer das anzogen, was ihnen gerade in die Hand fiel, sahen sie nie gleichmäßig aus. Das Zeug schlotterte ihnen am Leibe, da es für viel dickere und stärkere Menschen gemacht zu sein schien. Nur der Umstand, daß es meist junge, ganz gut gebaute Leute waren, wirkte etwas erfrischend.

Die Mannschaften hausten im Vorraum, wo sie sich mit Hilfe des bei uns wie auf allen Schiffen herumliegenden Stauholzes, alter Rundhölzer und ihrer eigenen Decken und Matten Verschläge abgeteilt hatten, in denen sie in Gruppen wohnten. Sie hielten wenig auf Reinlichkeit, ließen allen Unrat liegen, solange er sie nicht an der freien Bewegung hinderte, und verbrachten im übrigen den Tag mit Essen, Trinken, Rauchen, Schwätzen und Schlafen. Wenn es nicht durchaus nötig war, bewegten sie sich nur ungern vom Fleck.

Zu Reibereien untereinander oder mit dem Schiffsvolk kam es höchstens des Kochens wegen. Denn nur die eine kleine Mannschaftsküche stand zur Verfügung, in der für die Matrosen, Heizer, Artilleristen, Infanteristen, Unteroffiziere, Artilleriechefs und für Ben Taher gekocht werden sollte. Da alle diese Menschen sich selber beköstigten, war das recht schwierig. Es gab manchen Kampf, bis wir in dieses Chaos endlich einigermaßen Ordnung gebracht hatten.

Der Alte, die Artilleriechefs und die beiden Unteroffiziere hatten, ganz wie bei uns, ihre Burschen, die für das leibliche Wohl ihrer Herren zu sorgen hatten; dafür durften sie essen, was von ihrer Herren Tische fiel, und das war bei Ben Taher recht wenig,

denn er war sehr geizig. Sein Kochbursche war überdies sehr schmierig, so daß ich nur ungern seinen gelegentlichen Aufforderungen zum Mitessen nachkam, zumal es auch sonst nicht gerade sehr sauber um ihn aussah, denn seine zwei schwarzen Sklaven waren unglaublich faule und schmierige Gesellen.

Die Soldaten dachten natürlich nicht daran, ihre Wohnräume jemals zu lüften, denn es war auch noch winterlich kalt, und, trotz aller meiner Vorstellungen, lebten sie weiter in ihrem Schmutz. Daher war es nicht zu verwundern, daß schließlich einige krank wurden. Ich bat in Melilla, diese Kranken ins Hospital bringen zu dürfen, doch weigerte sich der Quarantänebeamte, sie an Land zu lassen, da er meinte, sie könnten mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sein. Er drohte uns außerdem, das Schiff in Quarantäne zu legen und uns den Verkehr mit dem Lande ganz zu verbieten, wenn noch weitere Krankheitsfälle an Bord vorkämen. Das machte endlich Eindruck auf Ben Taher, und er entschloß sich, wenn auch schweren Herzens, die ganze Infanterie in Adschrut an Land zu setzen.

Bevor wir dorthin abfuhren, mußten in Melilla noch Lebensmittel gekauft werden. Doch war den Soldaten, der Krankheiten wegen, das Betreten des Landes untersagt worden, und nur wir Europäer und die Schiffsleute durften hinüberfahren. Dennoch wollte der Alte durchaus einen seiner Diener mitschicken, um für ihn Einkäufe zu besorgen, stieß aber bei den Matrosen, denen ich strengen Auftrag gegeben hatte, keinen Soldaten fortzulassen, auf heftigen Widerstand. Wutschnaubend gab er darauf Befehl, die Schiffsleute züchtigen zu lassen, wogegen sie alle wie ein Mann protestierten. Ich hörte den Lärm und ging schnell an Deck, wo Ben Taher aufgeregt schrie und mit den Händen in der Luft herumfuchtelte, während mir die Leute entrüstet den Sachverhalt mitteilten. Natürlich stellte ich mich sofort auf die Seite meiner Mannschaft und verbot Ben Taher ein für alle Mal, ihnen Befehle zu erteilen, oder sie gar zu züchtigen, da sie nur mir, dem verantwortlichen Schiffsführer, unterständen und ich nicht dulden könne, daß mir ein Dritter ins Handwerk pfusche.

Als wir die Soldaten endlich in Adschrut landeten, gab es wieder ein kleines Intermezzo mit Ben Taher. Der Tangerer Unteroffizier schien es nicht für nötig erachtet zu haben, seinen Leuten den Sold auszuzahlen, möglich auch, daß er den Sold der nächsten Tage mit an Land nehmen und dann für sich behalten wollte. Genug, es gab einen großen Lärm. Schließlich brachte der Unteroffizier einen kleinen Beutel Silbergeld zum Vorschein, den der Greis kaltlächelnd an sich nahm, — um ihn in seine eigene Tasche gleiten zu lassen!

Dann ging die Gesellschaft an Land, und nur zwanzig Artilleristen blieben an Bord. Darauf wurde der Raum gründlich gereinigt und desinfiziert, und jetzt hatte man in Melilla nichts mehr dagegen, daß wir den Verkehr mit der Stadt wieder in der alten Weise aufnahmen.

Es war nicht zu verkennen, daß unsere kurze Tätigkeit in mancher Beziehung gute Erfolge gezeitigt hatte; besonders war den französischen Kontrebandisten der Schmuggel am Mar Chica fast ganz unterbunden und auch den Rebellen ein heilsamer Schrecken eingejagt worden. Ein plötzliches Abbrechen unserer Fahrten konnte den vorübergehenden Erfolg aber schnell zu nichte machen. Doch ging unser Kohlenvorrat auf die Neige, und dieser Umstand zwang uns, da alle brieflichen Bitten um Zusendung von Kohlen in Tanger unberücksichtigt blieben, dorthin abzufahren, um frische Vorräte einzunehmen. Ben Taher sträubte sich zwar anfänglich schwach gegen meinen Entschluß, gab sich aber zufrieden, als ich ihm schriftlich bescheinigte, daß er unschuldig daran sei.

Der Vertreter des in Algeciras abwesenden alten Torres, Benir, las uns beim Abschied einen Brief des Sultans vor, in dem uns die allerhöchste Anerkennung für unsre bisherige Tätigkeit ausgesprochen wurde.

Achtzehntes Kapitel.

Wieder nach dem Kriegsschauplatz. — Herr und Frau Mannesmann. — Weitere interessante Bekanntschaften. — Gäste an Bord. — Spanische Wünsche. — Bei Sid Abdrachman in Adschrut. — Stürmische Bootfahrt. — Die französischen Zeitungen. — Nach Port Say. — Eine Nacht im Zelt. — Ende der Algeciras-Konferenz.

Vierzehn Tage dauerte unser Aufenthalt in Tanger. Wir nahmen Kohlen über und dampften am 20. März wieder nach Melilla.

Ben Taher hatte jetzt dreißig Mann unter seinem Kommando, zwanzig Infanteristen unter zwei Unteroffizieren, und zehn Artilleristen. Die auf die Hälfte verringerten Artilleristen hatten außer Malim Mhamed noch einen Unterchef, namens Malim Alkassaba, bekommen.

Die Kanonen standen jetzt auf sehr festen Gestellen, die in Tanger gebaut worden waren.

In Melilla waren wir einstweilen zur Untätigkeit gezwungen, da ein steifer Westwind einsetzte. Als ich an Land kam, erzählte mir der Dolmetscher Bumgais, er habe gerade eben ein Paar Deutsche gesprochen, die den lebhaften Wunsch hätten, mich kennen zu lernen. Ich trat mit ihm in ein Café am Hafen, wo die Herrschaften saßen. Es war Herr Reinhard Mannesmann aus Remscheid mit seiner jungen Frau; sie befanden sich auf der Hochzeitsreise und waren, da sie in Algier sehr schlechtes und kaltes Wetter angetroffen, über Melilla auf dem Wege nach Marokko. In Melilla gibt es keine Deutschen, weshalb es sehr natürlich war, daß wir uns freuten, Landsleute hier zu treffen.

Am nächsten Mittag frühstückte ich mit Mannesmanns im Hotel Colon und machte dort recht interessante Bekanntschaften.

Wir saßen mit vier Franzosen zusammen an einem Tisch, mit denen Herr und Frau M. sich französisch unterhielten, während ich nur deutsch mit letzteren sprach. Plötzlich fühlte sich Herr M. veranlaßt, den Franzosen zu sagen, daß ich zwar französisch sprechen könne, es aber nur sehr ungern und schlecht spräche. Da sagte mein Nachbar zu mir auf spanisch: „Sprechen wir also spanisch zusammen, da Sie diese Sprache gut beherrschen."

„Woher wissen Sie denn das."

„O, ich kenne Sie ja seit fast sechs Jahren, da muß ich es wohl wissen."

„Sind Sie vielleicht Herr N.?"

„Allerdings."

Ich hatte viel von diesem N. gehört, erinnerte mich seiner aber kaum. Er besaß ein kleines Anwesen bei Port Say, unweit der marokkanischen Grenze am Strande, aus dem ihn Mr. Say vertrieben hatte, und war seitdem der eifrigste Waffenlieferant des Prätendenten gewesen. Ich benutzte die gute Gelegenheit, ihn über den Prätendenten und die Verhältnisse am Mar Chica auszufragen und er antwortete in der freimütigsten Weise. Während aller unsrer Schießereien war er auf der Faktorei gewesen, hatte sich aber nicht persönlich an der Bedienung der dortigen Kanonen beteiligt, obgleich er Artillerie-Offizier der Reserve war. Daß er dem Prätendenten Waffen lieferte, schien er für etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches zu halten, wozu er als friedlicher Kaufmann berechtigt sei. Er nannte Bu Hamara übrigens immer „Mulai Mohammed". Ich bat N. um einige Angaben darüber, wer und was Delbrell sei und erfuhr nun folgendes:

Delbrell war früher einmal Kopist bei einer französischen Vermessungsmission gewesen und hatte mit dieser einen großen Teil Marokkos bereist. Als dann Bu Hamara (wieder Mulai Mohammed) gegen den Sultan auftrat, trat Delbrell in die Dienste des Prätendenten und wußte sich das Vertrauen seines Herrn in hohem Maße zu gewinnen, so daß er bald zu hohen Ehren kam. Im Anfang seiner Tätigkeit für Bu Hamara hatte er der französischen Regierung angeboten, über alle Vorgänge Bericht zu erstatten, und

tat dies auch drei Monate lang. Er konnte es jedoch nicht unterlassen, öffentlich mit dieser Berichterstattung zu protzen, so daß die Regierung ihm fallen ließ. Obgleich N. fest behauptete, daß alle Beziehungen zwischen Delbrell und dem offiziellen Frankreich abgebrochen seien, konnte ich ihm dies doch nicht recht glauben.

Von den andern Tischnachbarn war der eine ein Freund und Helfershelfer N.s, der zweite ein französischer Rechtsanwalt, und der dritte endlich ein Belgier. Letzterer war sehr stark an der Mar Chica interessiert, und seine Angst, er könne alles verlieren war groß. Er fragte Frau Mannesmann ganz ängstlich nach unsern Intentionen und nach dem Kaliber unsrer Geschütze, weswegen ich meine letzten Photographien von der Schießerei herausholte und sie herumzeigte. Alle besahen sie mit großem Interesse, und als der Belgier sie in die Hand bekam, flüsterte er Frau Mannesmann entsetzt über den Tisch zu: „75 Millimeter!" Nach dem Essen unterließen die fremden Herren es nicht, uns ihrer Sympathie zu versichern. Ob die Versicherung von Herzen kam, weiß ich nicht. Sie verabschiedeten sich bald.

Als ich Herrn Mannesmann scherzweise bat, er möge doch mit seiner Frau einmal mit mir fahren, nahm er die Sache sehr ernst, und beide hatten eine derartige Lust zu solcher Reise, daß ich sie mitnahm, obgleich ich wußte, daß sie bei mir an Bord nicht viel Bequemlichkeit vorfinden würden. Alle meine diesbezüglichen Vorstellungen waren nutzlos; sie hätten mit noch ungemütlicheren Verhältnissen vorlieb genommen, um eine so interessante Reise mitmachen zu können. Am 24. März abends schifften sie sich ein. Ben Taher, der an der schönen, liebenswürdigen jungen Frau sofort ganz besonderen Gefallen fand und sie mit seinen Blicken fast verschlang, war gegen meine Gäste die Liebenswürdigkeit selber und lud uns alle sofort zu sich ins Zelt, wo er sein etwas kärgliches Mal mit uns teilte. Ich war erstaunt, mit welcher Leichtigkeit sich die Herrschaften in die Situation fanden und tapfer, nach dem Vorbilde des Gastgebers, mit den Händen zulangten. Im Hintergrunde des Zeltes thronte der Greis mit untergeschlagenen Beinen in behäbiger Ruhe, schmunzelte zufrieden und betrachtete

die schöne Dame. Wir andern lagen malerisch um ihn gruppiert. Bumgais dolmetschte.

Erst spät gingen wir zur Ruhe und schon früh am nächsten Morgen beglückten wir die Faktorei mit einigen Granaten. Doch wir wollten noch am selben Tage nach Adschrut und hielten uns daher nicht lange auf. Im Vorbeifahren ließ Taher wieder einmal die Dörfer an der Kebdanaküste beschießen, bis wir in befreundete Gegenden kamen.

Am 28. fuhren wir nach Melilla zurück, warfen schnell einige Geschosse in die Faktorei und bombardierten alle uns zu Gesicht kommenden Dörfer!

In Melilla gab es eine bewegte Szene zwischen dem Alten und Bumgais, dadurch verursacht, daß Ben Taher plötzlich verlangte, die Schiffsleute sollten zu Landungsmanövern benutzt werden. Bumgais setzte ihm auseinander, daß unsre Schiffsbesatzung zu schwach sei, um ihre Kräfte damit zersplittern zu können, was dem Greis nicht einleuchten wollte. In der Meinung, man wolle ihn nur schikanieren, begann er furchtbar zu schimpfen und gestikulierte dabei mit den Händen wild herum, wie das in solchen Fällen seine Gewohnheit war. Doch Bumgais ließ sich nicht einschüchtern. Er schrie gleich laut und fuchtelte gleich wild mit den Händen, bis die Stimme des Alten erlahmte, und er sich in sein Schicksal zu fügen begann. Wir rieten ihm, sich aus Tanger einige Leute zum Bedienen der Boote bei seinen geplanten Landungsmanövern schicken zu lassen. Er beeilte sich, diesen Rat zu befolgen, indem er umgehend ein Telegramm an den alten Torres losließ. Er hat nie eine Antwort darauf bekommen.

Abends saßen wir wieder friedlich beim Alten im Zelt. Er erzählte uns, daß der Prätendent aus jedem Dorfe am Kap Tres Forkas fünf waffenfähige Leute habe ausheben lassen.

Um diese Leute zur Rückkehr in die Heimat zu bewegen, fuhren wir am 29. zum Kap hinauf und beschossen die uns sichtbaren Dörfer. Diese Maßregel hatte vollen Erfolg, denn alle Dorfbewohner aus dieser Gegend verließen den Prätendenten und kehrten in ihre gefährdete Heimat zurück. Leider mußten wir in Zu-

kann auf jede kriegerische Aktion am Kap verzichten, da uns der Gouverneur darum bitten ließ. Sein Dolmetscher hatte uns diesen seinen Wunsch übermittelt, ein Herr, von dem ich wußte, daß er zum Prätendenten die besten Beziehungen unterhielt. Ich argwöhnte, daß er aus eigener Initiative gehandelt habe, und ging daher persönlich zum General, um ihn über seine Meinung und Wünsche zu befragen. Er setzte mir auseinander, daß die Stämme um Melilla Freunde Spaniens seien und ihm vertrauten. Wenn wir sie nun beschössen und dann immer wieder nach Melilla kämen, so reize sie das auf und könne leicht zu Schwierigkeiten führen, die jetzt, wo in Algeciras an der Herstellung friedlicher Zustände gearbeitet würde, nur einen schlechten Eindruck machen würden. Daher müsse er uns bitten, nicht nur die Leute am Cap, sondern auch die südlich von Melilla gelegenen Dörfer bis zum Atalayon-Hügel zu schonen. Im übrigen versicherte er, daß wir stets in Melilla willkommen sein würden. Wenn ich seine Argumente auch nicht ganz verstehen konnte, so versprach ich doch, mich nach seinen Wünschen richten zu wollen.

Herr und Frau Mannesmann hatten solches Vergnügen an der Reise mit dem Turki gefunden, daß sie noch einmal wieder an Bord kamen, um mit uns nach Adschrut zu fahren. Am 30. März früh brachen wir auf und bedachten bei Tagesanbruch die Faktorei wieder mit einigen Granaten.

In Kasba Saida wurden wir alle von Sid Abdrachman Abdel Sadok, der jetzt dort sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, aufs herzlichste begrüßt und zu einem recht üppigen Frühstück eingeladen. Der hohe Herr wohnte im Hause des Kaid, hielt sich aber am Tage meistens in seinem Zelte auf. Dieses Zelt war sehr schön geräumig und im Innern mit Polstern und Teppichen belegt, so daß man sich sehr behaglich darin fühlte. Es wurden zwei niedrige Tischchen hereingebracht, um die wir uns auf den Boden setzten. Es gab ein erlesenes Diner. Alles schmeckte vorzüglich, und wir langten gut zu. Wenn der Oberkommandierende einen ganz besonders guten Bissen erwischt hatte, schob er ihn der Frau Mannesmann höchst eigenhändig in den Mund, worüber wir uns

köstlich amüsierten. Dies hatte nichts Unappetitliches an sich, denn die Finger waren vorher gründlich geseift worden. Mir fiel bei dieser Gelegenheit der Kontrast zwischen den übrigen Sultans-

Sid Abdrachman Abdel Sadok.

leuten und Ben Taher ganz besonders auf. Jene waren große, stattliche Männer und trotz ihrer Würde lebhaft, gesprächig und von Interesse an der Unterhaltung erfüllt, dieser ein träger, alter Jubelgreis, der nur Interesse an dem schönen Essen zu finden schien. Er fraß mit großer Gier, wie wenn er sich an dem üppigen

Kaid Mohamedi (El Fraile).

Mahl gleich für Tage hinaus sättigen wollte, da es ihm nichts kostete.

Herr Mannesmann trat mit Vorschlägen an Sid Abdrachman heran, wie man dem Prätendenten besser zu Leibe gehen könne. Er riet, den Turki mit einem fünfzehn Kilometer weit tragenden Geschütz zu armieren, um Kasba Seluan von See aus beschießen zu können und Bu Hamara auf diese Weise aus seinem letzten festen Wohnsitz zu vertreiben. Ferner schlug er vor, es möchte ein einfaches Signalsystem ausgearbeitet werden, damit der Turki sich jederzeit mit der Truppe am Muluya verständigen könne und ein gutes Zusammenarbeiten erzielt werde. Der Oberkommandierende hörte interessiert zu und schien die Ratschläge für sehr gut und brauchbar zu halten. Doch sind sie leider nie befolgt worden.

Nachmittags besichtigten wir mit Salewsky dessen Grundbesitz, wo das Korn auf einem bereits gerodeten Teil sehr gut stand und reiche Ernte versprach. Salewsky erzählte uns, daß er es selber übernommen habe, sein Land urbar zu machen, und drei eingeborene Arbeiter geworben habe, von denen jeder wöchentlich fünfundsiebzig Pfund Gerste und zehn Kilogramm Mehl als Zahlung erhalte, und die außerdem nach der Ernte zusammen ein Fünfzehntel des ausgedroschenen Kornes bekämen; das Stroh und das übrige Korn behalte er selber. Die Leute seien für diese Zahlung in Naturalien verpflichtet, das ganze Jahr hindurch zu arbeiten und, wenn sie allein die Arbeiten in der Erntezeit nicht bewältigen könnten, aus ihren Mitteln Hilfskräfte zu werben. Dies sei ein uralter Brauch unter den Eingeborenen, und man habe stets gute Erfahrungen damit gemacht, da die Leute durch die Aussicht auf einen Anteil an der Ernte zu fleißigerem Arbeiten angespornt würden.

Am nächsten Morgen waren wir wieder die Gäste Sid Abdrachmans. Spät in der Nacht fuhren wir wieder an Bord.

Diese Bootfahrt werde ich nie vergessen. Schon während wir das Boot zur Abfahrt fertig machten, merkten wir, daß Wind und See allmählich zunahmen. Ich bat Herrn und Frau Mannesmann, für die Nacht in der Kasba zu bleiben und mich allein fahren zu lassen. Doch wollten sie dies nicht, und ich mußte sie schweren Herzens mitnehmen. Hoch rollte die Brandung uns entgegen, und immer wieder wurden wir zurückgeworfen. Erst nach einer guten Stunde waren wir glücklich durch die äußersten Breschen und nun auf freiem Wasser. Wind und See nahmen noch mehr zu, und es wurde finstere Nacht. Das Ankerlicht des Schiffes draußen leitete uns und war oft hinter den Wogen versteckt. Nur ganz langsam kamen wir vorwärts, Zoll für Zoll mußten wir vorwärts kämpfen. Und nur vier Mann zum Rudern, die zu erlahmen drohten! Ein Zurück gab es nicht, denn die Brandung hätte uns sicher allen ein Ende gemacht. Also vorwärts, bald oben auf dem sich überstürzenden Kamm, bald tief unten im Tal der Wogen. Frau Mannesmann zeigte heroischen Mut und feuerte die erlahmenden Leute durch muntere, scherzhafte Reden

immer zu neuer Anstrengung an. Allmählich kamen wir dem Schiff näher, von dem aus man Öl in die Wellen goß, um das Wasser um das Boot etwas zu beruhigen. Nach vierstündiger Fahrt hatten wir die kleine Entfernung von kaum zwei Kilometern endlich zurückgelegt, und nun begann das Ausbooten, das auch Schwierigkeiten genug machte, denn in einem Augenblick saß das Boot hoch oben an der Reeling, während es im nächsten in gähnender Tiefe verschwand. Doch wir alle kamen ohne Unfall, wenn auch völlig durchnäßt, an Bord, indem unsere erhobenen Hände

Ein Ausflug mit Herrn und Frau Mannesmann.

im günstigen Moment von zwei Männern ergriffen wurden, die uns mit einem kräftigen Ruck an Deck zogen. Herr Mannesmann fühlte sich veranlaßt, den Mut und die Ausdauer der Leute sofort mit einem stattlichen Geldgeschenk zu belohnen.

Salewsky hatte mir einige französische Zeitungen aus Oran übergeben. Wir benutzten die nächsten Tage, während deren wir des Wetters wegen am Bord sitzen mußten, zu ihrem Studium. In langen Spalten waren die Ereignisse am Mar Chica geschildert, natürlich ganz in französischer Beleuchtung. Der Kapitän des Zenith war ungefähr als Märtyrer hingestellt, auf dessen Leben ich es abgesehen hätte, und ich selber als blutdürstiger Barbar. Wir amüsierten uns weidlich über diese Lügen und Jeremiaden.

Mr. Say, den ich in letzter Zeit gemieden hatte, hatte mich durch Salewsky fragen lassen, warum ich ihn nie mehr besuche. Ich möchte mich doch durch die Mar Chica-Affäre nicht abhalten lassen; dort seien wir zwar Feinde, doch könnten wir trotzdem in Port Say, auf neutralem Gebiete, gerne zusammen Sekt kneipen. Da Herr Mannesmann außerdem Lust hatte, sich die dortigen Hafenarbeiten anzusehen, so beschlossen wir, Says Aufforderung nachzukommen und ihn zu besuchen. Wir ritten am Strande entlang bis nach Port Say.

Herr Say selber lag zu Bett, da er sich den Fuß verstaucht hatte. Er ließ uns von zweien seiner Herren bewillkommnen und in den Speisesaal führen. Die Begrüßung war förmlich und kalt. Man reichte uns Tee, den ich nicht annahm. Statt dessen bat ich um einen Kognak. Wir unterhielten uns eine kurze Zeit über die Mar Chica-Affäre und verabschiedeten uns dann. Später erfuhr ich, daß man sich sehr über mich, den frechen Prussien, geärgert habe, da ich die Franzosen am Mar Chica erst rücksichtslos bekriegte, und dann ganz harmlos in ihr Gebiet einritt. Merkwürdigerweise bekamen alle die, welche Tee genommen hatten, eine Magenverstimmung, während ich, der ich einen Kognak getrunken hatte, gesund blieb (!).

Die Nacht verbrachten wir auf Matratzen im Zelt des Oberstkommandierenden, in dem es von Ungeziefer wimmelte. Es regnete in Strömen, und das Innere der Kasba wurde allmählich in einen tiefen Sumpf verwandelt. Erst am nächsten Mittag kam die Sonne wieder durch, doch konnte sie uns nach solcher Nacht nicht mehr zu weiteren Entdeckungsreisen begeistern. Wir fuhren an Bord zurück, nur Ben Taher blieb an Land, da ihm das Wetter zu schlecht schien.

Anhaltend schlechte Witterung machte in den nächsten Tagen einen Verkehr mit dem Lande unmöglich, so daß wir unsern Expeditionsgreis nicht an Bord nehmen konnten. Da uns allmählich der Proviant auszugehen drohte, fuhr ich endlich am 7. April ohne ihn nach Melilla ab. Hier erhielten wir die Nachricht, daß die Algeciras-Konferenz zu Ende sei, daß die Vertreter der Mächte

zu einer Einigung gekommen wären und die Protokolle nur noch von den Marokkanern gutgeheißen und unterschrieben werden müßten. Herr Mannesmann und seine Frau verließen uns jetzt und fuhren weiter nach Tanger und Fes, sehr zur Freude der französischen Kontrebandisten, denen es doch etwas unangenehm war, daß wir genauen Einblick in ihre Machenschaften genommen hatten. Uns dagegen wurde es schwer, uns von unsern Gästen zu trennen, wir hatten sie in der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit an Bord kennen und schätzen gelernt, und sie hatten viel dazu beigetragen, etwas Abwechslung in unser einförmiges Leben zu bringen.

Neunzehntes Kapitel.

Jagd auf Segelboote. — Fatalismus. — Der Harem Ben Tahers. — Das beabsichtigte Bombenattentat. — Spanische Ostersitte. — Kontrebandisten. — Der Schuß.

Als wir am 10. April nach Adschrut dampften, um endlich den alten Ben Taher wieder an Bord zu nehmen, sichteten wir plötzlich zwei kleine Segelboote, die um das Cabo del Agua bogen und uns, dicht an der Kobdunaküste fahrend, entgegenkamen. Ich hielt sie für Rebellenfahrzeuge und versuchte daher, ihnen den Weg abzuschneiden, um sie zu kapern. Doch sie merkten meine Absicht, fuhren ganz an die steile Küste heran und legten sich dort fest; dann stiegen die Insassen ans Land und verbargen sich hinter Steinen und Gestrüpp. Der Chalifa, der Ben Taher vertrat, schien etwas ängstlich und wußte nicht recht, was zu tun sei. Ich sprach ihm Mut zu und bewirkte endlich, daß er halten ließ. Auf eine Entfernung von fünfzehnhundert Metern begannen wir ein heftiges Feuer auf die Boote zu eröffnen, und beschossen sie sowohl mit Granaten als auch mit Maximgeschossen. Doch, wenn die Artilleristen auch sehr gut zielten, war es uns doch nicht möglich, die Fahrzeuge zu vernichten. Die Granaten gingen entweder darüber hinweg in die Felsen oder sie prallten zu kurz ab, wobei sie auf das Wasser aufschlugen und über das Ziel hinwegflogen. Die Entfernung war eben zu groß, und die aufs Korn genommenen Gegenstände waren zu klein. Die Maximkugeln hatten bessere Wirkung, sie durchbohrten die Bootwände, brachten jedoch das Fahrzeug nicht zum Sinken. Gerne hätten wir die beiden Fahrzeuge mit unsern Schiffsbooten geholt, doch das ging nicht, denn die Insassen waren wohl bewaffnet und schossen hinter ihren Verstecken eifrig auf uns. Sie hätten sich ihr Eigentum nicht friedlich abnehmen lassen und

unsre ungedeckten Boote leicht versenken können. Ihre Kugeln pfiffen uns zuweilen um die Köpfe, wobei ich wieder beobachtete, daß sich die Araber am Bord feige verkrochen. Nur wenn wir in die Verstecke hineinschossen, stellten die Gegner ihr Feuer für kurze Zeit ein und besonders die bisweilen auf sie niederregnenden Marinkugeln machten sie immer schnell verstummen.

Schließlich wurde es Nacht. Wir konnten am Lande nichts mehr erkennen. Die Rebellen zündeten drüben Feuer an, die sie jedoch schnell wieder auslöschten, als wir das Maschinengewehr darauf richteten. Endlich mußten wir den Kampf aufgeben, denn wir konnten die Eingeborenen nicht hindern, im Schutze der Dunkelheit dicht unter der Küste mit den Booten zu entkommen.

Später erfuhr ich, daß wir eins der Fahrzeuge mit den Marinegeschossen leck gemacht hatten.

In Adschrut sah ich am nächsten Morgen den Bascha (so nannten die Leute den Oberstkommandierenden Sid Abdrachman Abdel Sadok, weil er noch immer den Posten eines Bascha von Fes bekleidete) und setzte ihm auseinander, daß, wenn wir ein Signalsystem mit der Kasba verabredet gehabt hätten, man uns von dort mit großer Leichtigkeit gestern über Land hätte Hilfe bringen können. Dann wären die Boote unser gewesen. Auch sagte ich ihm, daß uns ein Scheinwerfer bei dem Kampfe gute Dienste hätte leisten können. Wir sprachen dann über die Truppe am Muluya und ich erklärte ihm, daß man leicht eine Schiffbrücke über den Fluß schlagen könne, die das beste Mittel sein würde, um die Sultanstruppen leicht und bequem hinüberzusetzen, ihre Rückzugslinie zu sichern und Bu Hamara vom Land aus erfolgreich zu Leibe zu gehen. Der gute Mann meinte zu allen diesen Ratschlägen, der liebe Gott würde das schon machen, worauf ich mich, verblüfft über eine solche Dosis von Fatalismus, schleunigst verabschiedete und einschiffte.

Auch Ben Taher war wieder an Bord gekommen und hatte sich zwei junge Mädchen als Harem mitgebracht. Für diese Armen wurde im Achterraum Platz gemacht, und die schwarzen Sklaven

richteten es dort sofort wohnlich her. Der Niedergang geschah von dem über der Achterluke aufgeschlagenen Zelte aus, so daß der Alte von außen unbeobachtet bei seinen Frauen ein- und ausgehen konnte. Sie kamen tief verschleiert an und wurden gleich in ihr neues Gefängnis einquartiert. Vorläufig durfte sie niemand sehen.

Solange Ben Taher an Land gewesen war, hatte an Bord Ruhe und Frieden geherrscht. Doch kaum hatte er sich jetzt wieder eingefunden, begann der Spektakel von neuem. Einer Bagatelle wegen regte er sich furchtbar auf, und ich konnte ihn nur mit Mühe beruhigen. Er wurde für uns Europäer und für die arabischen Schiffsleute immer mehr der Gegenstand respektloser Witze, denn alles amüsierte sich über seine häufigen, meist unbegründeten Schimpfereien, mit denen er doch nie etwas erreichte. Nur die Soldaten und seine Schwarzen, über die er allein Disziplinargewalt hatte, fürchteten ihn, denn er ließ oft und gerne Prügel unter ihnen austeilen, bei denen es allerdings in den meisten Fällen recht sanft herging. In der Kasba haßte man ihn und erzählte, er sei ein Erzgauner, der nur an seinen Vorteil denke und alles stehle, was ihm unter die Finger käme und außerdem stets die andern Führer beim Kriegsminister verleumde. Am liebsten wäre man ihn aus dieser Gegend ganz los gewesen, doch sein hoher Protektor, der Kriegsminister Gebbas, sorgte dafür, daß er blieb. Noch verhaßter wurde er, weil er sich die Weiber an Bord genommen hatte, da dies, wie man mir sagte, hart gegen die mohammedanischen Sitten verstieße. Auch mir wurde er, obgleich ich mich oft über ihn amüsierte, immer unsympathischer. Aber einstweilen hatten wir uns noch mit ihm wie mit einem notwendigen Übel abzufinden.

In Melilla mußte der Quarantänebeamte diesmal der Weiber wegen an Bord kommen. Ben Taher sträubte sich sehr, seine beiden Schönen dem Arzte zu zeigen, mußte jedoch einwilligen, da der Beamte ihm mit Quarantäne drohte. Sie wurden hervorgeholt und mußten ihre Gesichter entschleiern und ihre Arme entblößen. Dabei sah ich sie zum ersten Male. Es waren beides

ganz junge Dinger, kaum sechzehn Jahre alt, die eine kohlschwarz und nicht häßlich, die andere braungelb und nicht hübsch. Sie wurden gesund befunden. Später liefen sie stets unverschleiert an

Die schwarze Frau Ben Tabers besieht Bilder mit den Sklaven.

Deck umher und wurden ganz zutraulich. Auch sorgten sie dafür, daß es jetzt im Zelt etwas sauberer wurde.

Wie überall in mohammedanischen Ländern, so ist ganz besonders in Marokko nach der Auffassung des Moslem die Frau nur zum Vergnügen des Mannes da. Sie hat im allgemeinen nicht viel zu sagen, und höchstens das Wort einer Mutter gilt

etwas, wenn der Vater nicht mehr am Leben ist. In den armen Familien ist sie weiter nichts als eine billige Arbeitskraft, in den vornehmen ein Luxusartikel ihres Herrn. So ist ihr Los entweder schwere Arbeit ihr Leben lang, oder gänzlicher Müßiggang. In letzterem Falle besteht ihre einzige Beschäftigung im Sich-Putzen, um ihrem Herrn zu gefallen. Man kennt das nicht anders, daher sehen die armen Geschöpfe das Traurige ihrer Lage kaum ein, vor allem, da sie, außer mit ihren männlichen nächsten Verwandten, nur mit Frauen Umgang haben. Den Luxus mehrerer Frauen können sich natürlich nur reiche Leute leisten. Ben Taher hatte bereits zwei in Fes, als er sich noch diese beiden an der Grenze zulegte, um sich die Zeit angenehm zu vertreiben. Für die Schwarze soll er vierzig Duros bezahlt haben, das sind etwa hundert Mark!

Mir wollte es scheinen, als ob wir im großen Ganzen nicht genügend auf dem Posten wären, denn oft hörten wir, daß da und dort an der Küste Kontrebande gelandet worden sei. Doch hatte ich einstweilen keine Lust, dem Alten Ratschläge zu geben, und ließ ihn gewähren. Immerhin waren wir den Herren von der Faktorei ein Dorn im Auge, und es überraschte mich nicht allzusehr, als mir der Major Arssu am 14. abends — es war Charfreitag — ein Billet an Bord schickte, in dem er mich bat, wachsam zu sein, da man am Mar Chica den Plan ausgeheckt habe, den Turki in die Luft zu sprengen. Ich teilte dies sofort Ben Taher mit und fuhr, trotz der vorgerückten Stunde, — es war nach 8 Uhr — gleich mit ihm an Land, wo wir versuchen wollten, Näheres zu erfahren.

Arssu erzählte mir, daß die Absicht bestände, mit einem Motorboot, das den Herren von der Faktorei gehöre, nachts an unser Schiff heranzufahren, während es entweder in Melilla oder bei den Chafarinas-Inseln läge, und uns dann eine Bombe anzuhängen, die explodieren würde, sobald der Motor sich in Sicherheit gebracht habe. Er fügte hinzu, daß die Nachricht vom Gouverneur selber stamme, und bat mich, Stillschweigen darüber zu beobachten. Wir beide waren der Ansicht, daß es sich wahrscheinlich

lediglich um ein Gerücht handle, zu dem Zwecke verbreitet, uns fortzugrauen; dennoch hielten wir gute Wachsamkeit für sehr an gebracht.

Dieselbe Nacht noch teilte ich Torres telegraphisch das Gehörte mit und suchte dann Ben Taher auf, der inzwischen von Fartut ähnliche Auskunft geholt hatte, wie ich bei Arsin, nur daß man nach Fartuts Bericht beabsichtigte, uns am Mar Chica oder vor Adschrut eine Mine zu legen. Nun telegraphierte Ben Taher auch noch an Torres und benachrichtigte ihn, daß er nichts unternehmen werde, bevor eine Antwort vom Minister eingelaufen sei. Dann fuhren wir an Bord.

Hier ließ ich Wachen aufstellen, je zwei Soldaten vorn, mittschiffs und hinten, sowie einen Matrosen auf der Brücke. Außerdem blieb einer von uns Europäern stets oben. Die Leute hatten Befehl, jedes sich nähernde Fahrzeug anzurufen und, falls nach dem dritten Anruf keine Antwort erfolge, zu schießen und Alarm zu schlagen. Ich selber blieb bis 12 Uhr an Deck und wunderte mich, alle Soldaten, Artilleristen, Führer und den Chalifa oben versammelt zu sehen. Als sich keiner von ihnen zur Ruhe legte, fragte ich nach der Ursache und erfuhr, daß Ben Taher in seiner Todesangst, in die Luft zu fliegen, allen aufzubleiben befohlen hatte, während er selbst in seinem Zelte saß und Gebete murmelte. Doch die Nacht verlief ohne Zwischenfall, und nichts Verdächtiges zeigte sich.

Am nächsten Morgen war ich am Lande und wurde dabei Zeuge einer recht unsinnigen spanischen Sitte. Es war Sonnabend vor Ostern. Vor der Garnisonkirche hing an einer über die Straße gespannten Leine eine angezogene Strohpuppe mit einem Judenkopf. Das Militär rückte mit Musik an. Die Puppe, die den Judas darstellen sollte, wurde dann von unten mit Flinten zer schossen. Gleichzeitig zogen in allen Straßen die Kinder brennende Lumpenpuppen hinter sich her, die alle denselben Judas vorstell ten, der auf diese Weise nicht nur gehenkt, sondern auch noch zer schossen und verbrannt wurde. Um 10 Uhr vormittags war plötz lich großer Tumult, die Kapelle spielte, Geschützfeuer erdröhnte,

und die Flaggen, die bis dahin Halbmast geweht hatten, gingen hoch. Arssu, den ich zufällig traf und nach der Ursache des Lärmes fragte, erklärte mir, daß Christus am Sonnabend vor Ostern Punkt 10 Uhr auferstanden sei. Diesen Augenblick feiere man festlich!

Am 17. April endlich erhielten wir briefliche Nachricht von Torres, daß er unsre Telegramme wegen der Bomben erhalten habe. Er ermahnte uns zur Vorsicht.

Die spanischen Behörden schienen die Sache sehr ernst zu nehmen, denn sie ließen von jetzt ab allnächtlich zwei Wachtboote mit zwanzig bis an die Zähne bewaffneten Matrosen im Hafen auf und abfahren.

Am Abend des 18. April erfuhr ich, daß jedenfalls in der kommenden Nacht in der äußersten nordöstlichen Bucht am Kap Tres Forkas Kontrebande von einem größeren Segler in kleinere verladen werden würde, und daß es sich wahrscheinlich dabei um Waffen für den Prätendenten handle. Wir fuhren daher, als es ganz dunkel geworden war, nach dem Kap ab, um die Schmuggler, wenn möglich, bei ihrer Arbeit zu überraschen. Obgleich unsre Lichter abgeblendet waren, hörten wir doch plötzlich einen Schuß vom Lande herüberkrachen. Trotz eifrigen Suchens fanden wir am Kap nichts Verdächtiges; wenn man dort arbeitete, geschah das in der versteckten Bucht ganz im Finstern, und da wir keinen Scheinwerfer hatten, konnten wir nichts entdecken. Endlich fuhren wir unverrichteter Dinge nach Melilla zurück. Am nächsten Morgen kam dort ein kleiner Segler an und zwei Boote segelten in großem Bogen um Melilla herum nach dem Mar Chica zu. Also hatte man doch am Kap „gearbeitet", der Segler hatte gelöscht, und die Boote brachten seine Ladung nach der Faktorei. Was es für Kontrebande war, konnte nicht festgestellt werden. Die einen meinten, es habe sich nur um Tabak gehandelt, der nach Melilla eingeschmuggelt werden solle, während ein Spanier, der am nächsten Tage ankam, behauptete, der Segler habe Waffen und Munition für Bu Hamara gebracht.

Dem Expeditionsgreis ließ der nächtliche Schuß keine Ruhe.

und er bat mich, mit ihm zum Gouverneur zu gehen, um diesen zu fragen, wie wir uns zu verhalten hätten, wenn man von Land aus auf uns schösse, da wir doch selber auf seinen Wunsch in jener Gegend jede Feindseligkeit vermeiden sollten. Ich versuchte, den Alten von diesem Gange abzuhalten, indem ich ihm das Lächerliche der Frage vorstellte, da wir doch gar nicht behaupten könnten, daß man auf uns geschossen habe. Aber er ließ sich nicht überreden, so daß ich endlich mit ihm ging, um ihn im Notfalle von weiteren Torheiten abzuhalten. Der Gouverneur empfing uns sehr freundlich, lachte sehr, als Ben Taher sein Anliegen vorbrachte, und sagte, daß es doch ganz natürlich sei, daß wir uns wehrten, sobald man uns angriffe. In solchem Falle wären es doch die Landbewohner, welche die Neutralität zuerst verletzten, und nicht wir. Im Laufe der weiteren Unterhaltung sagte der General plötzlich, er habe vom spanischen Gesandten in Tanger einen Brief bekommen mit der Mitteilung, daß Torres sich beklagt habe, er — der Gouverneur — hindere unsere Bewegungsfreiheit. Ben Taher habe an Torres berichtet, daß er nichts mehr unternehmen könne, da die Umgegend von Melilla ihm für seine Aktionen verboten sei! Als ich dies hörte, erklärte ich dem General sofort, daß ich von diesen Mitteilungen Ben Tahers an unsern Minister nichts wisse, und daß es mir selber völlig begreiflich sei, wenn man von uns verlange, daß wir die nächsten Nachbarn von Melilla in Ruhe ließen, um den Handel dieser Stadt nicht zu stören. Der General hielt nun dem Alten einen längeren Vortrag und setzte ihm noch einmal seine Gründe auseinander, die ihn veranlaßt hatten, uns zu bitten, in einem bestimmten Umkreis um Melilla nichts Feindliches zu unternehmen. Zum Schluß versicherte er uns noch einmal seiner völligen Sympathie und versprach, uns jede nur gewünschte zulässige Hilfe zu gewähren.

Die Unterhaltung mit dem Gouverneur zeigte mir aufs Neue, daß unser Expeditionsgreis durchaus nicht auf den Posten passe, auf den man ihn gestellt hatte, und trug dazu bei, ihn in meiner Achtung wieder um ein gut Stück sinken zu lassen. Da ich gerade wegen einiger Schiffsangelegenheiten an Torres zu berichten hatte,

so benutzte ich die Gelegenheit, einige persönliche Bemerkungen über Ben Taher mit einzuflechten, in denen ich meine Überzeugung aussprach, daß wir unter seiner Führung nicht das leisteten, was der Machsen von uns verlange, und daß wir viel zu oft und zu lange vor Melilla lägen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Nachtkampf. — Die Prise. — Der ungehaltene Gouverneur. — Der habsüchtige Greis. — In der Wohnung des Baschas. — Seine Morgentoilette. — Unterhandlungen. — Reibereien mit Ben Taher. — Ein komischer Zwischenfall. — Alhucemas.

Am nächsten Tage machten wir unsern ersten Ausflug nach der westlichen Seite des Kap Tres Forkas. Dort wohnten in der Südwest-Ecke die fanatischsten Anhänger des Prätendenten, die Beni Bugaffer. Mit Tagesanbruch begannen wir, ihre Dörfer zu bombardieren und fuhren ziemlich nahe ans Land heran. Die Dorfbewohner sammelten sich am Strande und eröffneten, hinter Felsen versteckt, ein heftiges Gewehrfeuer auf uns, so daß uns die Kugeln um die Ohren pfiffen. Sofort wurden alle unsre Soldaten an Deck befohlen, und nun begann ein riesiger Gewehrkampf. Dabei benahmen sich unsere Soldaten recht eigentümlich. Den Gebrauch des Visiers schienen die wenigsten zu kennen. Sie schossen einfach über die kleine Klappe, so daß die Kugeln kaum zweihundert Meter vom Schiff ins Wasser gingen, bis ich ihnen begreiflich machte, daß sie oben über die große Klappe zu zielen hätten. Einer der Kerle drückte das Gewehr mit geschlossenen Augen ab, ein andrer setzte sich beim Losschießen den Kolben vor den Bauch! Unsre Seeleute und der Führer schossen viel besser. Die am Lande aufblitzenden Schüsse boten gute Haltepunkte. Auch die beiden Maxim-Gewehre wurden eifrig gebraucht. Gleichzeitig feuerten wir mit den Kanonen in die auf den Höhen gelegenen Dörfer. Den Erfolg erfuhren wir am nächsten Tage in Melilla: zwei Häuser zerstört, — tot: zwei Männer, zwei Frauen, ein Kind und eine Kuh!

Auf Ben Tahers Wunsch fuhren wir am 21. April wieder in dieselbe Gegend. Ich glaube allerdings, daß nur die Angst vor Minen am Mar Chica den Expeditionsgreis trieb, das Feld seiner

Tätigkeit in eine andre Gegend zu verlegen. Wir begannen gerade mit einigen sich am Lande zeigenden Leuten Schüsse zu wechseln, als wir im Westen, jenseits des Kap Negri, zwei Segel sichteten, auf die wir sofort Jagd machten. Als die Insassen unsre Absicht merkten, hielten sie nach der Küste ab und erreichten glücklich den Strand, wo sie die Fahrzeuge verankerten und dann im Schutze der Dünen verschwanden. Wir schossen aus kaum tausend Meter Entfernung in ihren Schlupfwinkel hinein und bekamen anfangs eifrig Antwort, bis wir ihrem Feuer durch anhaltendes Maximfeuer ein Ende machten. Dann ließen wir unser Boot zu Wasser, bemannten es gut und ließen eins der beiden belasteten Fahrzeuge wegnehmen, während wir von Bord aus die Leute am Lande in Schach hielten. Ohne Unfall erreichten unsre Mannschaften mit ihrer Beute den Dampfer, wo wir in aller Ruhe die Ladung übernahmen, die aus fünfzig Sack Mehl, zwei Sack Wolle, etwas Zucker, drei Kisten Petroleum und zwei Kisten Seife bestand. Ben Taher wachte mit Argusaugen über den Raub und schrieb alles genau an, wie ein Schiffsoffizier, der eine Ladung übernimmt. Er hatte die Absicht, auch das zweite Boot holen zu lassen, doch da er den Leuten, die sich einen Zuckerhut von dem Raube angeeignet hatten, diesen unter furchtbarem Geschimpfe wieder abnahm, weigerten sie sich, ihr Leben zum zweiten Male aufs Spiel zu setzen. Wir nahmen das Boot an Deck und fuhren dann ab, und zwar, auf des Alten ausdrücklichen Wunsch, nach Melilla.

Hier hatte man auf dem Landwege bereits Kunde von dem Vorgefallenen erhalten, und der Gouverneur war sehr ungehalten darüber. Er sagte mir, das Fahrzeug sei von Melilla gekommen und die Ladung gehöre dortigen Kaufleuten. Wenn wir derartige Sachen raubten, würden wir den ganzen Handel zerstören. Ich konnte ihm nur erwidern, daß wir das Fahrzeug nicht auf See, sondern direkt am Lande auf feindlichem Gebiet fortgenommen hätten. Dann schickte ich Ben Taher zu ihm, um sich mit ihm auseinanderzusetzen. Später ließ er uns durch den Dolmetscher sagen, wir möchten in Zukunft nicht wieder mit gekaperten Sachen nach Melilla kommen und auch mit diesem Raube so bald wie

möglich verschwinden. Ben Taher antwortete, daß er am nächsten Tage bestimmt abfahren werde. Ich fiel ihm jedoch in die Rede und versicherte, ich würde sofort abfahren, da ich auf keinen Fall den spanischen Behörden durch zu langes Verweilen beschwerlich fallen wolle. Ferner setzte ich hinzu, daß ich, wenn es nach mir gegangen wäre, Melilla mit der Beute gar nicht angelaufen, sondern diese nach Adschrut gebracht hätte, daß ich mich aber den Anordnungen des Greises, der ja der politische Leiter unsrer Expeditionen sei, hätte fügen müssen. Ich könne für dessen Taktlosigkeiten nicht verantwortlich gemacht werden.

Bevor wir losfuhren, händigte Fartut mir einen Brief des Ministers ein, in dem letzterer mich freundlich bat, Ben Taher zu veranlassen, daß er etwas mehr auf dem Posten sei und häufiger die Küste abpatrouilliere; vor allem möchte ich, wenn möglich, nie länger als vierundzwanzig Stunden vor Melilla liegen. Mir wurden überhaupt bedeutend mehr Vollmachten erteilt, als ich bisher gehabt hatte.

Am 26. April früh kamen wir mit unsrer Beute vor Adschrut an. Hier wollte der Alte zwar das gestohlene Boot an Land geben, aber nicht die Ladung. Ich setzte ihm auseinander, daß wir die Ladung nicht gut an Bord behalten könnten, denn die Spanier hätten uns ausdrücklich gesagt, wir möchten nicht wieder mit irgend welchem Raube nach Melilla kommen. Würde man dort erfahren, daß wir diesem Befehl nicht nachkämen, so hätten wir das uns dort bisher entgegengebrachte Wohlwollen endgültig verscherzt. Dennoch wollte er alles an Bord behalten. Darauf weigerte ich mich, überhaupt wieder nach Melilla zu fahren. Da wurde er wütend und behauptete, wenn wir die Ladung in der Kasba Saida unterbrächten, sei sie für die Regierung verloren, da der Bascha sie dann für sich behalten werde. Ich ließ ihn toben, blieb aber fest, so daß er sich endlich fügte und nichts mehr dagegen hatte, daß alles ans Land geschafft würde. Daß die Regierung Ansprüche am Raube erheben würde, glaubte er selber nicht; im Gegenteil, er betrachtete sich schon jetzt als den alleinigen Eigentümer und fürchtete nur, daß ihm etwas davon entgehen könnte. Ich

fuhr mit Bumgais ans Land, um mit dem Baſcha über die Angelegenheit zu reden, und Ben Taher begleitete mich, um mich nicht aus den Augen zu verlieren, und vielleicht noch zu retten, was zu retten war.

In der Kasba war es noch ſehr ſtill, denn es war kaum 8 Uhr früh. Wir wurden in die Wohnung des Baſchas geführt, der ſelber noch bei der Morgentoilette war. Das Gemach im Hauſe des Kaids, in dem man uns zum Sitzen nötigte, war lang und ſchmal. Es wurde durch zwei arabiſche Bögen in drei Abteilungen gegliedert, von denen die erſte eine ſchmuckloſe Vorhalle bildete, während die zweite eine Stufe tiefer gelegen und mit ſchönen Teppichen bedeckt war und den Empfangsraum vorſtellte. Die dritte Abteilung endlich, die wieder eine Stufe höher gelegen war, diente als Schlafzimmer. Es ſtand ein großes, mit Tüll überzogenes Bett darin. Der Bogen, der die beiden hinteren Abteilungen trennte, war oben eingeſtürzt. Die Wände des Ganzen waren zwar ſchön geweißt, aber völlig kahl; die Decke beſtand aus rohen Stangen und Strauchwerk darüber, und der Fußboden aus trockenem Lehm. Ich hatte Muße, alles genau zu betrachten, denn der Baſcha ließ lange auf ſich warten, und Taher ſaß ſtumm und grollend neben mir.

Endlich erſchien der hohe Herr, noch feucht vom Bade, und begrüßte uns. Dann ging er in ſeine Schlafabteilung und zog ſich dort, lebhaft mit uns plaudernd, die Hoſen an, indem er ſeine weiten Gewänder als ſpaniſche Wand benutzte. Hiermit fertig, ſetzte er ſich zu uns und zog ſich die Strümpfe an. Allmählich beendete er ſeine Toilette ganz und unterhielt uns dann eine ganze Stunde lang über gleichgültige Dinge. Da er nicht nach dem Zweck unſres Kommens fragte, auch Ben Taher nichts davon ſagte, ſo fing ich endlich davon an. Ich erzählte ihm, daß wir ein Fahrzeug mit Inhalt gekapert hätten, und daß alles in die Kasba müſſe, da es eine Taktloſigkeit gegen die ſpaniſchen Behörden in Melilla wäre, wenn wir es am Bord behielten. Ich betrachte es als ganz ſelbſtverſtändlich, ſagte ich, daß alle Sachen der Regierung gehörten, und würde nur Lichte, Petroleum und

Seife als Schiffsausrüstung an Bord behalten und im Interesse der Regierung verwenden. Von dem Rest müßten aber die Leute einen Teil bekommen, da sie dadurch angespornt würden, auch bei kommenden Gelegenheiten beim Kapern von Booten mutig ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Da ich annähme, daß der Baschа selber nichts darüber bestimmen wolle, so schlüge ich vor, Torres den Fall brieflich zu unterbreiten und nichts mit der Ladung zu unternehmen, bis dessen Antwort eingelaufen sei. Ben Taher, der fest anzunehmen schien, daß Torres ihm den ganzen Raub zusprechen würde, meinte, man solle an den Minister depeschieren, doch riet ich davon ab, indem ich darauf hinwies, daß die Sache so geheim wie möglich bleiben müsse. Der Baschа war mit meinen Vorschlägen einverstanden, und so blieb dem Alten schließlich weiter nichts übrig, als sich zu fügen.

Nach dieser Besprechung ließ der Baschа ein kleines Frühstück auffahren, bestehend aus Pfannkuchen, Butter, Brot und Käse. Ich beobachtete nun, wie er ein rundes Stück Brot nahm, es öffnete und dann das Innere mit den Fingern dick mit Butter bestrich. Als ich noch darüber nachdachte, für wen dies Butterbrot wohl bestimmt sei, überreichte er es mir. Dann leckte er den Zeigefinger, der zum Einschmieren der Butter gedient hatte, fein säuberlich ab und beschmierte ein zweites Brot für Ben Taher in gleicher Weise. Da war ich froh, daß ich das erste bekommen hatte.

Inzwischen kam die geraubte Ladung an Land und wurde in der Kasba unter freiem Himmel gelagert. Es wehte frisch aus Westen, und als wir endlich an Bord fahren wollten, lief so heftige Brandung, daß uns das Boot vollschlug und wir alle durchnäßt wurden. Dem Expeditionsgreis waren derartige Situationen etwas ganz Neues. Er hockte einem der Leute auf den Füßen, und es passierte ihm dabei in seiner Angst etwas Menschliches, nicht zur Freude des unter ihm Sitzenden, der damit bedacht wurde.

Am nächsten Morgen dampften wir nach Melilla ab.

Hier diktierte ich Fartut einen Brief an Torres, in dem ich um seine Entscheidung wegen der Prise bat. Gleichzeitig benach-

richtigte ich ihn, daß Ben Taher stets neue Taktlosigkeiten beginge oder begehen wolle, und daß er es wohl noch so weit bringen werde, daß die Spanier uns endgültig aus Melilla auswiesen. Es läge im Interesse unsrer Tätigkeit, daß man uns einen anderen Expeditionsleiter schicke, dies um so mehr, als auch meine Leute, mit denen er immer in Streit läge, rebellisch zu werden drohten. War er doch so weit gegangen, daß er im Falle eines Streites zwischen einem der Matrosen und einem Soldaten seinen Leuten befahl, die meinigen im Wiederholungsfalle einfach durchzuprügeln. Ich hatte die größte Mühe gehabt, die Schiffsleute zu beruhigen, und fuhr dann den Greis für seine Unverschämtheit so hart an, daß er für Wochen genug hatte.

In den nächsten Tagen versuchten wir, eine Reise nach Alhucemas zu machen, wo Ben Taher mit dem Stamm der Tlemcamani abrechnen wollte. Schlechtes Wetter zwang uns am Kap Tres Forkas immer wieder zur Umkehr. Gern hätte der Alte die Faktorei ganz vermieden, und als ich nach dem ersten nutzlosen Versuch, nach Alhucemas zu gehen, eine leise Andeutung machte, wir müßten uns wohl mal wieder am Mar Chica zeigen, wurde er unwillig und behauptete, er könne wegen der Minengefahr nicht hinfahren, da er dem Sultan für das Schiff verantwortlich sei. Doch schließlich fuhr ich aus eigenem Antrieb bei unsern Feinden vor und zwang den Alten auf diese Weise, trotz seiner Angst, zum Schießen, denn ich war so nahe herangefahren, daß man von Land aus das Feuer eröffnete und ihm infolgedessen nichts weiter übrig blieb, als es zu erwidern.

Die Angst Ben Tahers vor Minen war furchtbar, und wir versäumten keine Gelegenheit, um sie zu vermehren. Bei jedem vorbeitreibenden Gegenstand stieß jemand das Wort „Mine" aus, und jedesmal fürchtete er, es ginge ihm an den Kragen. Doch nicht nur die Minen ängstigten ihn, auch vor der See war er bange und verlangte jedesmal nach dem Hafen, sobald das Schiff im Seegang zu rollen begann. Daß ein derartiger „Admiral" meinen Leuten keinen Respekt einzuflößen im Stande war, ist natürlich.

Verschiedene Male machten wir jetzt von den Chafarinas aus Rekognoszierungsreisen nach der Kebdanaküste und dem Mar Chica, bis wir endlich am 3. Mai wieder nach Melilla gingen. Fartut gab mir einen Brief von Torres, in welchem uns angegeben war, wie der Raub verteilt werden sollte. Danach wurden zwei Drittel davon mir und der Schiffsbesatzung und ein Drittel Ben Taher und seinen Soldaten zugesprochen. Außerdem teilte mir Torres mit, daß nur ich über die Schiffsbesatzung den Befehl habe und mir von dem Alten nicht dreinreden zu lassen brauche, dem der innere Schiffsdienst nichts anginge. Ben Taher bekam auch einen Brief vom Minister mit heftigen Vorwürfen über sein unnützes Tun und mit der Weisung, mehr Tätigkeit zu entfalten.

Fartut versuchte, das sehr gestörte Einvernehmen zwischen dem Alten und mir wieder herzustellen, doch gelang ihm dies nur halb, da es mir, wie ich schon sagte, unmöglich war, einen Menschen, der faul, dumm und feige war und bei jeder Gelegenheit sofort zu schimpfen und zu toben begann, zu achten. Dennoch versprach ich, mein Möglichstes tun zu wollen, um mit Ben Taher friedlich auszukommen.

Am 4. Mai endlich konnten wir die lange geplante Reise nach Alhucemas antreten. Da wir gut vierzehn Stunden zu dampfen hatten, setzte ich die Abreise auf 3 Uhr nachmittags an. Ich selber fuhr gegen halb drei an Bord und schickte dann das Boot wieder an Land, um Ben Taher zu holen. Doch warteten wir, wie in den meisten Fällen, vergeblich darauf, daß er sich pünktlich einschiffte. Um 4 Uhr endlich kam ein Privatboot auf unsern Dampfer zu, in dem ich den Alten erkannte. Dahinter fuhr langsam, in fürchterlichen Zickzacklinien, unser Schiffsboot. Mir schwante Unheil, und meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Dem spanischen Boot entstiegen Ben Taher, Fartut und Malim Mhamed, letzterer stark angeheitert. Ben Taher ließ mir durch Fartut sagen, daß alle meine Schiffsleute schwer bezecht am Lande seien, worauf ich ihm erwiderte, darüber möge er sich beruhigen, ich würde ihn auf alle Fälle am nächsten Morgen beizeiten nach Alhucemas bringen. Ich stellte dann fest, daß tatsächlich kein Matrose an Bord sei,

und daß außerdem alle Heizer bis auf zwei fehlten. Da Ben Taher mir außerdem mitteilte, daß einige meiner Leute wegen Skandalierens eingelocht worden seien, wurde mir doch etwas übel zu Mute.

Unser Schiffsboot kam in Zickzacklinien nur sehr langsam näher. Ich sah, wie sich der Chalifa und einer der Heizer schwer plagten, um es vorwärts zu bringen. Um ihrer Mühe ein Ende zu machen, fuhr endlich das spanische Boot, das den Alten gebracht hatte, ihnen entgegen, nahm sie ins Schlepptau und brachte sie an Bord. Schon von weitem sah ich, daß die Ruderer ganz betrunken waren. Dann erkannte ich Torres (einen Verwandten des Ministers, der einen Gnadenposten an Bord hatte), der hinten quer über das Boot lag und wie eine Leiche aussah, und ferner bemerkte ich, daß das Boot voll Wasser stand und dem Sinken nahe war. Sobald es festgemacht war, sprangen zwei von den Europäern hinein und begannen mit dem Leerschöpfen, sowie mit dem Ausbooten der Betrunkenen. Der Chalifa war am nüchternsten und kam leicht und schnell nach oben, ebenso der Heizer, der zwar angetrunken war, aber doch noch völlig Herrschaft über seine Gliedmaßen hatte. Nach ihm sollte die „Leiche", Torres, nach oben geschafft werden. Als dieser sich mühsam, unter tatkräftiger Unterstützung, zu erheben begann, hörten wir unter ihm ein Grunzen und sahen den zweiten Artilleristen zum Vorschein kommen. Während Torres, der so weich und gelenkig wie ein nasses Handtuch zu sein schien, mühsam auf allen Vieren die Treppe hinaufkroch, versuchte der Artillerist mit blödem Lächeln einige Fische, die er sich am Lande gekauft haben mochte und die nun im Wasser des Bootes umherschwammen, zu greifen, was ihm aber nicht recht gelingen wollte. Endlich kam auch er nach oben und begab sich sofort zur Ruhe, wie auch der Chalifa und Torres, die schnell unter Deck verschwanden. Nur der Heizer blieb hinten sitzen und stieß grausige Flüche gegen Abdul Asis aus.

Unterdessen versuchte man vergeblich, das Boot auszuschöpfen, bis man endlich merkte, daß der Leckpfropfen herausgestoßen sei. Erst als man diesen wieder eingesetzt hatte, wurde das Boot

gebrauchsfähig. Während wir Europäer uns köstlich über den ganzen Vorgang amüsierten, stand der Greis Ben Taher mit glotzenden Augen dabei und wußte sich nicht zu helfen.

Ich fuhr dann mit den beiden Heizern an Land und suchte meine Leute. Doch vergebens, keiner war zu finden. Daher wartete ich in einem Café am Strande, wie sich die Sache weiter entwickeln würde, denn wir konnten doch nicht ohne Leute abfahren. Um sieben Uhr endlich rollte eine Droschke heran, die bis an unser Boot fuhr, und der dann die ganze Gesellschaft mit vom Alkohol gerötеten Wangen und stier blickenden Augen entstieg. Doch alle waren noch leidlich fest auf den Beinen. Ich rief einen heran, der sich in strammer Haltung, die Hände an der Hosennaht, vor mir aufpflanzte und meldete, daß alle zur Stelle seien. So konnten wir endlich an Bord fahren, und ich beobachtete schon im Boot, daß keiner der Kerle, trotz der allgemeinen Bezechtheit, auch nur die geringste Taktlosigkeit oder Unverschämtheit beging. Es war in den sechs Jahren, die ich jetzt den Turki fuhr, das erste Mal, daß die ganze Gesellschaft einmütig Urlaub überschritten hatte und kneipen gegangen war, und ich war erstaunt über die Selbstzucht, die sie trotz ihres umnebelten Geistes zu üben wußten. Als wir an Bord waren, wurde in bester Ordnung das Boot aufgenommen, und dann fuhren wir los in die Nacht hinein nach Alhucemas zu, wo wir am 5. Mai früh gegen 8 Uhr ankamen.

Ben Taher hatte Briefe aus Tanger an die Bokoyas abzugeben und brachte die Schriftstücke, da kein Boot von Land abkam, schließlich in Alhucemas ans Land. Dann legten wir uns an die Ostseite der Alhucemasbucht und ankerten bis zum nächsten Morgen unter der feindlichen Küste. Abends erlaubten wir uns den Scherz, eine kleine Kiste vorn über Bord zu werfen, die dann hinten vorbeitrieb und dem Alten als schwimmende Mine bezeichnet wurde. Er machte aus Angst vor Attentaten die ganze Nacht kein Auge zu. Bevor wir zur Ruhe kamen, gab es noch einen kleinen Zwischenfall. Einer der Schwarzen des Alten bedrohte unsern ersten Offizier, der ihn wegen einer kleinen Frechheit zurechtwies, mit einem großen Messer, und dieses Messer erkannten

die dabeistehenden Matrosen sofort als ihr Eigentum, das ihnen einige Tage vorher abhanden gekommen war. Natürlich wurde dem Schwarzen das Messer sofort abgenommen, im übrigen ging er aber straflos aus, obgleich wir alle gerne gesehen hätten, wenn er für den Diebstahl eine gehörige Tracht Prügel bekommen hätte. Die Schwarzen waren nämlich die einzigen, die noch zu Ben Taher als ihrem Brotherrn hielten, daher wollte er es nicht auch noch mit ihnen verderben.

Am 6. Mai war großes arabisches Fest. Schon früh am Morgen kamen die Soldaten nach hinten, klopften vor dem Alten einige erbärmliche Griffe und küßten ihn dann der Reihe nach auf die Schulter. Das Fest hielt den blutdürstigen Greis nicht ab, sofort am frühen Morgen ein Scheibenschießen auf die Dörfer der Tlemcamani zu eröffnen. Wir hatten die Nacht friedlich unter

Gewehrübungen als Festbelustigung.

ihrer Küste gelegen, ohne belästigt zu werden, und beantworteten diese Gastfreundschaft in so unliebenswürdiger Weise. Die Leute flohen in Scharen aus den bedrohten Dörfern, einige nur mit einem Hemd bekleidet, und brachten sich in Schluchten und hinter Felsen in Sicherheit. Es war ein trauriger Festgruß für die armen Menschen. Doch ließen sie sich unsre Unfreundlichkeit nicht ruhig gefallen, sondern eröffneten allmählich ein heftiges Gewehrfeuer auf uns, das wir auch durch unsre Maximgewehre nicht zum Schweigen bringen konnten.

Noch nie war der Alte so kampflustig gewesen, wie an diesem Tage. Wir fuhren langsam an der Küste entlang und belästigten bis Mittag jeden Menschen und jedes Dorf, das uns zu Gesicht kam. Dann endlich mußten wir die Feindseligkeiten einstellen, da uns der Kurs von der Küste abbrachte. Die Schiffsleute und Soldaten feierten ihr Fest durch Gesang, Scherz und Tanz und machten zur Feier des Tages auch einige Gewehrübungen, an die in der übrigen Zeit niemand gedacht hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel

Verteilung der Beute. — Die abgeschnittenen Köpfe. — Neue Prise. — Der Greis und ich vor Gericht in Tanger. — Die Instruktion des spanischen Generals. — Häuser aus verdorbenem Mehl. — Truppenschau. — Omars Erzählung. — Ben Taher in neuer Wut. — Nach Tanger.

Schlechtes Wetter zwang uns in den nächsten Tagen zur Untätigkeit. Erst am 9. Mai fuhren wir nach Adschrut, um endlich die Prisenaffäre zu regeln. Die See war noch etwas unruhig. Daher zog Ben Taher es vor, an Bord zu bleiben, aus Angst vor der Brandung. Er betraute einen eingeborenen Juden aus Melilla mit dem Verkauf seines Anteils an der Beute. Den Anteil der Schiffsleute verkaufte ich in der Kasba zu einem sehr guten Preise; ich konnte am Bord sechzig Duros unter die Mannschaft verteilen und tat das an einem Tisch auf dem Hinterdeck, gerade vor den Augen des Alten. Jeder Mann wurde einzeln aufgerufen und bekam sein Geld. Wir hatten einige der Mehlsäcke an Bord behalten, um sie in den Küchen zu verwerten. Ben Taher hatte von diesen fünf bekommen, davon drei an die Soldaten abgegeben und zwei für sich behalten. Ebenso war der Zucker bereits verteilt worden, ein Drittel für den Alten, zwei Drittel für uns. Die Soldaten sahen sehnsüchtig zu, wie ich unter meine Leute die schönen Duros verteilte, und um ihnen auch eine Freude zu machen, stiftete ich ihnen unsern Anteil am Zucker. Sie mochten wohl denken, daß sie von Rechts wegen mehr zu bekommen hätten und gingen daher zu dem Alten und forderten ihren Anteil an der Beute. In seiner Verlegenheit antwortete er, er habe geglaubt, ich würde seinen Teil am Lande auch mit verkaufen. Er schob mir also gewissermaßen die Schuld zu, daß seine Leute einstweilen leer ausgegangen waren. Ich machte ihn daher darauf aufmerk-

sam, daß er den Juden mit dem Verkauf seines Anteiles betraut habe.

Am 10. Mai waren wir wieder in Melilla. Hier erzählte mir ein französischer Spahi, den ich von Port Said aus kannte, und der zufällig mit dem Zenith in Melilla war, mit großer Schadenfreude, daß er eben im Zollhause des Prätendenten gewesen sei und dort fünf abgeschlagene Köpfe von Sultansleuten über dem Eingangstor aufgehängt gesehen habe. Dies veranlaßte mich, am nächsten Tage zum Gouverneur zu gehen und ihn zu bitten, dafür sorgen zu wollen, daß die Köpfe ungehend verschwänden, da Bu Hamara nicht das Recht habe, auf der neutralen Zone derartige Kriegstrophäen öffentlich auszustellen. Würden die Köpfe nicht abgenommen, so müßten wir uns auch für berechtigt halten, sie herunterzuschießen. Der hohe Herr versicherte, daß er ihr Verschwinden bereits veranlaßt habe, und betonte noch einmal scharf, daß wir auf keinen Fall die Neutralität des Zollhauses verletzen dürften. Er versprach jedoch, dafür sorgen zu wollen, daß die Rebellen in Zukunft Ungehörigkeiten in der unmittelbaren Nähe Melillas unterließen.

Ben Taher hatte wieder einmal die größte Lust, sich etliche Tage in Melilla auszuruhen, denn dort fühlte er sich am allersichersten, da die Spanier für uns wachten. Ich mußte ihn auf Torres Befehl, nicht länger als vierundzwanzig Stunden in Melilla zu liegen, aufmerksam machen, um ihn endlich zu bewegen, am 13. Mai früh eine kleine Rekognoszierungsfahrt anzutreten. Wir hatten gerade drei Granaten in die Faktorei geworfen, um den Leuten zu zeigen, daß wir noch immer lebten, als wir am Horizont ein Segelboot sichteten. Sofort hielten wir darauf los und entdeckten, daß es ohne Besatzung trieb. Wir machten es längsseit fest und untersuchten es näher. Kein Mensch war an Bord, nur die Kleidung von ungefähr vier Leuten lag an Deck umher. Die Ladung bestand aus etwa vierzig Stück Holzkohlen, einem großen Korb mit Eiern und fünf Duros spanischem Gelde. Eier und Geld nahmen wir an Deck, die Holzkohlenladung ließen wir im Boot, machten es hinten fest und schleppten es nach Adschrut. Da schlechtes Wetter

drohte, bemannten wir es mit drei Freiwilligen, die es glücklich an Land brachten, und fuhren sofort nach den Chafarinas ab, in deren Schutze wir ankerten. Unterwegs wurden die Eier verteilt und das Zeug versteigert. Dabei fanden wir in einer Tasche einen Brief des Prätendenten, in dem er dem Besitzer des Fahrzeuges, der jedenfalls gleichzeitig Schech eines Dorfes war, befahl, daß das Dorf umgehend Geld zu schaffen habe, und zwar je eine Peseta pro Kopf, widrigenfalls er, der Prätendent, mit Heeresmacht kommen, es ausplündern und die Bewohner niedermachen würde.

Wir blieben bis zum nächsten Morgen bei den Chafarinas liegen und dampften dann, da das Wetter besser wurde, nach Melilla, um wegen großen Kohlenmangels an Torres zu drahten. Bei der Abfahrt erfuhr ich, daß in aller Frühe ein spanisches Boot nach den Insassen des gestern gekaperten Bootes gefragt habe. Einer der Leute hatte schwimmend die Inseln erreicht, und man nahm an, daß wir die übrigen drei gefangen an Bord hätten. Sie sind jedenfalls bei dem Versuch, sich schwimmend zu retten, ertrunken.

In Melilla erhielt ich ein Telegramm des Ministers, mit der Weisung, umgehend mit dem Schiffe nach Tanger zu kommen, um den Kohlenvorrat dort zu ergänzen. Die Kunde wurde an Bord mit großem Jubel begrüßt, und wir fuhren sofort nach Adschrut ab, um dort unsre Leute wieder an Bord zu nehmen. Der Gouverneur hatte mich zu abends 7 Uhr zu einer Unterredung bestellt, jedenfalls des letzten geraubten Bootes wegen, doch ließ ich ihm sagen, ich könne leider nicht warten, da ich große Eile habe. Ich ließ ihm einen schönen Gruß bestellen und nochmals für alles Entgegenkommen danken. Die Unterredung wäre jedenfalls wieder eine etwas peinliche Auseinandersetzung geworden.

Am nächsten Morgen regelte ich den Verkauf unsers Anteils an den Holzkohlen und war bis 1 Uhr mit allem fertig. Ben Taher, der jedenfalls von 7 bis 1 Uhr auf demselben Fleck gesessen und geredet, gegessen und getrunken hatte, natürlich nicht. Sein Mehl, das der Jude nicht hatte verkaufen können, war in-

zwischen durch verschiedene Regengüsse in Gärung übergegangen und verbreitete einen furchtbaren Gestank. Unter solchen Umständen war an Verkauf überhaupt nicht mehr zu denken. Trotzdem nahm er es mit an Bord, wo es uns bis Tanger die Luft verpestete und dann fortgeworfen werden mußte. Gegen 2 Uhr schifften wir uns ein und fuhren gleich ab. Ich konnte noch jedem der Schiffsleute 4,50 Pesetas als Erlös für unsern Anteil an den Holzkohlen aushändigen, während die Soldaten nichts bekamen und Ben Taher immer wieder wetterte, daß ich seinen Anteil am Mehl nicht mit verkauft hätte.

Dieser üble Kerl hatte in den letzten Wochen derartig an Bord gehaust, daß es ein Segen gewesen wäre, wenn wir ihn endgültig losgeworden wären. Fast täglich gab es wegen seiner Weiber oder Diener aus den geringsten Ursachen den größten Streit, und obgleich er stets im Unrecht blieb, suchte er doch jeden Anlaß, um aufs neue losschimpfen zu können. Dabei war er derartig feige, gemein, unwissend, langsam und taktlos, daß niemand Respekt vor ihm haben konnte. Torres hielt großes Gericht über ihn ab, und Taher, der große Gauner, versuchte, alle Schuld an den Unzuträglichkeiten an Bord auf mich abzuwälzen. Er beschwerte sich vor allem darüber, daß wir Europäer ihn oft mit Minen geängstigt hatten. Als er erzählte, der erste Offizier habe ihm sogar gesagt, die Telegraphenboje im Hafen von Tanger sei ein für uns bestimmtes Torpedo, mußten die Herren im Ministerium doch sehr lachen. Dann rief er auch noch seine Soldaten auf, um wider mich zu zeugen. Doch da hatte er sich verrechnet; denn nun hagelte eine solche Menge von Beschuldigungen auf ihn herab, daß ihm Hören und Sehen verging. Einer der Soldaten, der jedenfalls von den andern als Wortführer bestimmt war, sprach sehr lange, sehr laut und sehr heftig, während die hohen Herren andächtig lauschten. Die Leute beschwerten sich über niederträchtige Behandlung und darüber, daß Ben Taher stets den Sold kürze und ihnen fast nichts von den Prisen abgegeben habe, während ich meinen Leuten alles habe zukommen lassen. Schließlich erklärten sie, daß sie auf keinen Fall weiter unter dem Oberbefehl des Alten bleiben

würden. Nachdem das Verhör beendet war, nahm Ben Aïser Ganam das Wort und hielt dem Expeditionsgreis vor versammelter Mannschaft eine furchtbare Strafpredigt. Er hielt ihm vor, daß er sich vor Arabern und Christen blamiert habe und sich sehr schämen solle; er sei des Postens nicht wert, den er bekleide, und man würde an seinen Freund, den Kriegsminister, schreiben, damit er abgesetzt würde.

Aber der Kriegsminister, dessen brieflicher Bescheid in einigen Tagen von Fes einlief, ließ seinen Günstling im Amt, da er wohl selber auch Vorteil aus dessen Räubereien zog. Wir mußten am 30. Mai wieder mit ihm als „Admiral" nach dem Kriegsschauplatze aufbrechen. Seine Machtbefugnisse wurden von Torres jedoch sehr beschnitten. Er behielt nur das Recht, anzugeben, wann und wo er zu bombardieren gedenke, und wohin das Schiff zu fahren habe. Sogar die Soldaten wurden nun ganz unter meinen Befehl gestellt, und er hatte nur noch die Gewalt über seine leiblichen Diener. Die Frauen mußte er natürlich in Tanger an Land schicken, denn Torres hielt es, gleich den andern Mohammedanern, für sehr unpassend, daß er sich einen Harem am Bord halte.

In diesen Tagen fuhr der italienische Gesandte, Graf Malmuci, nach Fes, um dort dem Sultan die Beschlüsse der Algeciras-Konferenz zu unterbreiten und sie unterzeichnen zu lassen.

Am 1. Juni früh ankerten wir vor Melilla. Die Stadt war anläßlich der Hochzeitsfeier des spanischen Königs festlich geschmückt, und auch wir legten Flaggengala an. Bu Hamara hatte eine stattliche Anzahl Reiter geschickt, die zu Ehren des Tages außerhalb des spanischen Gebietes auf der neutralen Zone eine Phantasia ritten, ohne daß die Spanier offiziell Notiz davon genommen hätten.

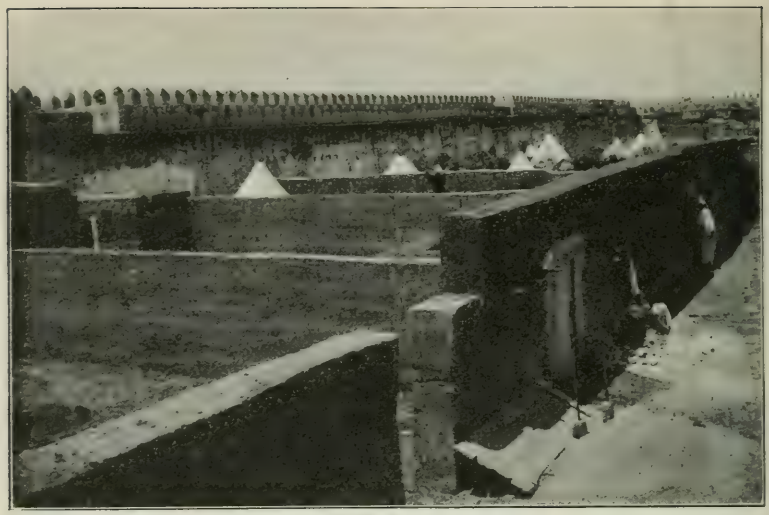
Im Laufe des Vormittags kam der Adjutant des Generals, ein Oberstleutnant, mit dem spanischen Dolmetscher an Bord und überbrachte uns vom Gouverneur ungefähr folgende Bestellung:

Spanien habe laut Verträgen die Polizeigewalt zur See an der Riffküste auszuüben, und wir dürften den Handel zwischen den spanischen Besitzungen einerseits und den Riffleuten andrer-

seits nicht durch Unmöglichmachen des Seeverkehrs unterbinden. Er wolle von jetzt ab allen ohne Kontrebande segelnden Riffbooten einen spanischen Paß ausfertigen lassen. Alle mit derartigen Pässen versehenen Boote dürften wir zwar anhalten und daraufhin durchsuchen, ob sie Kriegskontrebande an Bord hätten, aber nicht kapern, wenn wir nichts Verdächtiges fänden. Sollten wir aber Kriegskontrebande finden, so hätten wir die betreffenden Boote nach Melilla zu schleppen und dort die Entscheidung des Gouverneurs einzuholen. Alle Fahrzeuge ohne solchen Paß könnten wir kapern, dürften mit ihnen aber nicht auf spanisches Gebiet kommen, sondern müßten sie auf marokkanischem Boden landen. Ferner ließe er uns noch einmal einschärfen, daß wir das Zollhaus des Prätendenten nicht beschießen dürften. Wir möchten uns der Zelte wegen, die heute dort aufgeschlagen seien, nicht aufregen, da die Prätendentenleute zu Ehren des spanischen Königs ein Fest veranstalteten, das von den spanischen Behörden jedoch ignoriert werde.

In Melilla war Mulai Mustafa, ein Oheim des Sultans, angekommen, der sich bei uns einschiffte, um nach Adschrut zu gehen. Wir brachen am 3. Juni früh nach der Faktorei auf und zeigten unsern Feinden durch einige Granaten an, daß wir wieder zur Stelle waren. Dann ging es weiter nach den Chafarinas, wo wir ankerten, weil Ben Taher den Wunsch hatte, den alten Mulai Mustafa einen ganzen Tag als seinen Gast am Bord zu behalten. Die beiden Alten saßen den ganzen Tag hinten an Deck und aßen oder beteten und unterbrachen diese Beschäftigungen nur, um zu schlafen. Bisweilen, in langen Zwischenräumen, erklärte Ben Taher dem andern die Gegend oder erzählte ihm von seinen Heldentaten auf den früheren Reisen. Am nächsten Morgen setzten wir Mulai Mustafa in Kasba Saida ans Land, von wo er bald zur Truppe am Muluya aufbrach.

Ich hatte schon seit längerer Zeit gesehen, daß an der Südseite der Kasba im Innern einige Häuser aufgeführt wurden, die, wie man mir sagte, später den Sultansbeamten als Wohnungen dienen sollten. An diesem Tage besah ich mir die Häuser näher und bemerkte dabei einen fürchterlichen Gestank nach ver-



Die aus Mehl gebauten Häuser.

dorbenem und gegorenem Getreide, der kaum auszuhalten war. Auf meine Frage nach der Ursache dieses üblen Geruches erzählte man mir, daß die Häuser nicht aus Lehm, sondern zum größten Teil aus dem seit Jahren in der Kasba aufgestapelten und durch die Unachtsamkeit der Beamten verdorbenen, von uns schon in gegorenem Zustande ausgeschifften Mehl gebaut würden, das allmählich eine ganze Erdschicht gebildet hatte und nun abgegraben und verbaut wurde. Die Wände hatten schon große Risse, doch sagte man mir, sie würden noch mit einer Kalkschicht belegt werden, durch die auch der Gestank fortgehen würde. Obgleich mir das nicht recht einleuchten wollte, habe ich mich doch später von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen können. Die Art, wie man die Mauern aufführte, war etwas sonderbar. Man baute zuerst durch zwei Holzwände eine Art Form, in die dann der Lehm, oder wohl eher Brotteig, hineingestampft wurde. Je höher auf solche Weise die Mauern emporwuchsen, um so höher hinauf schob man die Holzwände. Vier Schwarze standen in der Form und stampften mit viel Geschrei und wenig Kraft das Baumaterial fest.

Am 7. Juni wurden Ben Taher und sein Chalifa plötzlich zur Truppe befohlen, und man sagte mir, daß es sich darum handle, genau festzustellen, wieviele Soldaten wirklich am Mulnya lägen, da der Sultan keine Lust mehr habe, für ein großes Heer die Gelder zu beschaffen, während tatsächlich höchstens die Hälfte der auf dem Papier figurierenden Soldaten im Felde stände. Mulay Mustafa war von Fes geschickt worden, um die Soldaten zu zählen; und da er allein diese Zählung nicht durchsetzen konnte, ließ er jetzt Ben Taher zum Lager kommen, von dem er annahm, daß er als besonderer Günstling des Kriegsministers mehr Erfolg haben werde. Doch waren alle Versuche einer genauen Zählung vergeblich, sie scheiterten an der Hartnäckigkeit des Kaid Charab, eines der rücksichtslosesten und verwegensten Spitzbuben unter den Führern des Sultans. Ben Taher kam am 9. unverrichteter Sache an Bord zurück.

Sein Chalifa erzählte mir, daß man den Führern jetzt einfach ein Fünftel von dem bisher gezahlten Solde gestrichen habe, und es sei anzunehmen, daß sie auch dann noch nicht zu kurz kämen.

Die feindlichen Abteilungen lagerten dicht beieinander, nur durch den Fluß getrennt, und man fing auf beiden Seiten an, feste Häuser zu bauen und auf diese Weise ganz neue Orte zu schaffen. An entscheidende Schläge dachte keine der beiden Parteien.

Während Ben Tahers Abwesenheit hatte ich eine lange Unterredung mit einem alten Riffmann, Omar, der seit längerer Zeit an Bord weilte, um uns als Führer an der uns unbekannten Küste zu dienen. Er war bereits vierzig Jahre im Dienste des Sultans. Er hatte die ganze Vertreibung seines Stammes, der Trochanas, mitgemacht und war auch bei der Belagerung und Zerstörung der Kasba durch die Rebellen dabei gewesen. Ein kleines Anwesen, das er besessen hatte, war ihm zerstört und ausgeraubt worden. Als alle Sultansbeamten auf Drohen des Prätendenten aus Melilla ausgewiesen wurden, blieb er mit seiner Familie in Melilla und wohnte im Zeltlager der geflüchteten Trochanaleute. Später, als Kaid Mohamedi mit seinen Leuten den

Sultansleuten am Mulnya zu Hilfe zog, ging auch Omar mit und wurde in den Kämpfen verschiedentlich verwundet. Er hatte recht tiefe Einblicke in das ganz verrottete Heerwesen getan und konnte viel davon erzählen. Den größten Abscheu hatte er vor dem oben erwähnten Kaid Charab, der in seinen Augen so ziemlich der schlimmste von allen Sultansbeamten war. Dieser Charab, ein Verwandter von Menebhi, hatte sich in der Gegend von Tlemcan auf algerischer Seite angekauft und dort große Viehherden untergebracht, und Omar meinte, er betrachte den dortigen Besitz als sicheren Zufluchtsort, wenn er einmal ausreißen müsse. Anfangs, als die Macht des Charab noch nicht allzugroß war, hätte der Bascha ihn leicht unschädlich machen können, doch später war es nicht mehr möglich, da der Anhang und das Ansehen des ersteren immer mehr wuchs, und er sich mit den verwegensten Leuten zu umgeben wußte. Er liebäugelte stark mit dem Prätendenten und soll diesem nicht nur eine ganze Anzahl Zelte geschenkt, sondern auch oft moderne Waffen verkauft haben. Die Operationen erschwerte er dadurch, daß er nie mit den übrigen Heerführern unter Kaid Baschir und Kaid Hussain zusammenarbeitete, sondern meist untätig lag, und es soll vorgekommen sein, daß, wenn seine Leute einmal in den Kampf mit eingriffen, sie von hinten auf Freund und Feind schossen. Er war der Schrecken des ganzen Sultanslagers, und die übrigen Kaids konnten nichts gegen ihn ausrichten, da er ihnen weit überlegen war.

Unter solchen Umständen sah es mit der Sache des Sultans nicht allzu glänzend aus, und es kann daher als ein Glück betrachtet werden, daß Charab nicht viel später an einer vereiterten Schußwunde am Arm starb. Dadurch kam etwas Einheitlichkeit in die Unternehmungen, aber von einem wirklichen Fortschritt war leider auch dann noch nichts zu merken.

Ben Taher entwickelte in den nächsten Wochen eine geradezu unglaubliche Untätigkeit. Wir lagen oft tagelang vor Adschrut, Melilla oder bei den Chafarinas-Inseln, ohne daß er den Wunsch hegte, etwas zu unternehmen. In Adschrut weilte er so gerne, weil er dort am Land leben und bei seinen Freunden umsonst essen

konnte, bei den Chafarinas, weil dort, im sicheren Hafen, das Schiff nie rollte, und in Melilla endlich, weil dort die spanischen Behörden für unsre Sicherheit wachten. Denn er hatte noch immer eine große Angst vor den Minen und fürchtete stets, in die Luft gesprengt zu werden. Das Mar Chica vermied er fast ganz. Wenn ich ihn dann in Melilla auf den Befehl des alten Torres aufmerksam machte, daß wir uns nicht länger als vierundzwanzig Stunden dort aufhalten sollten, erklärte er, er verhandle gerade mit einigen noch rebellischen Stämmen und müsse hierzu notwendig in Melilla bleiben. Sogar eine Nacht blieb er an Land und ließ mir sagen, es geschehe dieser Verhandlungen wegen. Zufällig sahen ihn einige der Schiffsleute in ein öffentliches Haus verschwinden, in welchem es wohl kleine Mädchen gab, aber doch keine Rebellenführer und Konferenzzimmer. Oft saß er in den spanischen Kneipen und trank harmlose Getränke, und wenn er sie nicht bewältigen konnte, mußte einer seiner Schwarzen, der stets um ihn war, die Reste austrinken, damit dem Wirte nichts geschenkt würde. Zuweilen saß er allerdings mit Kaid Mohamedi in dem Laden eines Juden auf Zeugballen und verhandelte; geheimnisvoll deutete er mir an, daß es sich um die Unterwerfung dieses oder jenes Stammes handle. Doch wenn ich dann Mohamedi auf spanisch fragte, wie es sich damit verhielt, meinte er, sie hätten sich über die gleichgültigsten Dinge unterhalten und die Erzählung Ben Tabers sei reinste Erfindung, unsre Anwesenheit in Melilla sei völlig überflüssig.

Am 9. Juli bekam ich ein Telegramm von Torres mit dem Befehl, umgehend nach Adschrut zu fahren, dort einige Gefangene zu holen und dann direkt nach Tanger zu kommen. Taber tobte, als ich ihm hiervon Meldung machte, und bestand darauf, daß wir in Melilla blieben, da er von Fes aus Vollmacht über das Schiff bekommen und Torres daher nichts dreinzureden habe. Ich teilte Torres telegraphisch Ben Tabers Auseinandersetzung mit und bekam umgehend die Antwort: Laß Ben Taber dort und komme über Adschrut hierher ohne ihn.

Doch der Alte blieb nicht dort, sondern zog es vor, mitzu-

fahren. In Adschrut fand ich am 11. früh einen Brief des Baschas vor, nicht auf die Gefangenen zu warten, sondern unverzüglich abzufahren. Ben Taher wollte noch in der Kasba frühstücken und war an Land gefahren, doch ließ ich ihm sagen, daß ich darauf nicht warten würde. Er versuchte, uns aufzuhalten, aber ich hatte strengen Befehl gegeben, Punkt 10 Uhr solle das Boot an Bord kommen. Als es nicht kam, blies ich die Dampfpfeife und sah nun, wie die Leute zum Boot rannten, es ins Wasser schoben und dann abzufahren begannen. Gleich darauf kam der Expeditionsgreis angestürzt und wurde in Eile ins Boot genommen. Sonst hätte ich ihn zurückgelassen. Gegen Mittag fuhren wir dann nach Tanger ab.

Die Franzosen begannen in dieser Zeit dem Sultan neue Schwierigkeiten an der Grenze zu machen, und die französischen Zeitungen sprachen offen von einer tatkräftigen Unterstützung des Prätendenten. In Nemour wurden wieder einmal für die Mehalla bestimmte Waffen und Munition beschlagnahmt, später allerdings wieder freigegeben, doch verbitterte dieser Vorfall die Araber sehr. Ein offenes Eintreten der französischen Behörden für Bu Hamara war zwar nicht zu beweisen, doch es ist bezeichnend genug, daß man von offizieller französischer Seite dem immer noch heimlich stattfindenden Verkehr zwischen Port Say und der Faktorei nicht nur kein Ende machte, sondern ihn sogar zu begünstigen schien.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Konferenz bei Torres. — Plan zur Vernichtung Bu Hamaras. — Ben Taher wird abgesetzt. — Ein Zwischenfall in Tanger. — Wieder nach dem Kriegsschauplatz. — Neue Prise. — Unsere Gefangenen. — Neue französische Machenschaften. — Die gescheiterten Pläne des B.

Niemand von uns wußte, aus welchem Grunde wir nach Tanger zurückgerufen seien, doch vermuteten alle, es sei geschehen, damit endlich ein andrer Sultansvertreter an Ben Tahers Stelle an Bord käme. Es dauerte fast drei Tage, ehe wir den alten Torres nur flüchtig begrüßt hatten, und in denen Ben Taher förmlich Angst schwitzte, bis wir endlich zu einer Besprechung ins Ministerium befohlen wurden, die ein ganz anderes Thema behandelte, als wir gedacht hatten. Wir waren zum 15. Juli vormittags 10 Uhr bestellt worden und wurden, als wir ankamen, sofort in das ministerielle Privatzimmer geführt. Hier versammelten sich nacheinander: Ben Taher, zwei Spanier, Subier (ein in England ausgebildeter Araber, der mir als Dolmetscher beigegeben wurde), Torres, Si Ben Asser Ganam und ich, und dann begannen die Besprechungen, deren Gegenstand ein Gewaltstreich gegen das Leben oder die Freiheit Bu Hamaras war.

Ein Franzose aus Algier, ein gewisser Herr B. . . ., Inhaber der algerischen Tabakmanufaktur, hatte sich erboten, dem Sultan seinen Widersacher entweder lebendig oder tot in die Hände zu liefern, und hatte zu diesem Zwecke einen recht abenteuerlichen Plan entworfen. Er wollte einen Dampfer chartern, einige Waffen für den Prätendenten als Lockmittel an Bord nehmen, mit dem Dampfer nach dem Mar Chica fahren und dann mit einer Motorbarkasse in den Binnensee einfahren. Bu Hamara sollte dann überredet werden, sich dieser Barkasse für eine kleine Vergnügungs-

reise anzuvertrauen, worauf einer ihn überwältigen und schnell an Bord des Dampfers bringen wollte. Für den Fall, daß er nicht in diese Falle ginge, sollte versucht werden, ihn an Land umzubringen.

Mir wollte es scheinen, als ob der Machsen von diesem Anschlag nur Gewinn haben könnte; denn gelang er, so war der Sultan seinen schlimmsten Feind endgültig los, gelang er nicht, so würde der Prätendent dadurch derartig mißtrauisch gegen seine französischen Freunde werden, daß diese in Zukunft bei ihm ausgespielt hätten.

Herr B . . . ., der selber unsern Verhandlungen nicht beiwohnte, sondern sich von den beiden Spaniern vertreten ließ, die seine Bevollmächtigten in Tanger zu sein schienen, verlangte für sein Unternehmen eine einmalige Zahlung von 20 000 Franken zur Bestreitung der Unkosten für den zu charternden Dampfer, und zwar sollte dieses Geld im Voraus bezahlt werden. (Was er im Falle des Gelingens seines Planes forderte, habe ich nie erfahren können.)

Die ganze Angelegenheit war schon früher zwischen den Vertretern des B. . . . und Torres erörtert worden, und Torres war im Prinzip damit einverstanden. Nur in bezug auf die Ausführung des Planes schienen noch Meinungsverschiedenheiten zu bestehen, die in unsrer Sitzung erörtert werden sollten. Es entspann sich ein längerer Wortwechsel zwischen den Spaniern einerseits und Torres und Ganam andererseits, bis einer der Spanier endlich meinte, man möchte doch einmal meinen Rat hören.

Nun mußte Subier mir erst einmal auseinandersetzen, um was es sich eigentlich handle, denn ich wußte bis dahin von nichts. Als ich dann in das ganze Geheimnis eingeweiht war, erklärte er mir, daß Torres und Ganam wünschten, der Turki solle während der Ausführung des Planes in der Nähe sein und Ben Taher und ich sollten vorher auf den französischen Dampfer an Bord gehen, um alles mit anzusehen. Die Vertreter des B. . . . dagegen wünschten, daß nicht nur der Turki, sondern auch Ben Taher und ich soweit wie möglich vom Tatorte entfernt seien.

Ich setzte den Herren auseinander, daß, nach meiner Meinung, der Turki nicht in der Nähe sein dürfe, wenn man etwas gegen den Prätendenten plane. Denn der Turki könne sich in jener Gegend in einem noch so günstigen Winkel verstecken, man würde ihn doch immer von Land aus sehen, und das Signalsystem der Rebellen sei so gut ausgebildet, daß unsre Gegenwart in allerkürzester Zeit nach Seluan gemeldet werden würde. Wenn dann ein französischer Dampfer nach dem Mar Chica ginge, um anscheinend Waffen zu landen, und dabei nicht von uns belästigt würde, so müsse der Prätendent bei seinem übergroßen Mißtrauen sofort argwöhnen, daß dieser Dampfer mit uns im Einverständnis handle, und der ganze Plan wäre vereitelt.

Die beiden Minister sahen ein, daß ich Recht hatte. Dennoch wünschten sie, daß Ben Taher und ich, wenn auch ohne den Turki, die Sache beobachteten, und verlangten, daß der französische Dampfer nach Tanger käme und uns dort an Bord nähme. Auch dies hielten die Vertreter des B. . . . für höchst unpraktisch. Ich mußte ihnen wieder recht geben und stellte den Ministern vor, daß wir unmöglich ganz ungesehen uns einschiffen könnten und daß unsre Einschiffung und Abfahrt, nach Seluan gemeldet, der Sache nur schaden könne. Ich fügte noch hinzu, daß es für mich natürlich ein großes Vergnügen sein würde, dabei zu sein, wenn Bu Hamara, der Mann, der der Regierung viele Ungelegenheiten und mir viele Arbeit gemacht habe, unschädlich gemacht würde; daß ich aber im eigensten Interesse der Regierung auf dieses Dabeisein verzichten zu müssen glaube.

Damit war die Verhandlung beendet.

Da wir uns wegen der Pläne des B. . . . einstweilen ruhig verhalten mußten, benutzte ich die Gelegenheit zu einer Reise nach Larasch, um dort den Schiffsboden so gut wie möglich auf der Bank im Flusse zu reinigen. Bei einer Rückkehr nach Tanger, am 12. August, erfuhren wir zu unsrer größten Freude, daß Ben Taher endgültig von seinem Posten als Ober-Admiral abgesetzt sei und nie mehr an Bord kommen werde.

Tanger hatte einen neuen Kaid bekommen: Ben Gasi, der ehemalige Gouverneur von Tetuan, zog am 16. August früh morgens, von den Behörden der Stadt eingeholt und von zahlreichen Kriegern begleitet, feierlich in die Stadt ein. An dem gleichen Tage kam es zwischen den Leuten des Raissuli, die den Polizei-

Der Marktplatz in Tetuan.

dienst auf dem Außenmarkt versahen, und Leuten des Andschera-Stammes zu offenen Feindseligkeiten, man sagt, als Folge der Anmaßung der Raissuli-Leute, die schon oft zu kleinen Reibereien Anlaß gegeben hatte. Die Andscheras, die gegen ihre Peiniger tätlich geworden waren, wurden von diesen angegriffen und von dem Markte vertrieben. In wilder Flucht sahen wir sie von Bord aus über die Sanddünen und am Strande entlang davonlaufen, verfolgt von den Raissuli-Leuten und den Kaid-Soldaten. Auf beiden Seiten gab es Tote und Verwundete. Es war ein grausiger

Anblick, als ein Soldat einem am Strande gefallenen Andschera-Mann den Kopf abschnitt, diesen auf seine Flinte steckte und dann mit der blutigen Siegestrophäe, umschwärmt von Neugierigen, nach der Stadt zurückkehrte. Dem neuen Kaid, der die ganze Operation leitete, obwohl er vom weiten Ritt ermüdet war, ist es wohl in erster Linie zuzuschreiben, daß kein Europäer belästigt wurde. Er hat sich auf diese Weise sofort die Sympathien der ganzen Bevölkerung erworben. Abends wurde es wieder still, und niemand dachte mehr an den kleinen „Zwischenfall". Die Streitigkeiten zwischen Raissuli und den Andscheras wurden in den allernächsten Tagen endgültig beigelegt und fortan herrschte wieder Friede in der Stadt.

Der Vorfall war wieder ein drastischer Beweis für die Unfähigkeit des Machsen, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und zeigte auch, daß unter den Landbewohnern allmählich der Respekt vor den einheimischen Behörden zu schwinden begann. Wenn wir nicht häufiger Zeugen derartiger Szenen wurden, so lag das lediglich an dem gutmütigen Charakter des Volkes.

In den nächsten Tagen kam ein kleiner französischer Dampfer, der „Leon et Toni", nach Tanger, von dem niemand so recht wußte, was er beabsichtige. Die Behörden begannen zu argwöhnen, daß er mit Kontrebande für Bu Hamara beladen sei, und forderten die französische Gesandtschaft auf, eine Untersuchung darüber anzustellen. Der Dampfer wartete diese Untersuchung nicht ab, sondern fuhr vorher, am 27. August abends, ab, in Tanger ein größeres Motorboot zurücklassend.

Ich sah am Nachmittage dieses Tages Herrn B. aus Oran auf der Landungsbrücke in Tanger stehen und nahm an, der Dampfer könne vielleicht von diesem für den abenteuerlichen Anschlag auf Bu Hamara bestimmt sein. In dieser Annahme wurde ich bestärkt, als man mir erzählte, B. sei mit dem Schiffe abgereist.

Am 5. September fuhren wir weiter nach dem Schauplatz unsrer Taten ab, nachdem Torres mir mitgeteilt hatte, daß Herr B. . . . den Prätendenten nicht gefangen genommen habe, daß die ganze Angelegenheit als erledigt zu betrachten sei, und daß wir

jetzt jedenfalls unsere kriegerische Tätigkeit wieder aufzunehmen hätten. Ben Taher begleitete uns glücklicherweise nicht wieder, nur sein Chalifa, Sid Hamed Achardan, ging mit uns nach Adschrut.

Nachmittags besuchte ich den Bascha, der fieberkrank und matt in seinem Zelte saß, sich aber bemühte, den liebenswürdigen Wirt zu spielen. Er trug mir auf, die Nacht nach Melilla zu fahren und mich dort Kaid Mohamedi zur Verfügung zu stellen, der uns weitere Befehle geben würde. Ich bat ihn nun, da wir doch jedenfalls weiter bombardieren müßten und ich in solchem Falle einen Repräsentanten der marokkanischen Regierung an Bord haben müsse, uns Sid Hamed Achardan mitzugeben, der uns allen ein lieber Freund geworden sei, und dessen taktvolles Benehmen dafür bürge, daß wir nicht weiter unliebsame Szenen mit den spanischen Behörden erlebten. Er schien gerne damit einverstanden, so daß nun Sir Hamed in Ben Tahers Stelle einrückte. Der Bascha erzählte, in den letzten Tagen hätten die Sultansleute dem Prätendenten verschiedene Schlappen beigebracht, und es wäre zu hoffen, daß der Feldzug nun bald zu Ende gehe, da Bu Hamaras Anhang und Ansehen mehr und mehr schwände. Doch von einem entscheidenden Schlage sprach er nicht, ging auch nicht darauf ein, als ich eine bescheidene Anfrage in dieser Richtung stellte.

Nachts fuhren wir nach Melilla, wo wir am 8. früh ankamen. Kaid Mohamedi gab uns den Befehl, am nächsten Morgen ganz früh nach der Beni Bugaffer-Küste zu fahren und uns dort einige Stunden zu zeigen, ohne zu schießen. Sollte ein Boot abkommen, so sollten wir den Insassen sagen, daß wir in jener Gegend Truppen zu landen gedächten. Der Kaid erzählte mir, daß die Beni Bugaffer allmählich anfingen, an der Sache des Prätendenten zu zweifeln, und daß unser Erscheinen die Leute in ihrem Entschluß, sich wieder dem rechtmäßigen Sultan zuzuwenden, bestärken solle. Ich schlug ihm vor, man möchte es nicht bei dem Versprechen, dort Truppen landen zu wollen, lassen, sondern wirklich einige fünfhundert Mann in jener Gegend an Land setzen. Diese würden mit dem zuverlässigen Teil der Beni Bugaffer

leicht dem Prätendenten ein Ende machen können und hätten im Notfalle immer Melilla in der Nähe. Doch so richtig der Vorschlag gefunden wurde, so wurde er doch nicht ausgeführt.

Pünktlich mit Tagesanbruch hielten wir am nächsten Morgen in der Süd West Ecke des Kap Tres Forkas unter der Beni Bu gaffer-Küste und dampften ganz langsam westwärts. Plötzlich sichteten wir in der Ferne ein kleines Fahrzeug, auf das wir sofort Jagd machten. Die Leute erkannten bald unsre Absicht und versuchten bei dem sehr flauen Winde, ihr Fahrzeug durch angestrengtestes Rudern an Land zu retten. Doch umsonst! Wir schnitten ihnen den Weg ab, und sie stellten daher, allerdings erst im allerletzten Augenblick, ihr Rudern ein und gaben sich und ihr Fahrzeug gefangen. Die Leute mußten an Deck kommen und wurden, da sie keine Papiere bei sich hatten, gefangen genommen. Es waren

Kap Tres Forkas bei Sonnenaufgang.

fünf Marokkaner, die durchweg einen sehr friedlichen Eindruck machten, besonders der „Rais“ (Kapitän), der uns aus einem Paar ängstlicher, kleiner Mausäuglein schüchtern ansah. Sie stammten aus der Alhucemas-Bucht vom Stamm der Tlemcamani, der noch zu den Feinden des Sultans hielt, doch schienen sie selber niemals kriegerische Absichten gehabt zu haben. Dennoch bestand Sir Hamed darauf, sie und ihr Fahrzeug nach Saida bringen zu wollen und den Bascha entscheiden zu lassen, was weiter zu geschehen habe. Ihr Boot, das mit Mühlsteinen beladen war, wurde ins Schlepptau genommen, worauf wir langsam östlich an der Beni Bugaffer-Küste entlang weiterfuhren. Plötzlich sahen wir vom Dorfe Asanen etliche Leute nach dem Strande zu laufen und stoppten, in der Erwartung, sie würden in friedlicher Absicht an Bord kommen. Statt dessen eröffneten sie, hinter Felsen verborgen, ein heftiges Gewehrfeuer auf uns, auf das wir mit einem ganzen Gurt Maximgeschossen und sieben Granaten für ihr Dorf umgehend antworteten. Dann dampften wir nach Adschrut zu, um unsre Leute abzugeben.

Die Gefangenen wurden am 10. früh in feierlicher Prozession, mit auf den Rücken gebundenen Händen, von unsern Soldaten nach der Kasba geführt und dem Kaid Hadsch Allal einstweilen übergeben. Der Bascha entschied, daß sie als Kriegsgefangene dortzubleiben hätten, und daß der Inhalt des Bootes als unser Eigentum zu betrachten sei. Es waren hundertfünfzig Paar Mühlsteine, deren Erlös später unter die Mannschaft verteilt wurde.

Der Bascha klagte mir sein Leid über neue französische Unfreundlichkeiten. Jetzt ließe man von Oran aus keine Lebensmittel mehr über die Grenze. Ich erzählte ihm, daß ich kürzlich in einem in Tanger erscheinenden französischen Blatte gelesen hätte, die aus Oran in Tanger präsentierten Wechsel für geliefertes Korn seien vom Machsen nicht bezahlt worden, und aus diesem Grunde hätten die französischen Behörden einfach weitere Lieferungen nach Marokko über die algerische Grenze verboten. Doch versicherte er, daß alle Regierungslieferungen stets pünktlich bezahlt worden seien, und daß die Regierung sich nur geweigert habe, die Privat-

schulden einiger Raids in Marnia zu begleichen. Ich konnte nicht umhin, ihm unumwunden zu erklären, daß Frankreich nach meiner Meinung dem Machsen absichtlich bei jeder Gelegenheit Schwierigkeiten mache, um Marokko so viel wie möglich zu schaden und es immer mehr zu schwächen, und zwar nur deswegen, damit Frankreich später, wenn es sich anschicke, das Land unter seine Gewalt zu bringen, um so leichtere Arbeit habe.

Nachts dampften wir weiter nach Melilla.

In diesen Tagen sammelte ich einige Nachrichten, die in engem Zusammenhang mit den Unterredungen stehen mußten, denen ich bei Torres wegen der Unschädlichmachung des Prätendenten durch B. mit beigewohnt hatte. Zuerst erzählte man mir in Adschrut, der Dampfer „Leon und Toni" sei von einem französischen Hochseetorpedoboot angehalten und in einen französischen Hafen eingebracht worden, angeblich, weil er Kontrebande an Bord gehabt habe. Eine Oran-Zeitung brachte diese Meldung. Sie bestätigte sich aber nicht, und es wollte mir scheinen, wie wenn sie von den Eigentümern der „Leon und Toni" absichtlich in die Presse gebracht worden sei, um uns zu täuschen. Ferner erfuhr ich, daß das Motorboot, das von diesem Dampfer seinerzeit in Tanger zurückgelassen worden war, aus dem Grunde zurückblieb, weil der Führer dieses Bootes sich weigerte, in das Mar Chica hineinzufahren, deswegen entlassen wurde, und man keinen Ersatz für ihn fand. Auf den Chafarinas sagte man mir dann, daß „Leon und Toni" in allerletzter Zeit noch in jenen Gewässern gewesen sei und meist des Nachts nach der Faktorei führe und tagsüber weit draußen herumtriebe. Die Fischer hatten ihn oft gesehen, und einer von ihnen behauptete sogar, am Bord gewesen zu sein und dort B. und einige andere gutgekleidete Franzosen gesehen zu haben. Die Leute hätten ihm gesagt, es seien zweihundert Gewehre und drei Kanonen am Bord, man würde aber diese Sachen nicht eher an Land geben, bis man Bezahlung vom Prätendenten habe. Und endlich hieß es in Melilla, daß Delbrell bei Bu Hamara in Ungnade gefallen sei, und zwar sagten die einen, weil er dem Prätendenten keine Waffen mehr ohne vorherige Bezahlung habe liefern wollen,

die andern, weil er seinen Herrn habe verraten wollen; er habe mit B. unter einer Decke gesteckt, dessen Plan vom Prätendenten durchschaut worden sei. Hierzu stimmte auch die weitere Erzählung, daß Bu Hamara sein Zollpersonal bei Melilla angewiesen habe, Delbrell lebend oder tot nach Seluan zu bringen.

Aus allen diesen Mitteilungen glaube ich schließen zu können, daß tatsächlich versucht worden ist, Bu Hamara zu beseitigen, und daß die Kontrebande am Bord der „Leon und Toni" lediglich dazu bestimmt war, um den Prätendenten zu töten. Genaues darüber wird jedenfalls nie an die Oeffentlichkeit kommen.

„Leon und Toni" verschwand bald darauf aus diesen Gewässern und wurde von uns nur noch dann und wann als friedlicher Handelsdampfer gesehen. Delbrell versuchte, die Sache so darzustellen, als ob er dem Bu Hamara den Dienst gekündigt habe, angeblich, weil er mit dessen Politik nicht mehr zufrieden gewesen sei, doch glaubte ihm niemand, und die, welche die wahre Geschichte nicht ahnten, nahmen an, er sei wegen andrer Unredlichkeiten entlassen worden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dr. Rosen reist nach Fes. — Madame du Gast. — Neues von Bu Hamara. — Ein Fest an Bord. — Der Sklave. — Ramadan. — Chalifa Schirgi gefangen. — Seine Erzählung. — Eine traurige Prozession in Tanger.

Am 22. September brach unser Gesandter, Herr Dr. Rosen, nach Fes auf, um sich dem Sultan vorzustellen und sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen. Da der „Turki" bereits seit vier Jahren nicht mehr in einem richtigen Trockendock gewesen war und bei der Gleichgültigkeit der Behörden meinen ständigen Vorstellungen gegenüber kaum daran zu denken war, daß man uns ohne einen kleinen Druck unser Recht zukommenlassen würde, bat ich den Gesandten, er möchte doch in Fes ein gutes Wort für uns einlegen, daß das Schiff endlich einmal wieder gut in Stand gesetzt würde. Bald erfuhr ich aus Fes, daß der Sultan bestimmt habe, der „Turki" solle demnächst zu einer größeren Reparatur nach Europa gehen, doch ist der Plan niemals zur Ausführung gekommen.

Wir fuhren am 24. September nach Melilla ab, um in jener Gegend unsre gewohnte Tätigkeit wieder aufzunehmen. Als Ladung hatte man uns aus Tanger fünfhundert Sack Mehl für Adschrut mitgegeben, und außerdem hatten wir noch zwölf Passagiere an Bord, darunter acht von der Mehalla am Muluya desertierte Soldaten. Es wurden nämlich nach wie vor alle vom Muluya desertierenden Leute liebevoll in Oran aufgenommen und bereitwilligst mit französischen Dampfern nach Tanger zurückexpediert. Doch der Machsen ließ diejenigen, welche in Tanger ankamen, nach wie vor sofort ins Gefängnis abführen und dort einige Wochen darben, worauf sie, genügend elend und abgemagert, wieder nach der Grenze transportiert und dort ihren Kameraden als abschrecken-

des Beispiel gezeigt wurden. Unsre acht sahen jämmerlich genug aus, und einer von ihnen starb an körperlicher Schwäche. Wir mußten ihn in unmittelbarer Nähe des Landes nach Seemannsweise bestatten, da wir an dem Tage unruhiger See wegen in Adschrut nicht landen konnten, und es mir nicht geraten schien, die Leiche in Melilla oder auf den Chafarinas beerdigen zu lassen. Ich fürchtete Quarantäneschwierigkeiten und verschwieg daher lieber den Todesfall vor den spanischen Behörden. Als wir am 30. September vor Adschrut ankerten und dann an Land von dem Verstorbenen erzählten, fragte Kaid Hadsch Allal sofort nach dem Gelde, das er bei sich gehabt habe. Wir versicherten ihm, daß wir nichts gefunden hätten, womit er sich zufrieden geben mußte. Ich nehme an, daß er etwa gefundene Barmittel als sein Eigentum betrachtet hätte.

Mr. Say schien es zu bedrücken, daß ich seit Monaten nicht mehr wie früher bei ihm in Port Say verkehrte und außer dem einen Mal, wo ich wie ein Bascha mit großem Gefolge bei ihm vorritt, nicht mehr dort gewesen war. Er schickte mir am 1. Oktober durch seinen Pflegesohn einen Brief an Bord, worin er mich bat, ich möchte doch endlich einmal wieder zu ihm kommen. Ich hatte in Melilla gehört, daß Say seine Beziehungen zu Bu Hamara kürzlich ganz abgebrochen habe; man sagte, er habe von der marokkanischen Regierung 20 000 Franken erhalten und sich gegen diese Summe verpflichtet, auf weitere Unternehmungen am Mar Chica zu verzichten. Der Pflegesohn, Mr. Daniel B., bestritt dies zwar, als ich ihn darum befragte, doch halte ich es nicht für unwahrscheinlich. Ich versprach Mr. Daniel, seinem Pflegevater recht bald einen Besuch machen zu wollen, und bat ihn, diesem einstweilen auseinanderzusetzen, daß mich Says intime Beziehungen zu Bu Hamara bisher gezwungen hätten, Port Say zu meiden, da ich als Beamter des Sultans nicht in den Verdacht kommen wollte, mit den Freunden des Prätendenten in Beziehungen zu stehen. Jetzt aber, wo ich wisse, daß Say keine Geschäfte mehr mit Bu Hamara mache, würde ich gern wieder öfter nach Port Say kommen. Daniel erzählte mir, daß augenblicklich eine gewisse Madame du

Gast bei Mr. Says in Port Say weile, die in allernächster Zeit nach Fes zu gehen gedenke.

Diese Dame, von der ich bisher kaum Notiz genommen hatte, begann mich lebhaft zu interessieren. Sie hatte früher eifrig in Kasba Seluan bei Bu Hamara verkehrt und war auch einmal in der Faktorei gewesen, während wir bombardierten. Das in Melilla erscheinende „Telegrama del Rif" hatte sich schon öfter mit ihr beschäftigt. Es hieß damals, daß sie sich sehr für Bu Hamara interessiere und diesen sehr verehre. Man hielt sie für reich, und es war ihre Absicht, dem Prätendenten Geld, Waffen und Munition zu liefern und dafür von ihm Minen-, Bahn- und Hafenbaukonzessionen zu erwerben. Doch sollen die Verhandlungen über diese Geschäfte an der ablehnenden Haltung des Gouverneurs von Melilla gescheitert sein. Ich war neugierig, von den weiteren Plänen und Absichten dieser Dame zu hören.

In Port Say angekommen, begrüßte mich Herr Say sehr herzlich, worauf ich ihm noch einmal kurz meine Gründe auseinandersetzte, die mich gezwungen hätten, ihn so lange zu meiden. Dann stellte er mich zwei französischen Offizieren vor, von denen er mir sagte, es seien die von der Regierung der Madame du Gast zugeteilten Begleiter. Ferner teilte er mir mit, daß die Dame außerdem noch ein besonderes Empfehlungsschreiben von der französischen Regierung an den Sultan habe. Frau du Gast selber war nicht da, und ich wollte mich gerade verabschieden, als ich mit den Herren vor der Tür plötzlich auf die du Gast prallte. Es war eine große, stattliche Erscheinung mit schönen, ebenen Gesichtszügen und vollem, blonden Haar; sie wirkte aber unsympathisch auf mich, ich weiß selber nicht, warum, glaube aber, weil die an das Gesicht verschwendeten Schönheitsmittel in der grellen Sonne zu sehr hervortraten.

Die kurze Unterhaltung war sehr förmlich. Sie verriet eine große Ungeduld, aus Port Say, das sie sehr zu langweilen schien, fortzukommen, und erkundigte sich angelegentlichst nach der nächsten Fahrgelegenheit nach Melilla. Galant bot ich ihr den „Turki" zur Ueberfahrt an, doch meinte sie: "cela serait trop compro-

mettant", und entschied sich für den Zenith, der gleichfalls in allernächster Zeit von Port Say nach Melilla gehen sollte.

So fuhr ich denn allein nach Melilla. Ich saß dort am 3. Oktober nachmittags im Hotel „Afrikana" und plauderte mit einem Bekannten, als der Zenith in den Hafen einfuhr. Wir beobachteten nun, wie Madame du Gast mit ihren Begleitern, jetzt beide in Zivil, landete. Am Quai wurde sie von einem Herrn in Empfang genommen, den man mir im Hotel als einen Herrn C. . . . nannte. C. . . . war, wie ich weiter erfuhr, einer der französischen Kontrebandisten und noch in allerletzter Zeit in Seluan gewesen. Er hatte im Hotel „Afrikana" gewohnt und war die Zeche schuldig geblieben. Man behauptete, er sei einer der Agenten der Madame du Gast, und ich glaubte aus dem Umstande, daß er sich sehr um sie und ihr Gepäck bemühte und dann in einem Wagen mit ihr abfuhr, auf die Richtigkeit jener Behauptung schließen zu dürfen. Die Wirtin des Afrikana-Hotels machte noch am selben Tage der du Gast einen Besuch und bat sie, die Rechnung für Mr. C. begleichen zu wollen, doch antwortete die Dame, daß sie unmöglich für Privatschulden ihrer Freunde aufkommen könne. Ich selber erhielt gleichzeitig einen Brief von Torres, in dem er mich bat, ich möchte in Melilla besonders dem C. . . . und einem gewissen B. . . . scharf auf die Finger sehen, da beide beabsichtigten, in allernächster Zeit größere Mengen Munition und Waffen für den Prätendenten in jener Gegend zu landen.

Mir erschien alles das, was ich von diesen Franzosen sah und hörte, recht eigenartig. Madame du Gast ging mit französischen Offizieren nach Fes, nachdem sie vorher versucht hatte, mit dem Prätendenten Geschäfte zu machen, und während einer ihrer Agenten, Mr. C., noch mit dem Prätendenten arbeitete. C. blieb seine Hotelrechnung schuldig, obgleich man annahm, daß seine Auftraggeberin steinreich sei; B., der mit beiden unter einer Decke spielte, war der Bruder eines hohen französischen Beamten in Algier. Am ungeheuerlichsten aber von allem diesen war das Verhalten der du Gast, die mir im Auftrage der französischen Regierung ein doppeltes Spiel zu spielen schien. Ich konnte nicht um-

hin, dem alten Torres genau über alles in den letzten Tagen Geschehene und Gehörte Bericht zu erstatten und ihn vor dem neuen Lockmittel der Franzosen, der schönen du Gast, zu warnen.

Ich lernte in diesen Tagen einen jungen spanischen Offizier kennen, den Infanterie-Hauptmann C., der später wegen seiner guten Kenntnis des Arabischen Instrukteur der marokkanischen Eingeborenenpolizei in Tetuan geworden ist. Herr C., ein reizend liebenswürdiger und angenehmer Mensch, machte oft Überlandreisen nach Seluan, wobei er sich als spanischer Arzt ausgab, um sich über die dortigen Verhältnisse zu orientieren. Ob er im Auftrage und mit Zustimmung des Gouverneurs reiste, weiß ich nicht, nahm es aber an. Er erzählte mir, daß er kürzlich dem Amin in der Duane des Prätendenten bei Melilla einen arabischen Brief habe vorlesen müssen, da der Amin weder lesen noch schreiben könne. Dieser Brief habe den Befehl vom Prätendenten enthalten, Delbrell in Eisen nach Seluan zu schicken, falls er es wagen sollte, wieder marokkanisches Gebiet zu betreten. Somit wußte ich jetzt genau, daß die Erzählung Delbrells, er habe dem Prätendenten die Freundschaft gekündigt, Erfindung war. Herr C. erzählte übrigens noch einiges, was nicht dazu beitrug, diesen biedern Franzosen in meiner Achtung steigen zu lassen. Delbrell hatte bei einer früheren Waffenlieferung für Bu Hamara seine Provision von den Lieferanten verlangt, noch ehe die Waffen bezahlt waren, und als sie ihm nicht gleich bezahlt wurde, den Prätendenten bestimmt, die Waffen überhaupt schuldig zu bleiben. Auch über die augenblicklichen Verhältnisse in Seluan plauderte Herr C. recht interessant. Er erzählte, daß den Rebellen Geld und Lebensmittel sehr knapp würden, daß sehr viel Krankheit in Seluan sei und die Leute in Massen stürben. Der Prätendent selber sei ein sehr sympathischer Mann, den man achten müsse, wenn man ihn kenne, auch dann, wenn man ihn innerlich vielleicht für einen Betrüger halte. Sein treuester Anhang bestände aus Abenteurern, die aus ganz Marokko zusammengelaufen seien, außerdem hielte von den Riffleuten nur noch Said Schadli mit seinen Stammesgenossen zu ihm. Im Ganzen zähle er wohl noch Tausend Anhänger. Diese

zu überwältigen und ihm selber ein schnelles Ende zu bereiten, sei augenblicklich eine sehr gute Gelegenheit, zumal die Munition in Seluan sehr knapp sei, doch könne man auch mit Sicherheit annehmen, daß die Sultansleute sich diese Gelegenheit entgehen lassen würden.

An Bord herrschte seit dem Abgange Ben Tahers zwischen Schiffsleuten und Soldaten stets das beste Einvernehmen. Die Leute vertrugen sich ausgezeichnet miteinander, und häufig konnte ich beobachten, wie die Soldaten den Matrosen bereitwilligst bei den Schiffsarbeiten halfen. Dieses nette Harmonieren mag wohl der Hauptgrund gewesen sein, daß sie beschlossen, ein gemeinsames großes Fest zu veranstalten. Auch der herannahende Fastenmonat mag sie bewogen haben, vorher noch einmal recht vergnügt zu sein. Sie sammelten unter sich eine kleine Summe, kamen auch zu uns Europäern, um einen kleinen Beitrag zu holen, der ihnen gern gegeben wurde, kauften dann in Melilla und Adschrut große Mengen Tee, Zucker, Mehl, Butter und Hühner und einige Hammel und baten mich dann, ihnen einen ganzen Tag frei zu geben, an dem sie sich einmal recht schön bei gutem Essen und Trinken vergnügen könnten. Ich bestimmte den 6. Oktober zu diesem Feste, da wir dann gerade in Chafarinas ankern müßten, um eine kleine Reparatur vorzunehmen, die von den beiden deutschen Maschinisten ausgeführt werden konnte.

Schon früh am Morgen überspannten die Marokkaner das ganze Verdeck mit Sonnensegeln, fegten es rein und belegten die Großluke rund herum mit Matratzen. In der Eingeborenenküche wurde mächtig gebraten, geschmort, gebacken und gekocht. Dann nahmen sie mit untergeschlagenen Beinen auf den Matratzen Platz, vorn die Soldaten, dahinter die Schiffsleute und dann begann ein mächtiges Schmausen, Teetrinken, Singen und Musizieren. Alle waren in fröhlichster Laune, und je weiter der Tag vorschritt, um so vergnügter wurden sie. Die Guitarre ging von Hand zu Hand und begleitete die eintönigen, schwermütigen Lieder. Zuweilen wurde auch getanzt. Dabei stellten sie sich im Kreise auf und hüpften mit steifen Knieen auf und ab, wobei sie den

Fest an Bord.

Oberkörper nach vorn und nach rückwärts bogen. Einige sangen, wobei alle andern in die Hände klatschten. Ein Vortänzer hüpfte in den wildesten Sprüngen im Kreise von einem zum anderen. Bumgais erklärte mir, dieser Tanz solle die Verdauung befördern, man bringe dadurch das Gegessene etwas mehr nach unten, um oben Platz für neue Quantitäten zu schaffen. Und es war wirklich erstaunlich, welche Mengen an diesem Tage verschlungen wurden. Zwischendurch gab es auch eine kleine Theatervorstellung, indem einer der Matrosen einen hohen Würdenträger nachahmte. Er karrikierte diese Art vornehmer Spitzbuben in sehr komischer Weise, sogar die Gebetkette fehlte nicht, an der, wie man sagt, der Beamte seinen Profit abzählt. Selten sah ich Menschen so harmlos fröhlich, ohne jeden Tropfen Alkohol! Kein Mißton störte die ganze kindliche Feier. Natürlich mußten auch wir Europäer uns zuweilen dazusetzen und etwas essen. Das Fest dauerte die ganze Nacht, bis morgens 3 Uhr, dann erst trat Ruhe im Schiff ein.

Wir fuhren auch weiterhin in langen Zwischenräumen zwischen Melilla und Adschrut hin und her, ohne jemand direkt zu belästigen

und nur mit der Absicht, unsern Gegnern das Schmuggeln am Mar Chica unmöglich zu machen. Am 19. früh sollten wir wieder einmal von Melilla nach der Grenze abfahren, und ich hoffte, es so einrichten zu können, daß wir noch vor Nacht in Adschrut zu Anker wären. Doch wurden wir durch einen Passagier, der notwendig mitfahren sollte und einstweilen noch nicht fertig zu sein schien, mehrere Stunden aufgehalten. Ich wartete ungeduldig im Laden unsers Agenten Fartut auf das Zeichen zur Abfahrt, als plötzlich in großer Begleitung von Riffleuten ein ganz junger, aber großer und starker Neger erschien. Die Begleiter taten alle sehr freundlich mit dem schwarzen Knaben, während er selber beständig verlegen und dumm lächelte und alle Anwesenden auf Kopf, Hände oder Djellaba zu küssen suchte. Dies eigenartige Gebahren des Schwarzen, sowie die große Freundlichkeit der Riffleute schien mir sehr auffällig, so daß ich schließlich einen der Riffleute fragte, was es mit dem Jungen für eine Bewandtnis habe. Mit der größten Offenherzigkeit bekam ich die Antwort, daß Kaid Mohamedi ihn heute für vierzig Duros gekauft habe, und daß er jetzt nach Adschrut weiter verschachert werden solle. Also ein Sklave, den man ganz ruhig mitten im spanischen Gebiet an- und verkaufte! Ohne Wissen der spanischen Behörden natürlich, die solchen Menschenhandel wohl kaum gebilligt hätten!

Eine ganz neue Djellaba hatte man dem Schwarzen bereits angezogen, ein neues Hemd zog er sich jetzt in Fartuts Laden an, indem er die Djellaba als Ankleidezimmer benutzte. Das schmutzige alte Hemd blieb natürlich unter dem neuen sitzen. Dann bekam er noch ein Paar neue Pantoffeln, und nun endlich konnten wir mit dieser merkwürdigen Ladung abfahren.

Denselben Abend kam der neue Mond in Sicht, und der Fastenmonat Ramadan begann. Die Leute durften also von jetzt ab einen ganzen Monat bei Tage nicht essen und waren mißmutig und faul, so daß mit ihnen nicht gut umzugehen war. Der Bascha aber, den wir in den nächsten Tagen öfter sahen, da wir bis zur Abfahrt nach Tanger fast ständig vor Adschrut lagen, schien sich seine gute Laune nicht verderben zu lassen. Nur einmal sah

ich ihm seinen Schreiber heftig anfahren, als dieser von der Truppe kam und anstatt Neuigkeiten nur Briefe brachte, in denen die Führer dringend um Geld baten. Er meinte, man möge ihn jetzt, im Fastenmonat, nicht mit derartigen Kleinigkeiten belästigen. Als einige Tage später ein kleiner Kaid von der Truppe kam, da ihm das Geld ausgegangen war und er zu darben begann, ließ der Pascha ihn kurzerhand verprügeln und schickte ihn dann zur Truppe zurück. Wenn ich mit Bungais und dem Chalifa tagsüber bei dem hohen Herrn saß, wurde mir immer zu essen gebracht, nach der alten, guten Art gebraten oder gekocht, und ich mußte essen, während die andern zusahen. Sie vertrieben sich Hunger und Langeweile durch Erzählen und lachten dabei oft und lange.

Man bereitete jetzt tatsächlich einen entscheidenden Schlag gegen den Prätendenten vor. Die Rebdana-Leute, die schon sehr kriegsmüde waren und Bu Hamara gerne ein schnelles Ende bereiten wollten, erhielten neue Munition und zogen dann an den Muluya zur Mehalla. Auch von den Beni Snassen stießen Abteilungen unter dem großen tapferen Kaid Hamdul zu den Sultansleuten, und auch Kaid Hadsch Allal brach von Kasba Saida mit der dortigen Garnison nach dem Muluya auf. Schon vom 20. Oktober an hieß es beständig, „morgen" wird die Entscheidung sein. Am 24. fand ein kleines Vorgefecht statt. Kaid Hamdul war mit seinen Leuten über den Fluß gegangen, um zu rekognoszieren. Dabei stieß er auf eine kleine Truppenmacht des Prätendenten unter dem Kaid Hamdul ben Mohamed Schirgi, gewöhnlich Chalifa Schirgi genannt. Nach heftigem Kampf wurden die Bu Hamara-Leute besiegt, und ihr Führer fiel den Beni Snassen in die Hände, die sich dann mit dieser wichtigen Beute über den Fluß zurückzogen, ohne den Sieg auszunutzen. Um sich das kostbare Sattelzeug des Gefangenen nicht entgehen zu lassen, hatte man sein verwundetes Pferd niedergeschossen und dann das Geschirr abgeschnallt und mitgenommen. Der Chalifa Schirgi selber wurde seiner Waffen und seiner kostbaren Kleider beraubt und ins Lager gebracht, wo ihm Kaid Baschir eine alte Djellaba gab, um seine Blöße zu bedecken. Dann wurde er nach Kasba Saida gebracht, von wo er mit dem „Turki"

nach Tanger gebracht werden sollte. Man erzählte mir, daß der Dolch des Gefangenen im Lager sofort für achtzig Duros verkauft worden sei.

Chalifa Schirgi in Eisen an Bord.

Doch die eigentliche Entscheidungsschlacht ließ immer noch auf sich warten. Einige Soldaten, mit denen ich darüber sprach, meinten, die Führer seien nicht einig untereinander, denn was der eine wolle, wolle der andere nicht. Nur in dem einem Punkte scheine Einigkeit zu herrschen, nämlich darin, den Prätendenten noch recht

lange aktionsfähig zu erhalten, da nur dadurch die bisherigen großen Einnahmen weiter bezogen werden könnten.

Besonders scheint es Kaid Baschir gewesen zu sein, der die Entscheidungsschlacht immer wieder hinauszuschieben wußte. Tag für Tag verrann, und immer hieß es: morgen. Bis am 25. endlich ein so heftiger Regen einsetzte, daß der Muluya in wenigen Stunden zu einem reißenden Strom anschwoll und nun nicht mehr zu passieren war. Da hatten die Führer endlich das erreicht, was sie so lange gewünscht hatten, die Natur selber machte den ihnen unsympathischen Vernichtungszug unmöglich. Kohlenmangel zwang uns am 26. Oktober nach Tanger zu fahren, um unsern Vorrat zu ergänzen. Man gab uns im Ganzen dreiundreißig Gefangene mit, darunter den großen Bu Hamara-Chef Chalifa Schirgi. Alle hatten Fußfesseln an, nur Schirgi war an Händen und Füßen gefesselt. Er sah noch frisch und gesund aus, da er erst seit zwei Tagen in Gefangenschaft geraten war. Die übrigen Gefangenen sahen fast alle erbarmungswürdig elend und verkommen aus; man merkte ihnen an, daß sie lange in dumpfen Kerkern gedarbt hatten.

Dadurch, daß unsre Leute auf der Reise nach Tanger gut für den Chalifa Schirgi sorgten und ihn zuweilen an die frische Luft führten, brachten sie ihn dazu, zu erzählen. Er berichtete, daß er ein Landsmann von Kaid Baschir sei, also aus der Nähe von Fes stamme (dadurch wird der Umstand erklärt, daß Kaid Bascha ihm im Lager eine Djellaba gab, als man ihm alles genommen hatte), und daß seine Familie eine der reichsten und angesehensten seines Stammes gewesen sei. Er habe seinerzeit Kaid des Stammes werden wollen, doch hätte man statt dessen einen andern geschickt, einen Günstling des Hofes. Es sei ja bekannt, daß derjenige, der in Fes keine feingepflegten Hände habe und nicht zu kriechen und zu schmeicheln verstände, keine Gnade dort fände, und daß alle tüchtigen und mutigen Männer mit etwas rauhen Manieren dort nichts gälten. Er habe sich dann, empört über seine Zurücksetzung, mit sechzig seiner Getreuen zum Prätendenten begeben, fest davon überzeugt, daß Bu Hamara wirklich Mulai Mohamed, der Bruder des Sultans sei. Seit sieben Mo-

naten wisse er jedoch, daß er sich getäuscht habe, doch da sei es zur Umkehr zu spät gewesen. Gott habe gewollt, daß er gefangen genommen wurde, und so ergebe er sich in sein Schicksal. Darauf kam er auf den Prätendenten zu sprechen und erzählte, daß dieser noch ungefähr vierhundert Reiter und elfhundert Mann Fußvolk habe, alles verwegene Leute. Es sei zwar klar, daß die Sache Bu Hamaras sich ihrem Ende zuneige, aber es würde den Sultan das Doppelte an Toten kosten, ehe er Bu Hamara und seinen Anhang aufgerieben hätte. Sollte es jetzt viel Regen geben und der Muluya für längere Zeit unpassierbar sein, so daß von dort keine Gefahr drohe, so würde der Prätendent, der jetzt persönlich die Operationen am Muluya leite, nach Seluan zurückkehren und von dort aus die Galayastämme im Guten oder mit Gewalt zu seiner Sache zurückzubringen suchen. Das würde für ihn die einzige Möglichkeit sein, um sich noch länger zu halten. Augenblicklich hielten nur sehr wenige Kabylen treu zu ihm.

In bezug auf die Franzosen erklärte er, daß Bu Hamara durchaus nicht ihr Freund sei, sondern sie nur als Mittel zum Zweck gebrauche! Er verspreche ihnen alle möglichen Konzessionen im Aufstandsgebiet, um Waffen und Munition zu bekommen, denke aber nicht daran, auch nur eines dieser Versprechen zu halten.

Da der Chalifa Schirgi eine sehr hohe Stellung bei Bu Hamara bekleidet und dessen volles Vertrauen genossen hatte, so schienen mir seine schlichten Erzählungen durchaus glaubwürdig, zumal er auch sonst einen sehr guten Eindruck machte. In seinen nicht gerade schönen Gesichtszügen lagen Offenheit, Mut und Entschlossenheit. Man sah ihm zwar an, daß ihn die Gefangenschaft bedrückte, aber Angst vor seinem Schicksal verriet er nicht.

Am 29. Oktober abends erreichten wir mit unsrer menschlichen Ladung Tanger. Die Gefangenen wurden am nächsten Morgen ausgeschifft, nachdem ungefähr das ganze Militär von Tanger aufgeboten und zu ihrer Bewachung am Hafen aufgestellt worden war. Ich begab mich ins Ministerium, wo ich außer Torres und seinen Sekretären auch den Bascha Ben Basi, seinen Chalifa und Kaid Dries von der Hafenbatterie antraf. In langem, traurigem Zug

kamen die Gefangenen auf Eseln die Hauptstraße hinauf, voran Chalifa Schirgi. Vor dem Ministerium machten sie Halt, und Chalifa Schirgi wurde vom Esel gehoben und hineingeführt, um von Torres verhört zu werden. Das Verhör war nur kurz, und Schirgi kam bald wieder aus den Arbeitsräumen heraus. In den Gängen machten ihm einige Raids das Hemd vorn auf und nahmen ihm einen Zettel fort, den er in einem Ledertäschchen um den Hals getragen hatte. Bungais meinte, es sei jedenfalls ein Amulett, ein vom Prätendenten aufgeschriebener Koranvers, der gegen feindliche Kugeln schützen solle.

Torres ließ mich hineinrufen und teilte mir mit, daß ich über Gibraltar nach Casablanca zu fahren habe, um dort Korn für Adschrut zu laden. In den wenigen Stunden, die mir vor der Abreise zur Verfügung standen, erfuhr ich, daß kürzlich in Arsila großer Aufstand gegen den Sultan gewesen sei, daß dieser Aufstand aber von Raisuli, der von der Stadtbevölkerung zu Hilfe gerufen wurde, schnell und energisch unterdrückt worden sei. Er wurde von den Einwohnern Arsilas enthusiastisch aufgenommen und vom Sultan zum Gouverneur dieser Stadt gemacht. Dann war wieder alles ruhig.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine Casablanca-Reise. — Die Leute des Wüstenfürsten. — Wieder nach der Grenze. — Pläne gegen Bu Hamara. — Machenschaften gegen Raissuli. — Besuch an Bord. — Zwei trübe Nachrichten. — Endliches Ueberschreiten des Flusses. — Desertierte Fremdenlegionäre. — Einige Worte über die Fremdenlegion.

Wir fuhren bald nach Gibraltar ab, wo wir unsern Kohlenvorrat ergänzten, und kamen am 2. November vor Casablanca an. Hier mußten wir einen ganzen Tag untätig liegen, weil unsre Ladung in den Magazinen eines sehr strenggläubigen Juden lag, der des Sabbats wegen nicht arbeiten lassen wollte. Ich benutzte die Gelegenheit, um mich nach einem kürzlich passierten „Zwischenfall" genauer zu erkundigen, der von der französischen Presse sehr aufgeregt besprochen worden war, und sammelte nun ungefähr folgende Einzelheiten darüber.

Kürzlich war der Schech Maolein, von dem schon früher die Rede war, wieder einmal in Fes gewesen. Auf der Heimreise nach der Sahara kamen seine Leute durch Casablanca. Hier besuchte einer von ihnen die Werkstätte eines französischen Waffenhändlers und Büchsenmachers, jedenfalls aus Neugierde. Dabei schien ihm besonders eine Handbohrmaschine zu gefallen, deren Schwungrad er kräftig zu drehen begann. Erbost über diese harmlose Kinderei des Wüstensohnes vergriff sich der Franzose an ihm und warf ihn zum Tempel hinaus. Nun wurden die Leute des Schechs ob solch profaner Behandlung eines der ihrigen erbost, zogen allesamt zu dem Waffenhändler, verprügelten ihn und machten dann regelrechte Jagd auf alle Franzosen in der Stadt. Doch ließen sie alle anderen Christen ungeschoren, von denen sie wußten, daß es keine Franzosen seien. Die ganze Aufregung legte sich nach einigen Stun-

den, und keiner dachte mehr daran, nur die französische Presse benutzte die schöne Gelegenheit, um auf die anarchischen Zustände im Lande hinweisen zu können.

Das Ansehen des Sultans und seiner Behörden war infolge von vielen Beweisen der Schwäche mehr und mehr am Sinken, und die Eingeborenen hatten nicht den geringsten Respekt mehr vor ihrer Obrigkeit. Das fühlten die Kaufleute am schwersten, wenn es sich darum handelte, Schuldner zum Zahlen zu zwingen. In solchem Falle versagten die Behörden fast ganz. Doch war von einer grundsätzlich anti-europäischen Gesinnung der Leute nichts zu spüren.

Am 14. November schickte der Pascha uns nach Melilla.

Dort traf ich am 17. zufällig jenen Hauptmann C. wieder, der, wie schon gesagt, häufig zum Prätendenten nach Seluan zu gehen pflegte. Er erzählte mir, daß die Macht des Prätendenten immer mehr dahinschwände. Ein geschickter und vertrauenerweckender Vertreter des Sultans würde jetzt in Melilla viel wirken und dem Aufstande unter Umständen ein rasches Ende machen können. Kaid Mohamedi besäße leider fast gar keinen Einfluß bei den umliegenden Stämmen, denn er habe immer nur an seinen persönlichen Vorteil gedacht und dies sei leider überall bekannt. Ich hatte ihn bisher immer für einen sehr ehrlichen Menschen gehalten, sein offenes, schönes Gesicht hatte mich zu dieser Ansicht verleitet, und zu meiner Betrübnis erfuhr ich nun, daß ich mich gründlich in ihm getäuscht hatte.

Durch das „Telegrama del Rif" erfuhr ich am 22. November, daß Spanien, England und Frankreich als Protest gegen Raissuli in Tanger eine Flottendemonstration planten, und daß in Spanien größere Truppenmassen zu einer eventuellen Truppenlandung in Tanger bereitgehalten würden. Es wurde in dem Blatte die Ansicht vertreten, daß im Falle einer solchen Landung in ganz Marokko der heilige Krieg gepredigt werden würde. Einigen spanischen Offizieren gegenüber, mit denen ich diese Nachrichten besprach, äußerte ich offen meine Meinung darüber. Ich erklärte den Herren, daß Frankreich jetzt, wo der Bu Hamara-Aufstand am

Erlöschen sei, versuche, Marokko auf andre Weise Schwierigkeiten zu machen. Raissuli sei, obgleich früher Räuberhauptmann, heute ein sehr tüchtiger und energischer Kaid, in dessen Gebiet größte Ordnung und Sicherheit herrsche. Er sei durchaus nicht fremdenfeindlich, hasse aber die Franzosen, da er instinktiv fühle, daß seinem Vaterlande von ihnen Gefahr drohe. Diesen sei er ein Dorn im Auge, weil sie wüßten, daß er nicht ihr Freund sei, und weil er so schöne Ordnung in seinem Bereich zu halten wisse. Daher die ganze Schererei, in die Frankreich auch England und Spanien mit hineinziehen möchte!

Es ist nicht zu leugnen, daß Raissuli damals zuweilen seine Befugnisse überschritt und sich Rechte anmaßte, die ihm nicht zustanden. Dennoch hätten sich diese Sachen wohl in Güte regeln lassen, wenn Frankreich nicht zu hitzig gewesen wäre. Eine Truppenlandung wurde durch das tatkräftige Einschreiten unsres deutschen Gesandten, des Herrn Dr. Rosen, zwar verhindert und dadurch großes Unglück abgewandt, aber der Machsen wurde gezwungen, Raissuli abzusetzen und zu verjagen. Die Folge davon war das Wiedereinreißen der Unsicherheit in der Nord-West-Ecke Marokkos, — und damit war der französische Zweck erreicht.

Kaid Mohamedi arbeitete in diesen Tagen mit Hochdruck, um unter den Galayastämmen Einigkeit zu erzielen und sie gegen Bu Hamara zu schicken. Er versprach den Leuten Geld und Waffen, um sie zu ködern; und um ihnen zu zeigen, daß es ihm mit seinen Versprechungen ernst sei, hatte er veranlaßt, daß der Turki fünfzig Flinten und acht Kisten Munition von Tanger aus an Bord bekam, um sie unter die Riffleute verteilen zu können. Mohamedi schickte uns nun am 23. November nach der Süd-West-Ecke des Kap Tres Forkas. Er ließ durchblicken, daß wir wahrscheinlich Flinten und Munition würden abliefern müssen, und gab uns einen landes- und leutekundigen Führer mit. Wir fuhren langsam den Strand entlang, an den Beni Bugaffern und Beni Schiker vorbei bis zu den Beni Said. Schießen war uns untersagt, wir sollten nur auf von Land anfahrende Boote warten. Doch niemand kam, bis wir endlich in der Kart-Bucht eine große An-

sammlung von Menschen sahen. Wir bliesen lange und anhaltend mit der Dampfpfeife und hißten einen großen weißen Haik als Friedensfahne im Vortopp. Das schien die Leute zu überzeugen, daß wir in friedlicher Absicht gekommen seien, denn sie ließen ein Boot zu Wasser, in dem acht Mann zu uns herausgerudert kamen. Unsre Soldaten, die ihnen nicht zu trauen schienen, hatten sich gefechtsklar gemacht. Mit umgeschnallten Patronengürteln und Gewehr standen sie in Haufen an Deck. Die Riffleute ihrerseits schienen uns auch nicht recht zu trauen, denn als sie zu uns hinaufgeklettert kamen, brachte jeder seine Flinte mit. Es waren schöne, stattliche Männer mit offenen, ehrlichen Gesichtern. Sechs von ihnen waren ältere Leute mit großen Bärten, zwei etwa zwanzigjährige waren bartlos und wirklich schön. Ihre Kleidung war zwar nicht sehr reich aber sehr sauber, die Köpfe nach Landessitte mit Schnüren aus Kamelshaaren umwunden. Sie wurden hinten ins Zelt geführt, wo sie mit Sid Hamed und Bumgais Platz nahmen. Ihre Flinten hatten sie auf eine kleine Luke vor dem Zelteingang gelegt und wachten scharf darüber, daß niemand sie antaste. Es waren meist ältere Waffen verschiedener Herkunft, alle in tadellosem Zustande. Sid Hamed ließ die Kabylen mit Tee bewirten, wobei sie sehr lebhaft erzählten. Sie sprachen von einem heftigen Kampfe, der heute nur drei Stunden von hier entfernt stattfände, an dem auch ihre Leute auf Seiten des Sultans teilnähmen. Nur wenige seien zum Schutze der Dörfer zurückgeblieben.

Die von uns mitgebrachten Flinten waren aber nicht für sie bestimmt gewesen, und als sie endlich wieder an Land fuhren, nahmen sie unsern Führer mit, damit dieser die Empfänger suchen und an Bord bringen könne.

Wir ankerten für die Nacht an dieser sehr exponierten Stelle, an einer Küste, wo man niemandem recht trauen konnte und die nicht den geringsten Schutz gegen die Unbilden des Wetters bot. Doch das Wetter war trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit sehr schön, so daß ich keine Bedenken trug. Zum Schutze gegen etwaige Überraschungen von Land wurden starke Wachen aufgestellt.

Die Nacht verlief ohne Zwischenfall. Als ich am nächsten Morgen vor das Zelt Sid Hameds trat, fand ich außer ihm noch Bumgais und einen Matrosen darin schlafend. Neben jedem lag eine geladene Flinte. Sie hatten sich doch sehr unbehaglich in der Nacht gefühlt.

Als bis zum Mittag niemand von Land kam, meinte Sid Hamed, es habe keinen Zweck mehr, noch länger zu warten. Das Wetter war unruhig geworden, es wehte steif aus Osten, so daß ich jetzt anstatt nach Melilla direkt nach den Chafarinas-Inseln dampfte und in deren Schutz ankerte.

Hier erhielt ich von Kaid Mohamedi aus Melilla zwei Telegramme folgenden Wortlautes:

1. Die Beni Sidel kämpften seit drei Tagen mit Bu Hamara, viele Tote. Die Kabylen mußten wegen Munitionsmangel Feuer einstellen. Mehalla muß schnell kommen. 2. Bu Hamara schlug die Ben Fákelan und brannte deren Häuser nieder, sie flohen nach Beni Said.

Dies waren keine sehr schönen Nachrichten. Ließen sie doch befürchten, daß dadurch das Ansehen und die Macht des Prätendenten von neuem gestärkt würden. Wir überbrachten die Trauerbotschaften am 26. dem Bascha nach Kasba Saida. Dieser schien nicht sehr betroffen davon und erzählte uns nun, daß die Mehalla die Abwesenheit des Prätendenten vom Muluya und das Zurückgehen des Wassers dieses Flusses infolge einiger trockener Tage benutzt habe, um mit dem Uebersetzen auf das feindliche Ufer zu beginnen. Ein Drittel der ganzen Truppe, der Kaid Baschir unterstehende Teil, sei bereits übergesetzt und lagere auf der Kebdanaseite. Jetzt würde er selber mit uns nach Melilla gehen und dort sein Quartier aufschlagen, denn nun sei zu erwarten, daß die Truppen schnell auf Seluan vorrücken und Landverbindung mit Melilla herstellen würden.

Wir hatten auf den Chafarinas den Schreiber Kaid Mohamedis getroffen, der mit Briefen von Melilla gekommen war und mit uns nach Saida weiterfuhr. Unter den Briefen waren drei vom Sultan, und jedesmal, ehe der Bascha diese zu lesen begann,

berührte er sie mit Stirn und Mund, während die Umsitzenden einen Segen murmelten.

Als ich in der Kasba umherstreifte, redete mich plötzlich ein in ärmlichste arabische Tracht gekleideter Mensch auf - deutsch an: „Könne Se mich nich mitnähme?“ Er erzählte mir, daß er Deutsch-Elsässer sei und kürzlich, vor drei Monaten, aus der Fremdenlegion desertiert wäre. Auf marokkanisches Gebiet gekommen, hatten die Eingeborenen ihm seine ganze Kleidung genommen und ihm dafür nur eine ganz alte, zerlumpte Djellaba umgehängt. Sie hatten ihm zu essen gegeben, häufig auch Arbeit für ihn gehabt. So hatte er sich von Ort zu Ort fortgeholfen, hatte das Beni Snassen-Gebirge durchwandert, war auch bei der Mehalla am Muluya gewesen, bis er endlich nach Kasba Saida kam und mich dort zufällig traf. Ich nahm ihn abends mit an Bord, wo wir Europäer ihm einige Kleidung gaben. Erst mußte er sich aber ganz ausziehen und sich mit grüner Seife gründlich reinigen. Als er sauber und ordentlich bekleidet war, sah er ganz vertrauenerweckend aus, denn er hatte ein offenes, ehrliches Gesicht. Er hieß Georg Erlurin und stammte aus Straßburg i. E. Ich sorgte dafür, daß er wohlbehalten nach Tanger kam, von wo aus die deutsche Gesandtschaft ihn heimschaffen ließ, denn er war militärpflichtig. Später schrieb er mir aus Kiel, wo er bei der Marine diente, und ich hoffe, daß er noch ein ganz brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden ist. Er war der dritte Legionär, der bei uns Aufnahme fand. Einen früheren habe ich direkt in meinem Schiffsboot von Port Say mitgenommen.

Wir Europäer benutzten natürlich stets die Anwesenheit von Deserteuren der Fremdenlegion an Bord, um uns von ihnen über ihr Leben erzählen zu lassen. Dabei gingen ihre Mitteilungen oft weit auseinander. Während die einen behaupteten, der Dienst in der Legion sei sehr aufreibend, und das Essen spotte jeder Beschreibung, meinte ein anderer, beides sei erträglich gewesen. Vielleicht hatten beide Teile recht, und der eine hatte es besser, der andere schlechter getroffen, vielleicht auch war der eine von Haus aus an ein leichtes, üppiges Leben gewöhnt gewesen, während der

andere nichts als Arbeit und schmale Kost von Jugend auf gekannt hatte. Dabei möchte ich erwähnen, daß der, welcher sich über zu hartes Leben beklagte, ein Belgier war. Die Deutschen, auch die, welche später aus Casablanca desertierten, und von denen ich viele in Tanger gesprochen habe, waren in dieser Beziehung allgemein zufrieden gewesen. In einem Punkte stimmten jedoch alle überein, in der Klage über schlechte Behandlung und über mangelnde Disziplin. Man sollte meinen, gerade die Disziplin könnte ihnen unangenehm sein; aber nein, sie alle fühlten sehr gut, daß nur durch strenge Disziplin Ordnung geschaffen werden kann, die den einzelnen fremden, der Sprache unkundigen und mittellosen Soldaten gegen Kameraden und Vorgesetzte schützt, eine Ordnung, die den Dienst regelt, ohne übertrieben häufige Bestrafungen und ohne die immer wiederkehrenden, aber rücksichtslos unterdrückten kleinen Meutereien. Denn die Leidenden dabei sind immer wieder die schutzlosen deutschen Legionäre. Der gemeine Mann, besonders wenn er in Deutschland schon gedient hat, will eben überall die Gerechtigkeit an erster Stelle, und in der Legion steht an Stelle der Gerechtigkeit die Strenge. Besonders schwer empfinden alle ehemaligen deutschen Soldaten die Disziplinargewalt der Unter- und Subaltern-Offiziere, denn gerade diese Stellen sind in der Legion von den ungeeignetsten Elementen besetzt; sind es Franzosen, so sind es die schlechtesten, sind es fremde, ehemalige Legionäre, so sind es die Gesinnungslosen und Angeber, die in diese Stellen kommen. Das Ehrgefühl wird durch die oft ungerechte Behandlung langsam aber sicher getötet und die, welche das zeitig genug einsehen und merken, daß sie allmählich moralisch ganz abgestumpft werden, versuchen sich diesen Verhältnissen durch die Flucht zu entziehen.

Doch das Wagnis der Fahnenflucht aus der Legion ist sehr groß. Dem wiedereingefangenen Legionär drohen langjährige Freiheitsstrafen, sobald er länger als drei Tage von der Truppe fern geblieben ist, und der Weg bis zur Grenze ist weit. Dabei wird für jedes fehlende Monturstück, und wenn es nur einige Knöpfe der Uniform sind, eine Zusatzstrafe diktiert. Die Art der

Freiheitsstrafen ist furchtbar: harte Arbeit vom Morgen bis zum Abend in sengender Sonnenglut bei schmaler und schlechter Kost und geradezu barbarischer Behandlung. So erzählte mir ein Schweizer, der oft mit Sträflingen arbeitete, einer von diesen sei einmal etwas aufsässig geworden, dafür habe man ihn die Nacht an eine Telegraphenstange gebunden, ohne sich bis zum nächsten Morgen um ihn zu kümmern. Die Beine waren mit Tauen an die Stange gefesselt und die Arme frei auf dem Rücken zusammen gebunden. Abends hatte er aufrecht gestanden, war aber nachts allmählich zusammengesunken und wurde mit gänzlich abgestorbenen Füßen am nächsten Morgen endlich befreit. Und Salewsky hatte gesehen, wie man einem dieser Ärmsten die Hände und Füße auf dem Rücken zusammenband und ihn dann stundenlang in die glühende Sonne legte und, um die sengende Hitze noch zu vermehren, ein dickes Zelttuch über ihn breitete. Schrie der Aermste in seiner Pein nach Wasser, dann kam der korsische Wächter — zur Bewachung der Gefangenen nimmt man meist Korsen, die wegen ihrer Grausamkeit bekannt sind — trat ihm mit dem Absatz seines Stiefels in den Mund und sprach: „Da hast du Wasser, du Hund!"

Wenn trotz der Aussicht auf solche Bestrafungen die Leute dennoch fliehen, welch' ein Leben muß der Legionär da führen! Auch Salewsky, der sich schließlich in das Unvermeidliche gefügt hatte und seine fünf Jahre abdiente, fand den Dienst als solchen zwar erträglich, hatte aber doch schwer unter dem moralischen Druck gelitten. Auch er klagte über die ungerechte Strenge, die in der Legion herrsche.

Vielfach meint man, daß die Legion sich meist aus deutschen Deserteuren und Verbrechern zusammensetze. Das ist nicht der Fall, z. B. waren von den sechzig aus Casablanca entwichenen Deutschen nur sieben, die sich dem Dienst im deutschen Heere durch Fahnenflucht entzogen hatten (sie zogen die ihnen in der Heimat drohende Festungshaft dem Dienst in der Legion vor). Vielmehr sind es meist ehrliche deutsche Arbeiter, die den rücksichtslosen französischen Werbern in die Hände fallen, oft durch Not, oft durch Versprechungen verführt. Doch statt der ihnen versprochenen gol-

denen Berge sehen sie bald den ganzen Jammer. Denn der Legionär erhält im Frieden fünf, im Kriege zwanzig Centimes Sold täglich, fünf Jahre lang — und wozu? Um im Frieden als Arbeitssoldat in den entlegensten Winkeln der Wüste, im Kriege als Kanonenfutter zu dienen, das mitleidslos dorthin geworfen wird, wo ein Franzose zu schade wäre. Wenn er auf dem Marsche zurückbleibt und den Feinden zum Opfer fällt oder im Wüstensande allmählich verschmachtet, oder wenn er im ehrlichen Kampfe fällt, läßt man ihn unbestattet liegen, den Hyänen und Aasgeiern zum Fraß — es war ja nur ein Legionär! Wann endlich wird dieser Handel mit weißen Sklaven aufhören?

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Bascha geht nach Melilla. — Reibereien auf neutralem Gebiet. Desertierte Prätendentenleute. — Sid Hamed's Inspektionsreise und Erzählung. Geldmangel. — Bumgais' Erzählungen. — Eine stürmische Weihnachtsnacht. Doch noch eine Weihnachtsfreude.

Der Bascha fuhr am 27. November mit uns nach Melilla ab. Beim Passieren der Muluya-Mündung sahen wir dort viele Boote, in denen die Truppen übergesetzt wurden. Da der Bascha durchaus, als wir nachts um 11 Uhr in Melilla ankerten, noch an Land gehen wollte, mußte ich versuchen, ihm die Erlaubnis hierzu zu erwirken. Es dauerte bis 2 Uhr früh, bis endlich alle sich entgegenstellenden Schwierigkeiten überwunden waren und er ausgeschifft werden konnte. Er hatte sofort eine lange Unterredung mit Kaid Mohamedi, als deren Ergebnis wir den Auftrag erhielten, nach dem Beni Bugaffer-Strande zu fahren und abermals zu versuchen, dort Verbindung mit dem Lande zu bekommen und die Flinten und Munition loszuwerden. Länger wie drei bis vier Stunden sollten wir uns dort jedoch nicht aufhalten.

Als wir am 29. November gegen 8 Uhr früh in jener Gegend ankamen und mit gestoppter oder langsam arbeitender Maschine warteten, wurde plötzlich von Land aus auf uns geschossen. Dem ersten Schuß folgten bald mehr, so daß uns schließlich weiter nichts übrig blieb, wie zu antworten. Nachdem wir die Angreifer, deren Verstecke gut zu erkennen waren, da mit altem, stark rauchenden Pulver geschossen wurde, durch einen halben Gurt Maximgeschosse zum Schweigen gebracht hatten, fuhren wir nach der Beni-Said-Küste weiter. Doch auch hier kam kein Boot ab, so daß wir gegen Mittag nach Melilla zurückdampften.

Später erfuhr ich, daß die Leute uns nicht in feindlicher Absicht

beschossen hätten, sondern nur, um den Prätendentenleuten gegenüber zu zeigen, daß sie noch nicht zum Sultan hielten. Ebenso waren die Beni Said nur aus Angst vor Bu Hamara nicht im Boot herangefahren. Diese Stämme fürchteten zu sehr einen Strafzug des Prätendenten in ihr Gebiet, als daß sie ihre Sympathie für denSultan offen gezeigt hätten.

Der Fastenmonat war schon seit längerer Zeit zu Ende, und diejenigen Eingeborenen, die dem Alkohol nicht abhold waren und nur vor und während der Fastenzeit als Abstinenzler lebten, begannen das Trinken wieder in gewohnter Weise. Auch unter unsern Soldaten befanden sich einige Säufer, die des Guten zuweilen zu viel taten und dann mit den Prätendentenleuten in Konflikt gerieten, wobei es manchmal zu Handgreiflichkeiten kam. Den Spaniern waren derartige Schlägereien nicht angenehm, und auch der Gouverneur selber beschwerte sich bei mir dann und wann darüber. Ich versprach ihm, dafür sorgen zu wollen, daß die Missetäter an Bord bestraft und in Zukunft nicht wieder an Land gelassen würden.

Mir waren die ständigen spanischen Beschwerden über unsre betrunkenen Soldaten natürlich nicht angenehm, und ich bat daher den Bascha, doch einmal ein Machtwort mit den zwei Unteroffizieren reden zu wollen. Er ließ sich diese beiden Leute also kommen und hielt ihnen eine lange Strafpredigt, die ihren Zweck erfüllte, denn es kamen keine Ausschreitungen mehr vor, zumal der letzte Krakehler bereits hundertfünfzig an Bord aufgezählt erhalten hatte!

In diesen Tagen begannen sogar die getreuesten Soldaten des Prätendenten zu desertieren. Viele stellten sich dem Bascha und wurden dann mit dem „Turki" nach der Grenze geschafft, um sofort in die Mehalla des Sultans eingestellt zu werden.

Am 7. Dezember, als wir bei den Chafarinas-Inseln lagen, schickte mir Kaid Mohamedi die Nachricht, daß Bu Hamara mit seiner Reiterei von Seluan nach dem Muluya aufgebrochen sei.

Sid Hamed kam am 8. Dezember von seiner Inspektionsreise zurück, und das erste, was er erzählte, war, daß die von Melilla

aus gemeldete Reiterei des Prätendenten genau dreißig Mann stark gewesen sei und natürlich nichts habe ausrichten können. Er bestätigte aufs neue, daß Kaid Baschir nun wirklich auf der West seite des Muluya läge. Einige Hundert seiner Reiter hätten kürz lich einen langen Rekognoszierungsritt nach Seluan zu unter nommen und wären so weit vorgedrungen, daß sie Seluan und Melilla hätten liegen sehen. Die Dörfer, an denen sie vorüber kamen, hätten Abordnungen zu ihnen geschickt, Hammel zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung geschlachtet, ihre Ergebenheit gegen den Sultan versichert und um Gnade gebeten. Nirgends sei die Reitertruppe auf Feindseligkeiten gestoßen, und sie habe auch selber nichts Feindseliges gegen die friedlichen Dörfler unter nommen.

Der Hauptzweck dieses Rekognoszierungsritts war, das Ge lände zwischen dem Muluya und der Faktorei zu erforschen und den besten Weg für die Mehalla festzustellen. Daß es sich da um keinen gerade sehr leichten Weg handelte, konnte man schon vom Meere aus sehen. Das ganze Land war von kleineren und grö ßeren Tälern, die von den Gipfeln des Kebdanagebirges bis zum Meer verliefen, durchzogen. Im Winter flossen oft reißende Bäche in diesen Mulden, während sie im Sommer trocken waren. Die durchschnittlich wohl fünfzehn Meter hohe, steil zum Meer ab fallende Küste nahm hier einen wellenförmigen Verlauf, indem jedesmal in der Tiefe solcher Welle je eine Bachmündung war. Die Eingeborenen behaupteten, es seien genau hundertein Bäche, die hier dem Meere zuflössen, und nannten das Land „Chnádak", d. h. die Schluchten. Nur diese Seite des Kebdana-Gebirges kam für den Zug der Mehalla in Betracht, da die andere noch schwieriger war und vor allem einen sehr großen Umweg erforderte.

Sid Hamed erzählte weiter, daß die Führer der noch östlich vom Muluya lagernden Truppen beschlossen hätten, „heute" den Fluß zu überschreiten. Es blieb aber einstweilen bei dem guten Willen, und die vielen Frauenzimmer, die sich im Lager herum trieben, mögen nicht zum wenigsten Schuld daran gewesen sein, daß es nicht vorwärts ging.

Wir wurden lange durch schlechtes Wetter bei den Chafarinas-Inseln festgehalten. Südwest- und Nordweststürme lösten einander ab, dabei regnete es oft und war sehr kalt. Auf den Gebirgen der Kebdana und Beni Snassen lag der Schnee bis tief herunter. Erst am 9. Dezember war das Wetter so, daß wir uns wieder aus unserm sichern Hafen herauswagten.

Wir gingen nach Adschrut und holten dort das Bett und den Koch des Baschа ab. Dabei sahen wir westlich der Muluya-Mündung ein großes Zeltlager, und nun erst glaubte ich wirklich, daß ein Teil der Mehalla den Fluß überschritten habe.

In Melilla, wo wir am 11. Dezember mittags eintrafen, hatte ich eine sehr lange Unterredung mit dem Baschа. Ich ließ ihm sagen, daß zur Zeit ein großer Geldmangel an Bord herrsche. Die Leute hätten schon seit mehr als Monatsfrist kein Gehalt mehr bekommen, ebenso seien unsre Soldaten bedeutend im Rückstande mit ihrem Solde, ich selber sei mit meinem Gelde zu Ende, da ich beiden geliehen habe, und ich wisse jetzt nicht mehr, wo ich das Nötige zur Anschaffung der Lebensmittel hernehmen solle. Der Baschа tröstete mich, so gut er konnte, und bat mich, nur einige Tage Geduld zu haben, es müsse bald Geld aus Tanger kommen. In meiner Gegenwart schrieb er einen Brief an Torres, in dem er unsre trostlose Lage schilderte.

Wir hatten gehofft, ein kürzlich von dem Machsen angeschaffter zweiter Dampfer, die „Saidi", würde demnächst kommen und uns Geld bringen. Doch erfuhren wir am 14. von einem unsrer Leute, der wegen Todesfalles eines seiner Familienangehörigen von mir nach Tanger beurlaubt gewesen war, daß „Saidi" mit defekter Maschine in Tanger läge, und daß die dortige Zollbehörde das Geld zu seiner Reparatur nicht bewilligen wolle. So schlugen wir uns weiter durch, so gut es ging, und ich nahm einstweilen bei Kaid Mohamedi einen größeren Pump auf.

Beim Baschа meldeten sich einige Freiwillige, die Lust hatten, am Muluya mitzukämpfen. Wir mußten sie nach dem Kap del Agua bringen, wo sie in Booten an Land gesetzt wurden. Es waren zwanzig Köpfe, Männer, Greise und Kinder, der älteste wohl sechzig.

der jüngste kaum vierzehn Jahre alt. Es sah aus, als wenn der Landsturm aufgeboten worden wäre.

Vom Cap del Agua fuhren wir nach den Chafarinas hinüber, um dort für die Nacht zu ankern. Nachmittags kam Kaid Hadschi Allal vom Festland herüber, um mit uns nach Melilla zu gehen. Er ging als Bote der Mehalla zum Bascha, um dringend um Geld zu bitten. Denn auch die Mehalla war seit über einem Monat mit dem Solde im Rückstande. Die Soldaten begannen zu murren, denn der Hunger quälte sie. Sie drohten alle, wenn nicht bald Geld käme, über die Grenze nach Algier gehen zu wollen, um dort ihre Waffen zu verkaufen und Arbeit zu suchen. Die Führer hatten große Mühe, sie zurückzuhalten. Schon in Zeiten, wo das Geld regelmäßig eingegangen war, standen die Leute sich nicht allzu glänzend, denn sie bekamen im Monat meist nicht mehr als den Sold für zehn Tage ausgezahlt, während ihnen für weitere zehn Tage Mehl und Gerste geliefert wurde und der Rest in den Taschen der Führer verschwand! Diese selber hüteten sich wohl, ihren Leuten etwas vorzuschießen, denn sie fürchteten, daß dann die Geldzufuhr noch mehr verträdelt wurde, auch liebten sie es nicht, zu zeigen, daß sie noch Barmittel besäßen. Sie markierten die armen Schlucker, um die von ihnen zusammengestohlenen Gelder zu retten.

Am 21. erhielt der Bascha einen Brief aus Tanger, in dem ihm angezeigt wurde, daß „Saidi" in den nächsten Tagen Geld bringen würde, doch glaubte leider niemand so recht daran. Inzwischen erzählte man sich, daß die Soldaten am Muluya nachts heimlich in die umliegenden Dörfer gingen und um Lebensmittel bettelten!

Die nächsten Tage vergingen, ohne daß „Saidi" gekommen wäre, und die Leute an Bord wurden immer ungeduldiger. Es wurde mir schwer, ihnen das Nötige zum Lebensunterhalt an Land zusammenzuborgen.

So kam der 24. Dezember heran, und immer noch sahen wir vergeblich nach Geld aus. Abends, es war Weihnachtsheiligabend, saßen wir Europäer hinten bei Bumgais in Sid Hameds Zelt, tranken Punsch und dachten wehmütig unserer Lieben daheim.

Bumgais erheiterte uns etwas, indem er uns von seiner letzten Mekkafahrt in humorvoller Weise erzählte. Er hatte die Reise mit sehr wenig Geld in der Tasche angetreten, aber überall etwas verdient, zuerst durch Dolmetscherdienste auf dem englischen Dampfer, mit dem er bis Port Said fuhr, dann dadurch, daß er unterwegs einigen vornehmen, von der Seekrankheit heimgesuchten Marokkanern kleine Dienste leistete. Auf der Überlandreise von Jeddo nach Mekka tat er Dienste als Pferdewärter bei Menebhi, der damals auch gerade eine Pilgerfahrt unternahm. So schlug sich Bumgais schlecht und recht durch. Er blieb gesund, obgleich in Mekka Hunderte von Pilgern der Cholera erlagen, und es sogar vorkam, daß betend neben ihm Kniende umfielen und tot liegen blieben. Als sehr frommer, wenn auch nicht fanatischer Moslem behauptete er natürlich, daß er sich auf der Reise des ganz besonderen Wohlwollens Allahs zu erfreuen gehabt habe, der ihn vor Krankheiten behütet und ihm stets im entscheidenden Augenblick Verdienst gegeben habe. Vergebens versuchte ich ihm klar zu machen, daß seine Anstelligkeit, seine Sprachenkenntnis und vor allem eine gewisse Dreistigkeit die Hauptursachen des Verdienstes gewesen sein könnten, und daß er der Cholera hauptsächlich deswegen nicht erlegen sei, weil er einen sehr guten Magen besitze und immer gut gegessen habe. Er blieb dabei, daß Gott ihn wegen seiner großen Frömmigkeit durch die glückliche Rückkehr nach Tanger habe belohnen wollen.

Von seinen netten kleinen Reiseerlebnissen möchte ich eine wiedergeben: Von Mekka nach Medina begleitete er eine Kamelkarawane. Nachts legte er sich unter freiem Himmel im Schutze eines liegenden Kamels zur Ruhe. Die Kamele ruhen meistens auf dem Bauch, wobei sie die Vorder- und Hinterbeine zusammenklappen. Um nun zu verhindern, daß das Tier sich im Schlaf auf die Seite lege und ihn erdrücke, wälzte er ihm einen großen Stein in die Flanke. Sobald es sich dann auf die Seite legen wollte, spürte es schmerzlich den Stein in den Weichen, richtete sich wieder auf, reckte den Kopf in die Luft und brüllte laut: Äh!

Früh um vier am nächsten Morgen weckte mich einer der

Matrosen und teilte mir mit, daß es um das Schiff brande. Als ich gleich darauf an Deck kam, sah ich, daß die Nord-Ost-Dünung in unheimlicher Weise zugenommen habe, und daß wir auf unserm Ankerplatz tatsächlich mitten in der Brandung lagen. Sturzseen überfluteten das ganze Schiff. Sofort ließ ich alles wecken und die Maschine fertig machen. Zum Glück hielt der Anker, obgleich das Schiff zuweilen sehr stark an ihm riß.

Sobald die Maschine fertig war, ließ ich den Anker hochnehmen. Die vorn damit beschäftigten Leute standen zuweilen ganz im Wasser, wenn gerade ein Brecher überbrandete. Dies konnte ich trotz der großen Finsternis von der Brücke aus deutlich sehen, denn das Wasser phosphoreszierte sehr stark. Während noch der Anker hochgenommen wurde, ließ ich schon die Maschine vorausarbeiten, und als er endlich hoch war, gab ich: „Volle Kraft." Doch nur zollweise kamen wir vorwärts, und oft warfen uns die großen Brecher das eben gewonnene Stück wieder zurück. Dabei rasselte die Schraube oft unheimlich in der freien Luft umher. Die Schiffsleute arbeiteten mechanisch an Deck und beseitigten losgerissene Stücke. Nur zuweilen hörte ich sie laut: „Allah, Allah!" rufen. Bumgais stand neben mir auf der Brücke und fragte von Zeit zu Zeit: „Gehts vorwärts?" Ich antwortete ihm dann: „Ich hoffe, glaube aber einstweilen nicht!" Es waren fürchterliche Minuten!

Als ich doch endlich an den sich langsam verschiebenden Lichtern der Stadt merkte, daß wir, wenn auch sehr, sehr langsam, vorwärts gingen, sah ich plötzlich von vorn einen Brecher ankommen, der alles bisher dagewesene übertraf. Er brandete über das ganze Schiff und zwar nicht nur über Deck, sondern oben über die Brücke, so daß ich für einen Augenblick bis an die Hüften im Wasser stand und mich festhalten mußte, um nicht fortgewaschen zu werden. Er brachte das Schiff aus der bisher eingehaltenen Richtung und warf es etwas quer zur See, so daß der zweite, der ihm folgte, und dem ersten nichts an Heftigkeit und Größe nachgab, uns von der Seite traf. Ich dachte bestimmt, jetzt sei es aus mit uns, aber der Himmel war uns gnädig. Nach diesen beiden Brechern blieb es ruhig, wir konnten schnell die alte Richtung wiedergewinnen und waren plötz-

lich aus dem gefährlichen Wasser heraus. Als ich sah, daß die Gefahr vorüber sei, rief ich laut: „Hamdulla!" Und „Hamdulla" klang es bald durch das ganze Schiff. Wir waren jetzt zwar in einer hohen, aber sich nicht mehr überstürzenden See und fuhren langsam aber sicher den gastlichen Chafarinas-Inseln zu. Von 4½ bis 6 Uhr hatte die schreckliche Fahrt in der Brandung gedauert, und wir hatten in dieser Zeit kaum vierhundert Meter zurückgelegt!

Unter der kleinen spanischen Bewohnerschaft der Chafarinas herrschte Feststimmung. Als ich mir jedoch erlaubte, den Leuten „fröhliche Weihnacht" zu wünschen, fragte man mich erstaunt, ob wir Deutsche denn auch das Weihnachtsfest kennen, wir seien doch Protestanten! Man schien also die Protestanten für Heiden zu halten. Ich klärte die Leute darüber auf, daß wir ebenso gut Christenmenschen seien, wie sie selber, worauf sie mich mit ihren Weihnachtskuchen bewirteten und mir auf diese Weise eine kleine Festesfreude bereiteten.

An Bord hatte Bumgais ein sehr gutes Essen gekocht, zu dem er uns Europäer einlud. Auch er wollte feiern, doch nicht das christliche Fest, sondern unsere Errettung aus Seenot. Er und die übrigen Araber hatten bestimmt geglaubt, unser letztes Stündlein sei gekommen, und alle waren in fröhlicher Stimmung wegen des Entrinnens aus der Gefahr.

Beim Essen wurden die Ereignisse der letzten Nacht noch einmal gründlich durchgesprochen und wir Europäer erzählten von ähnlichen bei Kap Horn oder in der Nordsee erlebten Weihnachtsfesten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mulai Mustafas Bericht am Hofe. — Die Geldnot wächst. — Endlich ein wenig Geld. — Die Reiterei des Prätendenten. — Strandung des „Turki". — Der „Zenith" rückt wieder aus. — Die Bergung. — Spanische Hülfe. — Ein vereiteltes Freudenfest. — Abschied vom General und vom Baschia. — Letzte Rückkehr nach Tanger. — Schluß.

Die unruhige See legte sich in den nächsten Tagen schnell, und das Wetter wurde wieder ganz schön, so daß wir schon am 27. Dezember nach Melilla zurückdampften. Fartut erzählte mir hier, daß Mulai Mustafa kürzlich in Fes angekommen sei und dem Sultan von den traurigen Verhältnissen am Muluya erzählt habe. Der Sultan habe seinen Unwillen darüber geäußert, daß die Soldaten dort so oft ihre Flinten verkauften, aber Mulai Mustafa habe ihm auseinandergesetzt, daß die armen Kerle Hungers sterben müßten, wenn sie nicht ihre Sachen veräußerten, denn der Sold stände oft monatelang aus. Fartut sprach die Hoffnung aus, daß nun wohl die Geldsendungen regelmäßiger eintreffen würden, doch einstweilen warteten wir noch vergebens darauf.

Meinen mir begegnenden spanischen Bekannten wünschte ich „fröhliches Neujahr", und wieder fand ich sie erstaunt darüber, daß ich von dem Jahreswechsel wisse. Sie schienen nicht nur das Weihnachtsfest, sondern auch die christliche Zeitrechnung für spanische Privilegien zu halten.

Die nächsten Tage gingen eintönig dahin. Alles wartete auf Geld, das immer noch nicht kommen wollte. Eifrig wurden Depeschen nach Tanger geschickt, und immer kam Antwort, daß die Geldsendung bald abgehen würde, aber sie kam nicht. Die Schiffsleute sahen sehnsüchtig nach dem Kap aus, ob nicht ein Dampfer um die Ecke käme, der mit der „Saidi" Ähnlichkeit hätte.

Von der Mehalla kamen über Land, mitten durch das Aufstandsgebiet, Leute nach Melilla, halb verhungerte und in Lumpen gehüllte kümmerliche Gestalten. Sie erzählten traurige Geschichten von der großen Not am Muluya. Am 7. Januar erhielt der Bascha ein Telegramm von den Chafarinas-Inseln, mit der Mitteilung, daß, wenn binnen der nächsten drei Tage kein Geld käme, die ganze Mehalla sich auflösen und entweder zum Prätendenten oder nach Oran gehen werde, natürlich unter Mitnahme aller Waffen.

Jetzt schickte der Bascha Eil-Telegramme an Torres und Gebbas, mit bezahlter Rückantwort, denn nun fing er an, sehr beunruhigt zu werden.

Da sahen wir vom Schiff aus einen Dampfer um die Ecke kommen, zu einer Zeit am Nachmittag, in der sonst keine Schiffe zu erwarten waren. Alles lief an die Reeling und beobachtete aufgeregt den Ankömmling. Es war die „Saidi". Allgemeiner Jubel brach aus, denn nun mußte die Not bald ein Ende haben.

Doch wurde die Freude am nächsten Tage etwas gedämpft, als wir das für das Schiff bestimmte Geld erhielten. Es war nämlich, statt der für drei Monate ausstehenden Gehälter, nur das Geld für einen Monat! Immerhin aber so viel, daß wir unsre Schulden bezahlen konnten und auch einstweilen Geld zum Leben hatten.

Schlimmer daran war die Mehalla, denn für sie hatte die Saidi, anstatt der rückständigen dreimonatlichen, nur für — acht Tage Löhnung mitgebracht! Dies Geld wurde in Kasba Saida gelandet, und es nahm mich nicht Wunder, als ich einige Tage später, am 15., erfuhr, die Soldaten am Muluya hätten eine Abteilung dorthin geschickt, die den beiden Amins das ganze Geld abgenommen und diese noch obendrein mißhandelt hätten. Von einer Ermordung der Amins hatte die Leute nur die Furcht vor der Strafe des Sultans abgehalten. Einer der mißhandelten Beamten war nach Oran auf französisches Gebiet geflohen, der andere kam nach Melilla zum Bascha. Die Soldaten sorgten auf diese Weise nur dafür, daß nicht zu viel von dem für sie bestimmten Gelde in unrechte Hände kam.

Am 21. Januar bot sich uns ein merkwürdiges Schauspiel. Die ganze Reiterei des Prätendenten, ungefähr einhundertundzwanzig Mann unter Führung von Kaid Schadli, kam plötzlich am Mittag auf das spanische Gebiet geritten. Die Veranlassung dieses Besuches konnte ich nicht genau feststellen. Einige meinten, Bu Hamara wäre vor zwei Tagen ein Sohn geboren worden und aus Freude darüber sollten seine Reiter jetzt auf spanischem Gebiet eine Phantasia reiten, andere meinten, Schadli solle Arbeiter zum Ausbessern der Kasba Frochana anwerben, und noch andere sagten, er solle dem Prätendenten ein neues Zelt kaufen. Die Reiter zogen in voller Bewaffnung durch das ganze spanische Gebiet bis vor die Tore der eigentlichen Stadt und hielten dann. Schadli verschwand für einige Zeit in der Stadt, und als er wiederkam, zog die Gesellschaft wieder ab, wobei ihre Trompeter schreckliche Weisen ertönen ließ. Ich hielt das ganze Schauspiel für eine bodenlose Unverschämtheit und fand es auch taktlos, daß es den Rebellen erlaubt wurde, voll bewaffnet und beritten nach Melilla zu kommen, während der Baicha, als Vertreter des Sultans, in der Stadt weilte, und es den Sultansleuten verboten war, das spanische Gebiet bewaffnet zu betreten. Ich hielt mit meiner Meinung den Spaniern gegenüber nicht zurück.

Die Reiter hatten tatsächlich die Absicht gehabt, auf dem spanischen Exerzierplatz eine Phantasia zu veranstalten, was ihnen aber wenigstens verweigert wurde. Sie zogen daher nach dem auf neutralem Gebiet stehenden Zollhause und verbrachten dort den Rest des Tages mit Reiterspielen. Man konnte ihnen übrigens ansehen, daß es ihnen bei Bu Hamara nicht mehr sehr gut ging, ihre Pferde waren mager und häßlich, und sie selber sahen heruntergekommen und schmutzig aus.

Vergebens warteten wir bis zum 23. Januar auf Befehle zur Abfahrt. Es begann an diesem Tage langsam aus Osten zu wehen und allmählich hohe Nord-Ost-See zu laufen, so daß ich nachmittags gezwungen war, die unsichere Rede von Melilla zu verlassen und bei den Chafarinas-Inseln Schutz zu suchen. Der Wind ging bei Sonnenuntergang flau nach Süd-Ost herum, und seit

9 Uhr abends wehte es frisch aus Süden. Dabei nahm die Nord-Ost-See beständig an Heftigkeit zu. Erst gegen 11 Uhr ankerten wir bei den Inseln. Nach Mitternacht, als der südliche Wind, der über das Festland gerade in den Hafen hineinblies, etwas nachzulassen schien, legte ich mich schlafen und ließ eine Soldatenwache an Deck.

Am nächsten Morgen, als es eben zu tagen begann, weckte mich der erste Maschinist, Herr Koch, und teilte mir mit, daß der südliche Wind bedeutend an Heftigkeit zugenommen habe, und daß er die Maschine fertig machen lasse, für den Fall, daß ich den Ankerplatz wechseln oder den zweiten Anker noch mit vorlegen wolle. Ich war gerade im Begriff, mich anzukleiden, als das Schiff plötzlich stark zu rollen begann. Gleich darauf gab es furchtbare Stöße und ich wußte sofort, was los war. Wir waren gestrandet!

Halb angekleidet rannte ich an Deck und überzeugte mich davon, daß wir direkt am Lande, unterhalb der Batterie Alfonso XIII., auf der Hauptinsel festsaßen. Schnell kleidete ich mich ganz an und sah, als ich wieder nach oben kam, wie die Leute den Bootbaum ausschoben. Dann krochen sie alle der Reihe nach auf dessen äußerstes Ende, ließen sich an Tauen aufs Land herab, und brachten sich und ihre Habe auf diesem Wege in Sicherheit! Schnell hatten sich zwischen den Klippen die spanischen Matrosen vom Hafendienste und sonstige Bewohner der Insel eingefunden und halfen den Leuten sich und ihre Sachen zu bergen. Auch der Gouverneur kam persönlich und leitete die Rettungsarbeiten. Die Soldaten, einmal an Land, kümmerten sich nicht mehr im geringsten um das Schiff, die Matrosen dagegen kamen wieder an Bord gekrochen, bargen das Zeug der Europäer und blieben dann bei uns an Bord.

Ich überzeugte mich schnell davon, daß im Augenblick nichts zur Rettung des Schiffes geschehen könnte. Die einzige Hilfe hätte der Zenith uns bringen können, jener Dampfer, den wir seinerzeit bei der Faktorei belästigt hatten, und der während der Nacht, gleich uns, bei den Inseln Schutz gesucht hatte. Aber er verließ kurz

nach unsrer Strandung den Hafen, ohne von unsrer verzweifelten Lage Notiz zu nehmen.

Wir saßen auf Felsen, gegen die das Schiff in der kurzen, aber heftigen See furchtbar stampfte. Die Stöße waren so heftig, daß das ganze Deck Wellenbewegungen von vorn nach hinten machte, so daß Masten und Schornstein unheimlich schwankten

Hülfe in der Not!

und es unmöglich war, auf dem Deck zu stehen, ohne sich festzuhalten. Die Maschine konnte nicht gebraucht werden, da die Schraubenflügel auf den hinter dem Schiff liegenden Felsen abgeschlagen worden wären. Unser Boot konnten wir auch nicht zu Wasser lassen, denn es wäre unfehlbar an der Schiffswand zerschlagen worden. Von Land aus war keine Hilfe möglich, da es am ganzen Ufer brandete. Einstweilen war auch nicht daran zu denken, mit einem herausgefahrenen Anker uns abzuziehen; überdies lag unser Schiffsanker so unglücklich, daß wir uns mit ihm nicht losreißen konnten.

Endlich kam uns Hilfe von einem andern französischen Dampfer, dem Maroc, der zufällig vorbeifuhr und uns durch Signal fragte, ob das Schiff aufgegeben sei. Ich antwortete Nein! Darauf erkundigte er sich, ob ich Hilfe wünsche, was ich bejahte. Er brachte uns, nachdem er an einem günstigen Ort geankert hatte, eine Leine an Bord, zog an und riß uns sofort von unserm gefährlichen Platz herunter. Das Schiff war gerettet!

Die Rettung kam gerade noch zur rechten Zeit, denn schon war unser Schiff nicht mehr dicht und begann sich hinten langsam mit Wasser zu füllen. Es hatte aber auch wirklich furchtbare Stöße bekommen. Vielleicht hätten wir im letzten Augenblick noch auf die französische Hilfe verzichten und uns mit ausgebrachten Ankern selber abbringen können, da es gerade etwas ruhiger wurde, aber das eindringende Wasser zwang zur Eile.

Es war 10 Uhr geworden, als wir endlich wieder auf tiefem Wasser vor Anker lagen. Mühevoll und schwer war jetzt die Arbeit, die Lecke zu finden und abzudichten. Dabei möchte ich den beiden Maschinisten, den Brüdern Koch, noch nachträglich meinen wärmsten Dank aussprechen für die Tatkraft, mit der sie diese Arbeiten ausführten.

Zum Glück waren nur Nieten herausgesprungen, die Außenhaut selber war heil geblieben. Sie war aus Siemens-Martin-Stahl.

Sieben Faß Zement gebrauchten wir, ehe das Schiff wieder ganz dicht war, und dies Material wurde uns von den spanischen Behörden bereitwillig und umsonst geliefert. Die erste Nacht nach der Strandung wurde durchgearbeitet, bis die allerschlimmsten Lecks verstopft waren, dann ließen wir uns Zeit und arbeiteten nur bei Tage weiter.

Die Soldaten und die in Italien ausgebildeten Seeoffiziere kamen wieder an Bord, als die Gefahr vorüber war. Meine Seeleute und die Heizer dagegen hatten uns keinen Augenblick im Stiche gelassen.

Der französische Dampfer fuhr gleich am ersten Tage weiter, nachdem ich ihm seine Hilfeleistung bescheinigt und er sich über-

zeugt hatte, daß wir ohne ihn fertig werden konnten. Ende Januar waren wir wieder seeklar und warteten dann gutes Wetter ab, das uns endlich am 1. Februar erlaubte, über Melilla nach Tanger abzufahren. Denn nun konnten wir nicht mehr in dieser Gegend bleiben, da der Schiffsboden zwar heil, aber total verbeult war. Eine gründliche Reparatur war erforderlich, bevor wir wieder ganz betriebsfähig waren.

Man hatte uns auf den Inseln von amtlicher wie von privater Seite vom Augenblick der Strandung an die liebenswürdigste Teilnahme gezeigt, und die Behörden, besonders der Gouverneur selber, hatten uns geholfen, so gut sie konnten und uns jeden Wunsch erfüllt. Beim Abschied vom Gouverneur brachte ich ihm meine Dankbarkeit für alles dies zum Ausdruck und versprach ihm, dafür sorgen zu wollen, daß die Matrosen vom Hafendienst für ihre Hilfeleistung beim Bergen der Mannschaften vom Machsen eine Belohnung erhielten. Dann fuhren wir nach Melilla.

Hier berichteten die Riffleute, daß Bu Hamara, als er von unserer Strandung hörte, seinen Anhängern mit der größten Seelenruhe erzählt, er selber habe das Schiff durch Zauberei zum Scheitern gebracht. Um das Ereignis zu feiern, hatte er sofort auf einen der nächsten Tage ein großes Fest ansetzen lassen. Als dann die Nachricht kam, daß das Schiff geborgen sei und bereits wieder schwämme, war er in peinlicher Verlegenheit, wie er sich herausflügen sollte. Das Fest wurde abbestellt.

Auch in Melilla fand ich dieselbe Teilnahme bei den Spaniern, wie auf den Inseln. Als ich dem Gouverneur einen Abschiedsbesuch machte, um auch ihm noch einmal meinen Dank für die uns auf den Chafarinas geleistete Hilfe auszusprechen, ließ er sich den ganzen Hergang erzählen und sprach dann die Hoffnung aus, daß ich trotz des Vorgefallenen im Dienste des Machsen bleiben möchte. Er erbot sich sogar, mir eine besondere Empfehlung an Torres mitgeben zu wollen, die ich jedoch dankend ablehnte.

Der Baicha, bei dem ich mich zuletzt verabschiedete, wollte mich mit dem havarierten Schiff gleich dort behalten und sprach schon von einer Reise nach Adschrut, doch stellte ich ihm vor, daß das

ein Ding der Unmöglichkeit sei, und daß wir unbedingt erst reparieren müßten, bevor wir unsre Tätigkeit wieder aufnehmen könnten. Da ließ er mich ziehen.

Am 5. Februar, spät abends, kamen wir vor Tanger an, und am nächsten Mittag besuchte ich Torres. Er war sehr freundlich, und alles, was er zu der Strandung sagte war: Hamdulla! Ich sprach besonders von der nun unvermeidlichen Reparatur, und die Herren hörten andächtig zu, erwiderten aber nicht viel darauf. Ich merkte gleich, daß das noch gute Weile haben würde, und ich hatte mich nicht getäuscht.

Von „lieben Freunden" wurden natürlich haarsträubende Geschichten über unsre Strandung in Umlauf gesetzt. Es hieß unter anderm, ich hätte das Schiff absichtlich aufgesetzt und dafür von Bu Hamara viertausend Duros Bestechungsgelder bekommen, von denen ich Bumgais fünfhundert Duros Schweiggeld hätte abgeben müssen!

Für die zehn in nicht glänzenden Verhältnissen lebenden spanischen Matrosen vom Hafendienst auf den Chafarinas erwirkte ich von Torres hundert Duros Belohnung. Ich selber brachte dies Geld dem spanischen Gesandten in Tanger, der es nur bedingt annahm. Es ist aber doch an die Leute abgeliefert worden. Dem Gouverneur der Inseln übersandte ich zum Andenken Abzüge von allen meinen im Dienste des Sultans gemachten Aufnahmen. Der französische Dampfer, dem fünftausend Frank für seine Hilfe zu stiften ich Torres vorgeschlagen hatte, dem der Machsen aber nichts gab, verklagte später den Sultan und mich auf Zahlung von fünfzigtausend Frank. Er hat aber nichts bekommen, weil die Forderung zu unverschämt war, da Regierungsschiffen geleistete Hilfe eigentlich nicht bezahlt wird, solange keine Kontrakte gemacht sind, und auch — weil die marokkanische Staatskasse leer war.

Für uns vergingen die kommenden Monate in völliger Untätigkeit. Unsre ganze berufliche Beschäftigung bestand im Warten auf das rückständige Gehalt und auf die Reparatur. Die Fahrten

für die Reparatur besorgte jetzt der andere Regierungsdampfer, die „Saidi".

Die Franzosen arbeiteten unterdessen eifrig daran, sich trotz der Algeciras-Akte immer fester zu setzen und die Bestimmungen dieser Akte tunlichst zu übertreten. Gegen Ende März hatten sie es verstanden, in verschiedenen Küstenstädten Gerüste für drahtlose Telegraphie an Land zu bringen. Unter dem Vorwand, es handle sich um Windmühlen, wollten sie diese Gerüste durch die Zollämter schmuggeln, doch widersetzten sich dem die marokkanischen Behörden, da sie in Tanger festgestellt hatten, daß die französischen Angaben falsch waren.

In den ersten Tagen des April kam dann die erste Kunde von der Ermordung des französischen Arztes Dr. Mauchamp nach Tanger. Es ist später klar bewiesen worden, daß der Ermordete nicht unschuldig an seinem tragischen Ende gewesen ist. Er war Geheimagent der französischen Regierung gewesen und hatte durch herausforderndes Wesen den Fanatismus der Eingeborenen gereizt, so daß sie ihn schließlich umbrachten. Diese Tatsache wurde viel später einmal offen von der französischen Regierung zugegeben.

Dennoch wurde damals, als Antwort auf den Mord, Udschda von den Franzosen besetzt — „provisorisch", wie es hieß, um den Sultan zu zwingen, endgültig sein Schuldkonto bei Frankreich zu begleichen. Es handelte sich darum, verschiedene Ermordungen französischer Bürger zu sühnen, die alle mehr oder weniger, gleich Mauchamp, selber an ihrem Tode Schuld hatten. Doch waren die französischen Bedingungen derart, daß es selbst dem stärksten Sultan nicht möglich gewesen wäre, sie zu erfüllen, viel weniger einem Schwächling wie Abdul Asis. Und für jeden Unbefangenen wurde es klar, daß in diesem Falle „provisorisch" so viel bedeutet wie „für immer".

In seiner Bedrängnis begann der Sultan plötzlich, sich den Franzosen ganz in die Arme zu werfen. Er mochte gehofft haben, daß Deutschland einer französischen Besetzung marokkanischen Gebietes, zumal sie eine grobe Verletzung der Algeciras-Akte war,

nicht zustimmen würde, denn der erste und wichtigste Artikel dieser Akte setzt bekanntlich fest, daß die Integrität Marokkos, die Unabhängigkeit des Sultans und die offene Tür aufrecht erhalten bleiben. Deutschland jedoch drückte ein Auge zu, weil die französische Regierung immer wieder erklärte, daß es sich nur um ein Provisorium handle, bis Marokko Genugtuung geleistet habe.

Die unmittelbare Folge des wachsenden französischen Einflusses war, daß jetzt dem Inslandschaffen der Apparate für drahtlose Telegraphie kein Widerstand mehr geleistet wurde, und bald darauf waren die Masten aufgestellt, und das Telegraphieren begann. Darüber, daß die drahtlose Telegraphie ein öffentlicher Dienstzweig ist und daher laut Algeciras-Akte von Rechts wegen in einem Adjudikationsverfahren hätte vergeben werden müssen, machte man sich französischerseits keine Skrupel. Wenn man schon die Hauptbestimmung der Akte außer Acht ließ, was machten da ein paar Nebenbestimmungen?

Man fühlte sich in Marokko immer mehr wie in einer französischen Kolonie, zumal die französischen Zollkontrolleure es verstanden, durch Chikane den Import aus allen nichtfranzösischen Ländern in empfindlichster Weise zu schädigen. Die ins Leben getretene Staatsbank dagegen, anstatt allmählich einen stabilen Kurs anzustreben, sorgte dafür, daß der Handel auch unter beständigen Kursschwankungen furchtbar litt. Am liebsten hätte man französischerseits alles Nichtfranzösische einfach an die Luft gesetzt, und da das nicht ging, versuchte man, es hinauszuekeln.

Trotz der Besetzung Udschdas machten die Bewegungen gegen Bu Hamara jetzt allmählich Fortschritte. Die Mehalla rückte im Mai und Juni 1907 langsam, aber stetig gegen das Mar Chica vor und setzte sich endlich auf der Faktorei und in der Umgegend des Marktes Arkmann fest, während Bu Hamara sich in Kasba Seluan einschloß und sein getreuer Schadli das Zollhaus bei Melilla besetzt hielt. Als man so weit war, stockten die Operationen wieder, und beide Parteien lagen sich gegenüber, ohne sich weiter zu belästigen. Die Sultansleute bekamen zwar zuweilen etwas Löhnung, doch meistens mußten sie darben, und ihre Lage wurde eher trostloser

als besser. Immerhin war das endliche Vorrücken der Mehalla ein großer Erfolg für den Sultan.

Da kam am 1. August die Schreckensnachricht aus Casablanca, daß dort einige Hafenarbeiter, meistens Franzosen, ermordet worden seien.

Heute wissen wir, daß auch diese Leute nur sich selber ihr tragisches Geschick zuzuschreiben hatten. Aber für Frankreich war es ein willkommener Anlaß, sich auch hier, wieder unter dem Vorwande einer provisorischen Besetzung, festzusetzen. Vorher wurde indessen durch den Tatendrang eines französischen Kommandanten und eines unerfahrenen französischen Konsulatsbeamten jenes furchtbare und zwecklose Bombardement der Stadt verursacht, das den blühendsten Ort Marokkos in einen Trümmerhaufen verwandelte. Die deutschen und fremden Kaufleute brachte die Beschießung an den Rand des Ruins, und Tausenden von Unschuldigen, von Männern und Frauen, Kindern und Greisen, kostete sie das Leben!

Als die französischen Besatzungstruppen endlich ankamen, landeten sie in einer zerstörten Stadt und — zur Schande dieser Truppen sei es gesagt — setzten das Werk der Plünderung fort, welches zum äußersten gereizte Eingeborene begonnen hatten, während der Pesthauch verwesender Leichen durch die Straßen wehte. Tiefe Erbitterung gegen die französischen Henker herrschte in ganz Marokko, nur die Franzosen selber berauschten sich an den „Heldentaten" ihrer Truppen.

Allmählich trat wieder Ruhe ein, die Soldaten lagen untätig oder besorgten Aufräumungsarbeiten. Daß die Vernichtung Casablancas eine Torheit war, ist gleichfalls inzwischen von der französischen Regierung zugegeben worden.

Solchen Ereignissen gegenüber trat alles andere in den Hintergrund. Von der kurz vorher erfolgten Gefangennahme des Kaid Maclean durch Raissuli wurde kaum noch gesprochen. Maclean wurde später wieder freigelassen, nachdem Raissuli unter englischen Schutz gestellt worden war und noch obendrein ein tüchtiges Lösegeld herausgeschlagen hatte.

Auch der Machsen hatte jetzt keine Zeit und auch kein Geld mehr, um sich um die Ereignisse im Riff zu kümmern. Sid Abdrachmann wurde Ende August nach Fes gerufen, und die Mehalla wurde ganz vergessen, bis ihr, nachdem die Not am höchsten gestiegen war, nichts weiter übrig blieb, als ihre Position aufzugeben und nach Melilla abzuziehen, wohin der Prätendent sie auf dem Landwege entkommen ließ. Bu Hamara blieb als Herr im Riff zurück.

Der Sultan, anstatt mit seinem Volke über das französische Vorgehen empört zu sein, beeilte sich, den Franzosen seine große Freude über die Ereignisse von Casablanca auszusprechen. Das schlug dem Faß den Boden aus, und in Marrakesch wurde jetzt Mulai Hafid zum Sultan proklamiert. Mulai Hafid hatte es verstanden, während im Norden alles drunter und drüber ging, im Süden des Reiches gute Ordnung zu halten. Er war bisher ein treuer Vasall seines Bruders gewesen, doch sah er nun allmählich ein, daß es auf die alte Weise nicht weiter ging. Er nahm die ihm vom Volke angetragene Sultanswürde an.

Doch den Franzosen paßte der Wechsel nicht. Sie wollten lieber ein zerrüttetes Marokko unter einem schwachen, ganz nach ihrer Pfeife tanzenden Sultan, als ein geordnetes Land unter einem starken Herrscher, und unterließen keine Gelegenheit, um zu betonen, daß Mulai Hafid nur ein Rebell sei. Abdul Asis ahnte die ihm von Marrakesch drohende Gefahr und zog im Herbst 1907 nach Rabat, wahrscheinlich in dem Gefühl, dort seinen neuen „Freunden" näher zu sein und bei ihnen Hülfe zu finden.

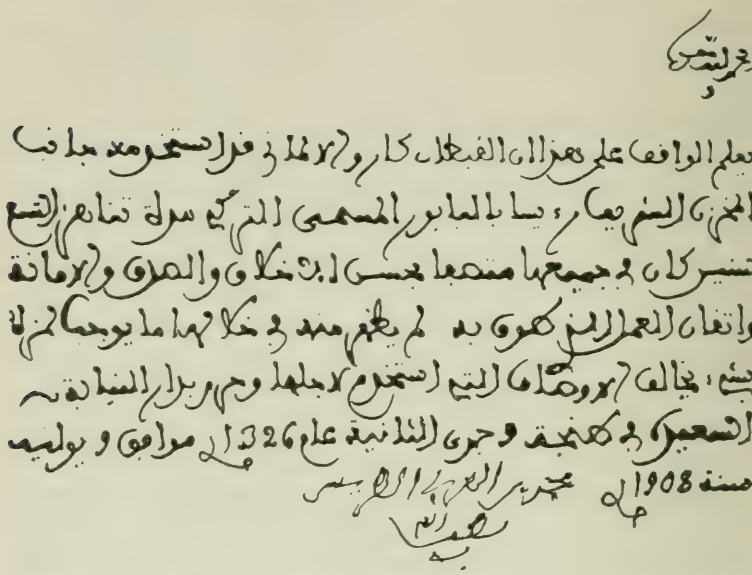
Unter dem Vorwande, Ruhe stiften zu müssen, und zwar an Orten, wo gar keine Unruhe oder nur von ihnen selber künstlich hervorgerufene bestand, bekriegten und unterjochten die Franzosen dann die Beni Snassen und die ganze Schauiaprovinz. Die Marokkaner antworteten darauf, indem die Ulemas in Fes Mulai Hafid zum Sultan ausriefen und seinen Bruder als Landesverräter förmlich absetzten. Doch hielt das die Franzosen nicht ab, in ihrem Vernichtungswerk fortzufahren, wobei d'Amade sich als ganz besondrer Draufgänger erwies, der auch Weiber und Kinder nicht

schonte, wenn sie ihm in den Weg kamen (15. März 1908). Auch die kleineren Bestimmungen der Algeciras-Akte wurden weiter verletzt, namentlich beim Ausschreiben der Lieferungen für die marokkanische Polizei, an deren Einrichtung man seit dem Casablancazwischenfall eifrig arbeitete und deren leere Reihen man, wieder gegen die Algeciras-Akte, mit Algeriern füllte. Die Bedingungen für die Lieferungen der Ausrüstung und Unterkunftsräume für diese Truppe waren derart zugeschnitten, daß lästige, nicht französische Konkurrenz endgültig ausgeschaltet wurde. Durch unverfrorenste Frechheit kam man mit allem durch.

Mulai Hafid zog unterdessen langsam, aber sicher gegen Fes heran. Überall wuchs sein Anhang, und zuweilen war er sogar schon in der einen oder der anderen Küstenstadt zum Sultan ausgerufen worden. Doch immer verstanden es die Franzosen, durch List und besonders durch Drohen mit ihren Kriegsschiffen, die betreffenden Hafenstädte zum Widerruf der Proklamation zu zwingen. Auch verbreiteten die Franzosen die unglaublichsten Lügennachrichten über das Zunehmen der Macht ihres Günstlings und das Schwinden derjenigen des neuen Sultans, bis — Mulai Hafid in Fes einzog und somit Europa vor die Tatsache stellte, daß er nun rechtmäßiger Herrscher in Marokko war. Doch Frankreich wollte noch nichts von seiner Anerkennung durch die Mächte wissen und verstand es, diese durch alle möglichen Listen und Drohungen hintanzuhalten.

Abdul Asis aber merkte, daß es mit ihm zu Ende ging. Kurz vor dem gänzlichen Zusammenbruch machte er noch schnell alles zu Geld, was er konnte, unter anderm seine „Flotte". „Saidi" war in Larache infolge einer Explosion inwendig gänzlich ausgebrannt und wartete schon lange, gleich uns, auf Reparatur. Statt dessen wurden beide Schiffe in den ersten Tagen des Juli 1908 an den Meistbietenden verkauft. Wieviel „Saidi" brachte, weiß ich nicht, Für den „Turki" wurden von den Käufern 1500 Pfund Sterling bezahlt, in der amtlichen französischen Zeitung stand aber, er habe 8800 Duros Hassani, das sind nach damaligem Kurs kaum 1150 Pfund gebracht. Wo sind wohl die andern 350 Pfund ge-

blieben? Die Besatzungen wurden abgelohnt und entlassen, auch wir Europäer, und es wurde mir nicht schwer, den Dienst bei einem Sultan zu verlassen, der das Land, das ich lieb gewonnen hatte, ins Verderben zu stürzen sich anschickte. Hier die Kopie des Zeug-



nisses, das mir der alte Torres ausstellte. Es lautet in der Übersetzung:

Preis sei Gott dem Einzigen!

Es wird hiermit dem Leser dieses kundgegeben, daß der deutsche Kapitän Karow während nahezu neun Jahren als Befehlshaber des Dampfers „Et-Turki" im Dienste der Scherifischen Regierung gestanden hat. In dieser ganzen Zeit hat er sich als ein Mann von vortrefflichem Charakter, Geradheit, Vertrauenswürdigkeit und Zuverlässigkeit in der ihm anvertrauten Arbeit bewährt. Es ist nichts von ihm in dieser Zeitdauer bemerkt worden, was zu seinem Tadel Veranlassung gegeben hätte, weil

es den Charaktereigenschaften widersprochen hätte, derentwegen er in Dienst genommen wurde.

Ausgefertigt im Hause der Scherifischen Vertretung zu Tanger am 9. Dschumada II. des Jahres 1326 gleich 9. Juli des Jahres 1908.

gez. Mohamed bel Arbi et Torres.

Gott sei ihm gnädig!

In Marokko folgte nun das Ende der Herrschaft des Abdul Asis. Auf französisches Drängen entschloß er sich, jetzt, wo sein Bruder Herr im Norden geworden war, sich den Süden zu erhalten. Mit großer Heeresmacht, darunter wohl auch manchem verkleideten französischen Soldaten, zog er heran. Die Franzosen meldeten Wunderdinge von seinen Siegen, bis er — bei Kla-a — gänzlich geschlagen wurde und nach der von seinen Freunden besetzten Schauiaprovinz fliehen mußte. Nun erfolgte die Anerkennung Mulai Hafids nacheinander in allen Küstenstädten, und wer ihr in Tanger beigewohnt hat, wird bezeugen können, daß die Freude darüber beim Volke von Herzen kam. Außer am Tage des Kaiserbesuches hat wohl selten solcher Jubel die Straßen der Stadt erfüllt.

Das sind in Kürze die Ereignisse der letzten zwei Jahre. Wollte ich genauer darauf eingehen, so würde mich das zu weit führen. Ausführlich geschildert, würden sie allein einen stattlichen Band füllen. Es würde eine lange Geschichte sein von Verletzungen der Algeciras-Akte, von französischen Intrigen und Gewalttaten, nicht allein gegen Marokko, sondern auch gegen die in Marokko lebenden Fremden, vor allem gegen Deutsche — eine Aufzählung von französischen Lügen zugunsten ihrer Abenteurerpolitik, langen Berichten über einen von seinem Volke verachteten, gehaßten und schließlich abgesetzten Sultan ohne Energie und eigenen Willen; eine lange Erzählung von einem Herrscher ohne Land, von ungetreuen Beamten, die aber getreulich bei dem Ruin ihres Vaterlandes halfen; von einem armen, geduldigen Volk, das künstlich zum Aufstand gegen die Franzosen und seinen eigenen Sultan gereizt wurde und

sich nach besseren Zeiten sehnt: kurz, es würde eine lange Leidensgeschichte sein von der Zugrunderichtung eines Landes durch einige französische Spekulanten.

Die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo endlich Mulai Hafid anerkannter Herrscher Marokkos ist. Das Volk, das er heute schon, obgleich noch nicht anerkannt, beherrscht, sieht zu ihm auf wie zu einem Befreier aus finsterer Not, und er hat es verstanden, dort, wo er gebietet, die Ruhe, Sicherheit und Ordnung wiederherzustellen. Er genießt nicht nur das Vertrauen seines Volkes, sondern auch das der nicht französischen Europäer.

Eine neue, friedliche Zeit kann für Marokko aber erst dann eintreten, wenn Frankreich seine Hände ganz davon läßt, wenn es seine sämtlichen Truppen aus der Schauiaprovinz zurückgezogen hat. Wird diese Zeit je kommen? Wird das alte Spiel der Franzosen von Neuem beginnen, um sie nicht kommen zu lassen?

Das sind die zwei bangen Fragen, deren Beantwortung der Zukunft vorbehalten bleibt.

Das schrieb ich im September 1908. Inzwischen ist Mulai Hafid von den Mächten als rechtmäßiger Herrscher Marokkos bestätigt worden. Doch ist in diesen Tagen auch noch von Deutschland etwas anderes anerkannt worden: die politische Vorherrschaft Frankreichs in Marokko. Am 9. Februar dieses Jahres wurde bekanntlich in Berlin das deutsch-französische Marokko-Abkommen unterzeichnet, laut welchem Deutschland auf jede weitere politische Betätigung in Marokko zugunsten Frankreichs verzichtet und Frankreich die deutschen wirtschaftlichen Interessen im Scherifenreiche voll anerkennt und ihnen die Gleichberechtigung neben den französischen verspricht.

Geben wir uns keinen allzugroßen Hoffnungen hin! Denn wenn auch die nächsten Jahre — vielleicht — einen kleinen Aufschwung des deutschen Marokkogeschäftes bringen sollten, Frankreich wird es doch verstehen, uns mit der Zeit dort hinauszu-

drängen. Wer anderer Ansicht sein sollte, nun, der kennt eben die Franzosen nicht.

Auf meine an die Zukunft gerichtete Frage kann man jetzt die Antwort mit ziemlicher Sicherheit geben: Frankreich wird weiter im Sinne der „pénétration pacifique" arbeiten, und Marokko wird mit der Zeit französisches Protektorat werden. Daran wird das neue deutsch-französische Abkommen nichts ändern, wenn es darin auch heißt, daß die Algeciras-Akte in Kraft bleiben und besonders, daß die Unabhängigkeit und Integrität Marokkos sowie die offene Tür gewahrt werden soll. Denn Frankreich hat sich bisher um diese Bestimmungen nicht gekümmert — das geht wohl zur Genüge aus den Ereignissen der letzten Jahre hervor — und wird es in Zukunft erst recht nicht tun, da Deutschland ihm politisch freie Hand lassen will!

Leider ist dadurch, daß wir jetzt Marokko den Franzosen bedingungslos ausgeliefert haben, unser Ansehen unter den Marokkanern völlig zerstört worden und uns dort ansässigen Deutschen wird mit der Zeit nichts anderes übrig bleiben, als dieses Land, das wir als unsre zweite Heimat liebgewonnen haben, bald endgültig zu verlassen.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Zur Einführung . . . . . 5—6

Erstes Kapitel . . . . . 7—15
Erste Eindrücke. — Dienstantritt. — Endgültige Beseitigung des Piratenunwesens. — Die Mannschaft des „Turki".

Zweites Kapitel . . . . . 16—24
Avancement. — Hadsch Mohamed Torres. — Marokkanisches Trockendock in Larasch. — Der Fastenmonat Ramadan. — Kasba Saida. — Die Zöllner.

Drittes Kapitel . . . . . 25—31
Mogador. — Agadir. — Ausflug nach der Kasba Gelulis. — Kap Juby. — Englische Pläne und ihr Scheitern. — Die kleine Garnison. — Die Wüstensöhne.

Viertes Kapitel . . . . . 32—36
Beginnender Verfall in Marokko. — Schech Maolein. — Seine Leute. — Sid Hussain.

Fünftes Kapitel . . . . . 37—41
Sultansspielzeug. — Mißwirtschaft und Unzufriedenheit des Volkes. — Der Verbleib des Spielzeugs. — Endliche Reparatur des Schiffs. — Wachsende Erbitterung des Volkes. — Bu Hamara. — Beginn des Bu Hamara-Aufstandes.

Sechstes Kapitel . . . . . 42—48
Bu Hamara geht nach dem Riff. — Mulai Arafa. — Kaid Baschir. — Das „fürstliche" Geschenk. — Mulai Amrani. — Der Fall der Kasba Frochana. — Abzug der Sultansleute aus Melilla.

Siebentes Kapitel . . . . . 49—64
Raissuli. — Arsila in Not. — Tetuan bedroht und entsetzt. — Die Stadt Tetuan. — Gespräche mit Kaid Baschir. — Die Soldaten. — Kriegsgefangene. — Protektionswesen. — Ein kleiner „Krieg".

Seite

Achtes Kapitel . . . . . 65—77

Neue Truppensendungen nach der Grenze. — Anmaßendes Volk. — Rkina. — Port Say. — Das Marokkanische Lager. — Die Gefangenen. — Freudenfeste in Tetuan. — Verhinderte Reise nach Udschda.

Neuntes Kapitel . . . . . 78—88

Alkassar. — Trübe Stimmung unter den Deutschen in den Küstenstädten. — Die vertriebenen Frochanaleute. — Der diebische Amin. — Mißglückte Flucht eines Gefangenen. — Kaid Hadsch Allal's Erzählungen. — Sinken des Geldwertes. — Dr. Genthe.

Zehntes Kapitel . . . . . 89—98

Übelriechende Ladung. — Die erste Kriegsfahrt des „Turki". — Die abgeschossene Hand. — Alfons XIII. in Melilla. — Ende der Kriegsfahrt.

Elftes Kapitel . . . . . 99—106

Beunruhigung in Tanger. — Geldverlegenheit des Sultans. — Ungetreue Beamte. — Der Beginn der Pénétration pacifique. — Der französische Gesandte in Fes. — Hinhalten der Verhandlungen durch den Sultan. — Anmaßung der Franzosen und Mutlosigkeit der übrigen Europäer.

Zwölftes Kapitel . . . . . 107—117

Der Kaiser kommt. — Vorbereitungen. — Mulai Abd el Malek. — Mr. Harris' Meinung. — Feststimmung. — Der Kaisertag. — Feste nach dem Feste. — Graf Tattenbach geht nach Fes.

Dreizehntes Kapitel . . . . . 118—127

Stimmung an der Grenze. — Ein alter Legionär. — Deutsche Ratschläge. — Französische Intrigen. — Stand der Operationen gegen Bu Hamara und Bu Hamama. — Dr. Rosen. — Der Zauberkünstler.

Vierzehntes Kapitel . . . . . 128—137

Das Zeltlager am Kap Restinga. — Streik der Hafenleute in Tanger. — Schmuggelnde Sultansbeamte. — Der Mörder des Konsuls. — Alte portugiesische Festungswerke in Larasch. — Kriegspläne. — Französische Pläne. — Die Beratung. — Die Chafarinas-Inseln.

Seite

Fünfzehntes Kapitel . . . . . 138—147
Ben Taher und seine Leute. — Das Montieren der Geschütze. — Die erste Schießerei. — Ein Gespräch mit Riffleuten. — Der spanische General in Melilla. — Bei Ben Taher im Zelt. — Gerüchte aus Algeciras.

Sechzehntes Kapitel . . . . . 148—156
Nach dem Mar Chica. — Die Sache wird ernst. — Der „Zenith" rückt aus. — Die „Lalande". — Ein hochnotpeinliches Verhör. — Die Telegramme. — Der Brief des Kommandanten. — Eine Wagenfahrt durch Melilla. — Der Zeitungsbericht.

Siebzehntes Kapitel . . . . . 157—164
Weitere Kriegsfahrten. — Das erste Boot gekapert. — Spanische Verstimmung. — Prügelstrafe. — Ben Tahers Anhang. — Krankheit an Bord. — Der wütende Greis. — Zurück nach Tanger.

Achtzehntes Kapitel . . . . . 165—175
Wieder nach dem Kriegsschauplatz. — Herr und Frau Mannesmann. — Weitere interessante Bekanntschaften. — Gäste an Bord. — Spanische Wünsche. — Bei Sid Abdrachman in Adschrut. — Stürmische Bootfahrt. — Die französischen Zeitungen. — Nach Port Say. — Eine Nacht im Zelt. — Ende der Algeciras-Konferenz.

Neunzehntes Kapitel . . . . . 176—184
Jagd auf Segelboote. — Fatalismus. — Der Harem Ben Tahers. — Das beabsichtigte Bombenattentat. — Spanische Ostersitte. —Kontrebandisten. — Der Schuß.

Zwanzigstes Kapitel . . . . . 185—195
Ein Nachtkampf. — Die Prise. — Der ungehaltene Gouverneur. — Der habsüchtige Greis. — In der Wohnung des Baschas. — Seine Morgentoilette. — Unterhandlungen. — Reibereien mit Ben Taher. — Ein komischer Zwischenfall. — Alhucemas.

Einundzwanzigstes Kapitel . . . . . 196—206
Verteilung der Beute. — Die abgeschnittenen Köpfe. — Neue Prise. — Der Greis und ich vor Gericht in Tanger. —

Seite

Die Instruktion des spanischen Generals. — Häuser aus verdorbenem Mehl. — Truppenschau. — Omars Erzählung. — Ben Taher in neuer Wut. — Nach Tanger.

Zweiundzwanzigstes Kapitel . . . . . 207—216
Die Konferenz bei Torres. — Plan zur Vernichtung Bu Hamaras. — Ben Taher wird abgesetzt. — Ein Zwischenfall in Tanger. — Wieder nach dem Kriegsschauplatz. — Neue Prise. — Unsere Gefangenen. — Neue französische Machenschaften. — Die gescheiterten Pläne des B.

Dreiundzwanzigstes Kapitel . . . . . 217—229
Dr. Rosen reist nach Fes. — Madame du Gast. — Neues von Bu Hamara. — Ein Fest an Bord. — Der Sklave. — Ramadan. — Chalifa Schirgi gefangen. — Seine Erzählung. — Eine traurige Prozession in Tanger.

Vierundzwanzigstes Kapitel . . . . . 230—238
Eine Casablanca-Reise. — Die Leute des Wüstenfürsten. — Wieder nach der Grenze. — Pläne gegen Bu Hamara. — Machenschaften gegen Raissuli. — Besuch an Bord. — Zwei trübe Nachrichten. — Endliches Überschreiten des Flusses. — Desertierte Fremdenlegionäre. — Einige Worte über die Fremdenlegion.

Fünfundzwanzigstes Kapitel . . . . . 239—246
Der Bascha geht nach Melilla. — Reibereien auf neutralem Gebiet. — Desertierte Prätendentenleute. — Sid Hamed's Inspektionsreise und Erzählung. — Geldmangel. — Bumgais' Erzählungen. — Eine stürmische Weihnachtsnacht. — Doch noch eine Weihnachtsfreude.

Sechsundzwanzigstes Kapitel . . . . . 247—263
Mulai Mustafas Bericht am Hofe. — Die Geldnot wächst. — Endlich ein wenig Geld. — Die Reiterei des Prätendenten. — Strandung des „Turki". — Der „Zenith" rückt wieder aus. — Die Bergung. — Spanische Hülfe. — Ein vereiteltes Freudenfest. — Abschied vom General und vom Bascha. — Letzte Rückkehr nach Tanger. — Schluß.

Verlag von Wilhelm Weicher :: Berlin W. 30 :: Haberlandstr. 4

Empfehlenswerte Bücher

Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika

von

Hauptmann M. Bayer

während des Südwestafrikanischen Krieges im Generalstab der Schutztruppe

6.—10. Tausend

Über 300 Druckseiten mit 100 Bildern und Skizzen und einer Karte.

Vornehm gebunden — **Preis 5 Mark.**

Das Hauptquartier im Namaland

Das Bayer'sche Buch und die Kritik:

Münchner Neueste Nachrichten:

„. . . lebendige Kriegsgeschichte in spannender, fesselnder Form. Wie ein Roman geschrieben, und doch alles Wahrheit, fast durchweg Selbstgesehenes, Selbsterlebtes. Schlicht und ohne Ruhmredigkeit erzählt er, wie es wirklich zuging. . . . Wir sehen hier Männer, die im dichtesten Kugelregen sich ruhig unterhalten wie im Kasinosaale, die durch ihre Kaltblütigkeit auch in kritischen Momenten der Truppe neues Vertrauen einflößen, wir sehen sie mit dem Reiter kameradschaftlich den oft so kärglichen Proviant teilen . . . Alle diese Männer, die Peter Moor gleichsam von weitem nur ahnen läßt, deren Namen er nicht einmal nennt, sie werden hier zu Fleisch und Blut und treten dem Leser menschlich näher . . .

Die Leipziger Neueste Nachrichten

stellen **Hauptmann Bayers Werk dem bisher besten Buch über Südwest, Frenssens Peter Moor, ebenbürtig an die Seite** und schreiben u. a.: „Weit entfernt, eine trockene militärische Darstellung der Ereignisse zu geben, weiß der Verfasser, der ein geradezu glänzender Erzähler ist, seine Erlebnisse in so packender und anschaulicher Weise vorzutragen, daß es einem ordentlich warm ums Herz wird. **Das Werk kann wirklich als ein literarisches Denkmal unserer südwestafrikanischen Krieger angesprochen werden.**

Berliner Neueste Nachrichten:

„. . . Hauptmann Bayer ist ein brillanter Erzähler und Schilderer. Glänzend sind auch die Naturschilderungen. Stets ist der Verfasser bemüht, die Taten der **Kameraden** und **Reiter** in das richtige Licht zu setzen, ihren Heldenmut, ihre Unermüdlichkeit und Hingabe hervorzuheben. **Viele bisher noch unveröffentlichte Episoden und Begebenheiten konnten geschildert werden.**"

Leipziger Tageblatt:

„. . . Wir glauben den Wert der zahlreichen anderen, in ihrer Art selbstverständlich auch schätzbaren Bücher über den Feldzug in Südwestafrika nicht herabzusetzen, wenn wir **das Bayer'sche Werk schechthin als das Buch über den Aufstand und dessen Bekämpfung bezeichnen,** und deshalb können wir es allen Deutschen nicht dringend genug empfehlen.

Reclams Universum:

„Kriegsgeschichtliche Wahrheit und doch kein trocken-militärisches Werk. Hauptmann Bayer vermeidet es lehrhaft, pathetisch zu sein, er schreibt einfach und schlicht, aber mit einer Herzenswärme, die uns mitreißt."

Mit dem in erfreulicher Weise wachsenden Interesse für unsre Flotte und unsre Kolonien hat sich naturgemäß auch die Produktion auf dem Gebiete der Marine- und Kolonialliteratur vergrößert. Zu dem Besten und Gediegensten, was dem Deutschen Volke und der reiferen Jugend bisher auf diesem Gebiete dargeboten wurde, gehört nach dem einstimmigen Urteil der Presse und dem Gutachten der berufensten Persönlichkeiten die von **Julius Lohmeyer** gegründete, von **Admiralitätsrat Wislicenus** fortgeführte

Deutsche Marine- und Kolonial-Bibliothek

„Auf weiter Fahrt"

A. Große Ausgabe.

5 reich illustrierte, einzeln käufliche Bände, à **M.** 4,50 gebunden.

Herausgegeben von

Admiralitätsrat G. Wislicenus,

kommandiert zum Reichsmarineamt.

Band VI. erscheint im Oktober 1909.

B. Volksausgabe.

5, besonders für das Alter von 12—14 Jahren bearbeitete, illustrierte Bändchen à **1 M.** gebunden.

Herausgegeben von

G. Gramberg,

Rektor in Berlin.

Dem Unternehmen liegt der Gedanke zu Grunde, in fortlaufender Folge Selbsterlebnisse von Männern darzubieten, die entweder in den Kolonien oder zu See mit Auszeichnung gewirkt und reiche Erfahrungen gesammelt haben, und deren Aufzeichnungen berufen erscheinen, innerhalb unsres Volkes für unsre Kolonien und die Notwendigkeit einer starken Flotte Verständnis und Interesse zu erwecken. Aus alter, neuerer und neuester Zeit berichten Männer, deren Namen den besten Klang haben und dafür bürgen, daß sich mit fesselnder Schilderung unbedingte Zuverlässigkeit verbindet.

Darin liegt der Reiz der bisher erschienenen Bände, und in diesem Geiste sollen auch die folgenden gehalten sein!

Möchte **„Auf weiter Fahrt"** immer mehr Eingang finden in den deutschen Familien und in den Volks- und Schulbüchereien, denen die Bände ganz besonders empfohlen werden können.

Mitarbeiter an „Auf weiter Fahrt".

Leutnant Graf v. Arnim †.
Hauptmann Bayer.
Korvettenkapitän Graf Bernstorff
Frau M. v. Eckenbrecher.
Frau H. v. Falkenhausen.
Wilhelm Filchner.
Dr. Finsch.
Legationssekretär Dr. Franke.
Oberleutnant Fritschi.
Korvettenkapitän Gerstung.
Marineoberpfarrer Goedel
E. v. Hesse-Wartegg.
Hauptmann Koeppen.
Stabsarzt Dr. Kuhn.
Vizeadmiral Kühne.
Major Langheld.
Hauptmann Leßner.
Hauptmann Leue.
Generalleutnant v. Liebert.
Leutnant v. d. Marwitz †
Kapitän z. S. Menß.
Oberst v. Morgen.
Wirklicher Geh. Rat Dr. v. Neumayer †
Dr. Joachim Graf v. Pfeil.
Konteradmiral Rosendahl.
Stabsarzt Dr. Sander.
Kapitän z. S. Schlieper.
Konteradmiral Schoenfelder
Major Kurd Schwabe.
Fregattenkapitän Walther.
Dr. Georg Wegener.
Konrad Weidmann †.
Vizeadmiral R. v. Werner †.
Johannes Wilda.

u. a.

Einige Urteile von vielen:

„Das ausgezeichnete, von Vaterlandsliebe und strenger, edler Wahrhaftigkeit getragene Buch, das so reiche Schätze an spannenden, die Kräfte stählenden, die Unternehmungslust fordernden Mitteilungen enthält, verdient von alt und jung gelesen zu werden. Es ist im besten Sinne des Wortes ein Volksbuch, das in keiner Bücherei, in keiner Schule fehlen sollte und jedem Hause zur Zierde gereicht; mit seinen vortrefflichen Bildern ein Festgeschenk von bleibendem Werte."

gez. Generalleutnant v. Alten.

. . . . „Die Zeiten, so ernst sie waren und noch sind, haben aber doch das Gute gehabt, daß sie das Interesse des deutschen Volkes für seine Kolonien geweckt und belebt haben. Damit gewinnt ein Unternehmen wie „Auf weiter Fahrt", welches in hohem Grade geeignet ist, das Verständnis für unsere Kolonien zu verbreiten, immer mehr und mehr an Bedeutung. In diesem Sinne kann ich Ihnen dazu von ganzem Herzen auch fernerhin nur Glück wünschen."

gez. v. Deimling, Generalmajor.

Die „Tägliche Rundschau" schreibt: „Aus der binnenländischen Enge wird der Blick hinaus gelenkt auf die wunderschöne, weite Gotteswelt, auf die Herrlichkeit der ewigen Natur in allen Erdteilen, auf allen Meeren. Wir stellen den Bänden aus voller Überzeugung als beste Empfehlung das Zeugnis aus, daß sie trefflich geeignet sind, das vaterländische Gemüt zu beleben und den deutschen Gesichtskreis zu erweitern. Daß die Auswahl der Originalbeiträge nach pädagogischen Rücksichten einwandsfrei, ja ganz vorzüglich ist, dafür bürgt der Name der Herausgeber, deren Werk ein günstiger Wind die Segel „Auf weiter Fahrt" schwellen möge, überallhin, wo deutsche Jünglinge wohnen und für Deutschlands Kolonien und Seeherrschaft sich begeistern."

. . . . „Wie alles, was Lohmeyer geschaffen hat, zeugen auch diese Bände von hoher Vaterlandsliebe. Die Sammlung bietet eine sehr schöne Auswahl von Erlebnissen unsrer besten Forschungsreisenden; sie hat in ihrer schlichten Ehrlichkeit stets den Reiz des Selbsterlebten und Wahren und erscheint vorzüglich geeignet, den Blick hinauszulenken in die weite Welt. Der Erzählungston ist meistens frischlebendig, die Handlung in den meisten Fällen spannend, die Phantasie wird in günstiger Weise angeregt. Die Sammlung paßt auch für Schülerbüchereien, und ich möchte die Bände jedem deutschen Knaben zu eigen in die Hand geben, damit möglichst viele unserer Jungen von dem aus diesen Büchern wehenden kräftigen und belebenden Geiste einen Hauch verspüren."

Monatsschrift für höhere Schulen.

„Was die Vereine zur Verbreitung guter Schriften in unermüdlicher Arbeit erstreben, ist in „Auf weiter Fahrt" erreicht; eine Lektüre für Unterhaltung und Belehrung, die das Herz erfrischt, die Seele kräftigt und den Blick weitet."

Leipziger Illustrierte Zeitung.

Eine Weltreise unter deutscher Flagge

51000 Seemeilen mit dem deutschen Kreuzergeschwader

von **C. F. Sperling.**

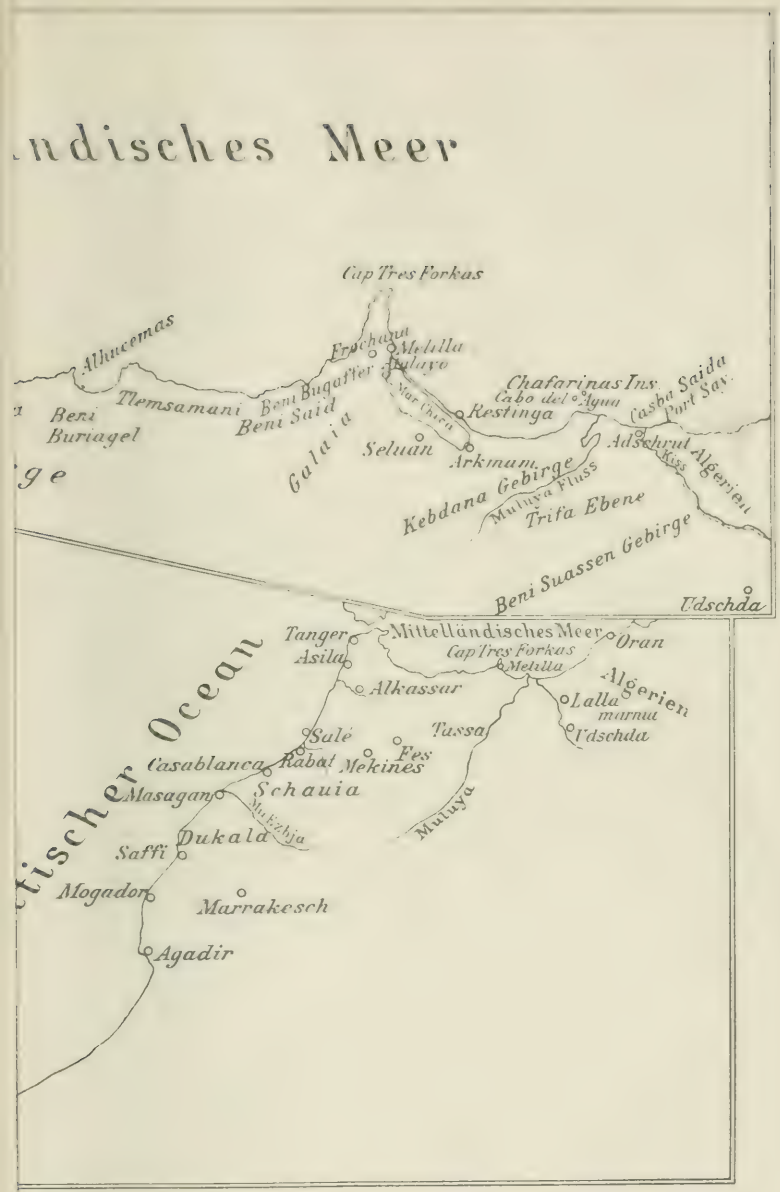
194 Seiten mit 32 Vollbildern. Vornehm geb. **M. 4.50.**

Jinrikscha.

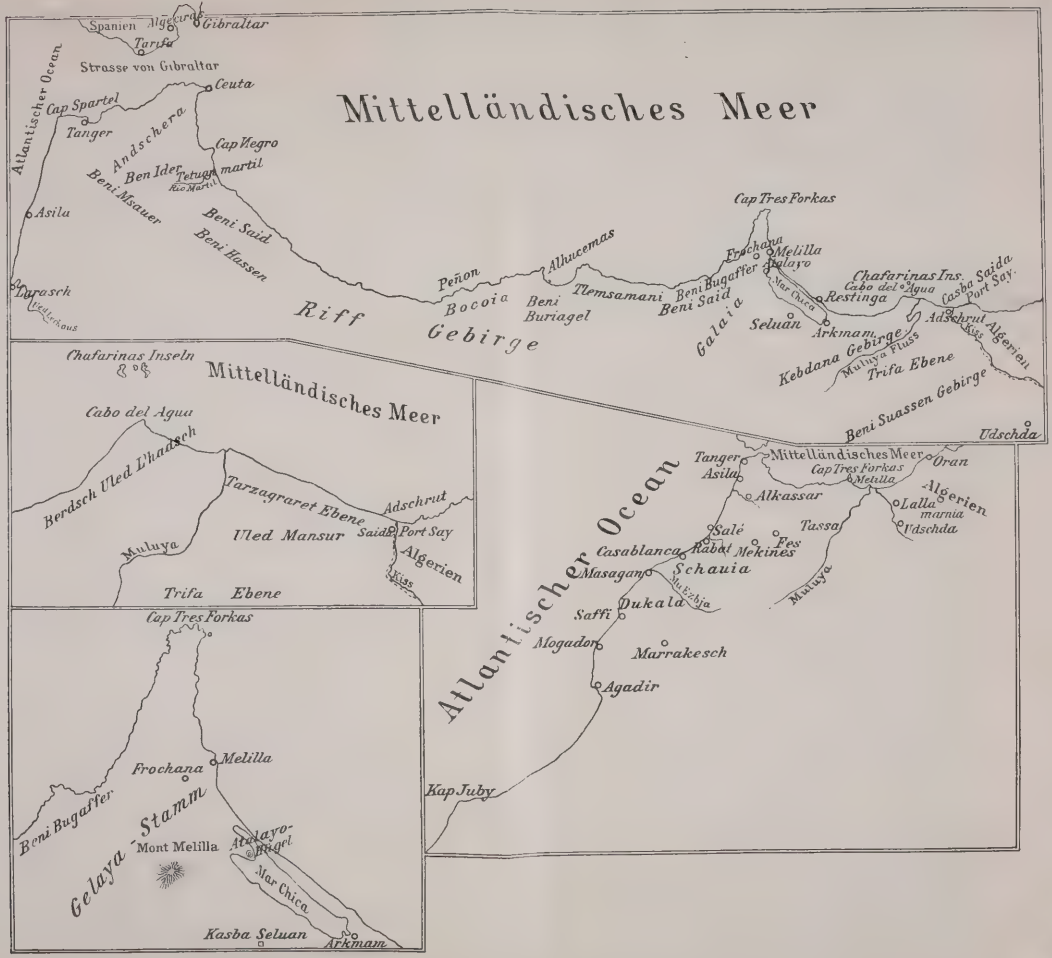
Einige Urteile:

Ein prächtiges Buch, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen. Von Ost nach West, nach Süd und Nord führt es den Leser zu den interessantesten Gegenden unserer Erde, niemals in langweiliger Breite verweilend, sondern stets nur das Charakteristische und Außerordentliche hervorhebend. Die eleganten, spannenden Schilderungen erstrecken sich aber auch mit Liebe auf das Leben und Treiben der Matrosen an Bord zur Zeit der Muße und geben Kunde von dem freundlichen, auf gegenseitigem Vertrauen beruhenden Verhältnis, das in der deutschen Kriegsmarine zwischen Vorgesetzten und Untergebenen obwaltet. Eine sehr angenehme und erfreuliche Lektüre. Königsb. Allg. Ztg.

Es ist ein Stück Seemannsleben von heute, das der Verfasser hier entrollt, fesselnd, humorvoll, frei von allem romantischen Beiwerk. Hervorragend sind auch die geographischen und ethnographischen Schilderungen, die der Verfasser einflicht; sie gehören zu dem Besten, was von einem Nichtfachmann in dieser Beziehung bisher geboten worden ist. Am Schlusse nennt Sperling die Lebensstellungen, die einem als Schiffsjungen in die kaiserliche Marine eintretenden Jüngling offen stehen. Möge das schöne Buch seinen Weg in die weitesten Kreise finden; es verdient warme Empfehlung. Schlesische Ztg.



ndisches Meer
Cap Tres Forkas
Alhucemas
Frochana
Melilla
Alalayo
Chafarinas Ins.
Cabo del Agua
Casba Saida
Port Say.
Tlemsamani
Beni Bugaffer
Beni Said
Beni Buriagel
Mar Chica
Restinga
Galaia
Seluan
Arkmam
Adschrut
Kiss
Algerien
Kebdana Gebirge
Muluya Fluss
Trifa Ebene
Beni Suassen Gebirge
Udschda
Tanger
Mittelländisches Meer
Oran
Asila
Cap Tres Forkas
Melilla
Algerien
Alkassar
Lalla marnia
Udschda
Tassa
Salé
Fes
Casablanca
Rabat
Mekines
Masagan
Schauia
Muluya
Dukala
Saffi
Mogador
Marrakesch
Agadir
tischer Ocean


Mittelländisches Meer
Spanien
Algeciras
Gibraltar
Tarifa
Strasse von Gibraltar
Atlantischer Ocean
Ceuta
Cap Spartel
Tanger
Andschera
Cap Negro
Ben Ider
Tetuan
Rio Martil
Beni Msauer
Asila
Beni Said
Beni Hassen
Larasch
Ued Lekous
Riff Gebirge
Peñon
Alhucemas
Bocoia
Beni Buriagel
Temsamani
Beni Said
Beni Bugaffer
Galaia
Cap Tres Forkas
Frochana
Melilla
Malayo
Mar Chica
Seluan
Arkmani
Chafarinas Ins.
Cabo del Agua
Restinga
Casba Saida
Port Say
Adschrut
Algerien
Kebdana Gebirge
Muluya Fluss
Trifa Ebene
Beni Suassen Gebirge
Udschda
Chafarinas Inseln
Mittelländisches Meer
Cabo del Agua
Berdsch Uled Lhadsch
Tarzagraret Ebene
Adschrut
Uled Mansur
Said
Port Say
Muluya
Algerien
Trifa Ebene
Cap Tres Forkas
Frochana
Melilla
Beni Bugaffer
Gelaya-Stamm
Mont Melilla
Atalayo-Hügel
Mar Chica
Kasba Seluan
Arkmann
Atlantischer Ocean
Tanger
Asila
Mittelländisches Meer
Cap Tres Forkas
Melilla
Oran
Alkassar
Algerien
Lalla marnia
Udschda
Salé
Tassa
Casablanca
Rabat
Mekines
Fes
Schauia
Masagan
Muluya
Saffi
Dukala
Mogador
Marrakesch
Agadir
Kap Juby

BINDING SLOT: MAR 19 1969

DT 310 K33
Karow, Leonhard
Neun Jahre in marokkanischen Diensten

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 25 01 08 005 3